

READER

RIESENENGBIRGE / KARKONOSZE

ISERGEGBIRGE / GÓRY IZERSKIE

INHALT - CONTENT

Glashütten des Spätmittelalters im Isergebirge - von Erhard Krause.	3
Einiges zu den Glashütten im Riesengebirge.	8
Die Krummhübler Laboranten.	11
Auf den Spuren der schlesischen Weberei.	13
Der Beginn des Leinengewerbes in Schlesien - von Joachim Engelmann.	17
Die alten Waldglashütten im Isergebirge. -von Erhard Krause.	22
Mittelalterliche Glasherstellung in Europa.	24
Von alten Walenzeichen im Riesen- und Isergebirge. - von Erhard Krause.	25
Das Riesengebirge, Kultur und Geschichte bis 1945 - Arno Herzig.	31
De Geschichte der Riesengebirgsregion nach dem zweiten Weltkrieg.	37
Stadt und Landkreis Hirschberg im Riesengebirge, Einwohner 1939 und Reichstagwahlen 1933.	43
General information about the Polish region of Góry Izerskie/ Iser Mountains.	47
Localization and reach.	47
Geological structure.	48
Mineral resources.	48
Climate.	49
Water.	49
Flora.	50
Fauna.	51
History and settlements.	51
Economy and land use.	52
Material culture and art.	53
Excerpts of Dictionary entries about villages.	55
Walls of Kopaniec.	57
Umgebindehäuser.	60
Seiferschau (Kopaniec)	63
Alt Kemnitz (Stara Kamienica) i. Riesengebirge, Kreis Hirschberger im Jahre 1927.	63
Reibnitz (Rybnica) i. Riesengebirge, Krs. Hirschberg im Jahre 1927.	64
Schlesische Textilindustrie.	64
Schreiberhau (Szklarska Poreba) i. Riesengebirge.	67
Hirschberg (Jelenia Góra) im 15. Jahrhundert.	70
Von den sagenhaften Goldgruben im Isergebirge - von Erhard Krause	71
Die Quarzgänge im Isergebirge von Erhard Krause	79
Von alten Walenzeichen im Riesen- und Isergebirge - von Erhard Krause	81

Die Wahlen oder Venetianer im Erzgebirge. **81**
Venetianer, Walen oder Welsche **85**
Jarosław Szczyżowski The Mysteries of Our Mountains – A Thing About Glassworks **88**
Asciburgius **101**
Die Geschichte des Isergebirges **102**
Florentiner **106**
Familie Schaffgotsch und Burchten; teksten von Wikipedia und Ulrich Jonker **107**
Medieval glass works in Chromiec (archaeological research in 2003) **117**
Glas: Herstellung und Geschichte **119**
A mine behind the window – a residents‘ drama **131**
Die alten Waldglashütten im Isergebirge - von Erhard Krause **132**
Glashütten des Spätmittelalters im Isergebirge - von Erhard Krause **133**
Das Kind im Aberglauben des Isergebirges. Zeitschrift für Volkskunde 1917 **138**
Eine vergessene Glashütte. von Breuer (Wanderer 1895) **140**
Das geheimnisvolle Dorf Quirl zwischen Hermsdorf / Kynast und Petersdorf. von Curt Liebich,
Wolfenbüttel (Wanderer 1918) **144**
Zwei wiedergefundene Glashütten von Oberförster Bormann (Wanderer 1896 -4) **147**
Gross-Iser Will-Erich Peuckert **148**
Rübezahl - Sage und Wirklichkeit von Ullrich Junker **150**

Glashütten des Spätmittelalters im Isergebirge Schilderungen aus dem Isergebirge - von Erhard Krause

An einigen Orten des Isergebirges, auf böhmischer und schlesischer Seite, ist bereits im Spätmittelalter Glas geschmolzen worden. Zwar sind die urkundlichen Belege darüber sehr spärlich oder fehlen ganz, dafür aber geben uns altüberlieferte Orts- und Flurnamen Kunde von dem einstigen Bestehen solch früher Glaserzeugungsstätten in unserer waldreichen Gebirgsheimat. Werner Trillmich schreibt in seinem aufschlussreichen Buch 'Siedlung und Wirtschaft im Isergebirge bis zu der Schwelle des Industriezeitalters' (Breslau 1939) über die Anfänge der Glasmacherei im Iser- und Riesengebirge u. a.: 'Seit dem 14. Jahrhundert gewann die Glasmacherei Anteil an der Urbarmachung umfangreicher Waldgebiete. Sie war nicht wie Landwirtschaft und Bergbau von der Bodenbeschaffenheit abhängig. Den zu ihrem Betrieb notwendigen Quarzsand bot das Gebirge in ausreichender Menge und Qualität. Bestimmend für die Gründung der Glashütten war das Vorhandensein von billigem Holz, das in großer Menge zu Gewinnung von Pottasche und zum Ausschmelzen der Glasmasse gebraucht wurde. Da weite Holztransporte eine zu starke Verteuerung der Glaswaren zur Folge gehabt hätten, mussten die Hütten, sobald die Umgebung abgeholzt war, dem Walde in bisher ungenützte Gebiete nachziehen. Durch Funde lässt sich das Vorrücken dieser Betriebe in größere Höhen verfolgen. Seiferschau und Schreiberhau verdanken ihnen Entstehen und Wachstum.

Trillmich erwähnt die Hütte am Schwarzen Berge bei Schreiberhau, die, 1366 erstmals urkundlich bezeugt, 1371 bereits als seit alters vorhanden bezeichnet wird und schreibt: '1405 wurde auch am Zackenkamme Glas hergestellt'. Diese letztere Angabe für die Glasherstellung auf dem zum Isergebirge gehörenden Zackenkamme ist durch neuere Forschungsergebnisse überholt. Curt Liebich veröffentlichte in seinem Buch 'Werden und Wachsen von Petersdorf im Riesengebirge' (Holzner Verlag, Würzburg 1961) erstmals eine gekürzte und ins Hochdeutsch übertragene Abschrift einer im Kameralamtsarchiv in Hermsdorf (Kynast) befindlichen Urkunde vom 11. IV. 1343 über den Verkauf des Waldes 'Sifridishau' (Seiferschau) an Peter von Bohrau durch Herzog Heinrich von Schlesien. In dieser Urkunde (beurkundet in Lauban) heißt es hinsichtlich der dem Käufer des Waldes eingeräumten Rechte u. a. wörtlich: 'Sunderlich mag er einen Gläser haben auf demselben Gute.'

In diesem urkundlichen Beleg von 1343 ist also schon 23 Jahre früher als in der 1366 erstmals erwähnten Glashütte von Schreiberhau von einem 'Gläser' (Glasmacher) die Rede, was bedeutet, dass in dem Ort Seiferschau am Zackenkamme bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (vielleicht sogar schon früher) Glas geschmolzen worden ist. Auch als Gottsche (der Burgherr vom Kynast) am Katharinentage des Jahres 1405 von Wilrich und Hans von Liebental den Wald 'Seyfridishaw' (Seiferschau) kaufte, wurde ihm ausdrücklich das Recht eingeräumt, dort einen 'Glezer' (Glasmacher) im Wald zu haben. Dies deutet darauf hin, dass das Recht auf die Glasherstellung im Seifershauer Walde alt verbrieft war. Namen von Glasmachern aus dortiger Gegend sind uns zum Unterschied zu Schreiberhau nicht überliefert. Wir wissen jedoch von Bodenfunden, die das 'Wandem' der Seifershauer Hütte in höhergelegene Waldgebiete des Zackenkammes bestätigen; auch geben uns die dort befindlichen Waldflurstellen 'Hüttstatt' und 'Hüttenbusch' Kunde davon.

Wie Herr Horst Hoferichter in Nottuln, Wallstr. 1, dem Verfasser dieses Aufsatzes mitteilte, floß durch die Ländereien der Familie Hoferichter in Seiferschau das 'Hüttenwasser', was als ein

weiterer Hinweis auf die dortige ehemalige Glashütte anzusprechen ist. Herr Hoferichter ist Herausgeber des 1989 im Selbstverlag erschienenen Heimatbuches 'Seiferschau im Riesengebirge', das auf den Seiten 98/99 einen Auszug eines von Erhard Krause im 'Volksboten' (München) erschienenen Beitrags über die ältesten Glashütten im Iser- und Riesengebirge enthält. Was die erwähnten Bodenfunde am Zackenkamme betrifft, so lesen wir darüber in der Arbeit von Dr. Hugo Seydel 'Beiträge zur Geschichte des Siegelstein- und Glasschnitts und der Glaserzeugung im Riesenn und Isergebirge' (enthalten im Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer, Breslau 1919) auf Seite 262 folgendes: 'Noch von zwei anderen alten Glashütten haben wir durch Ausgrabungen in neuerer Zeit Kunde erhalten. Ich verweise auf den hierüber von Oberförster Bormann in Petersdorf im 'Wanderer' am 1. April 1896 veröffentlichten Bericht. Danach wurden im Sommer 1895 an dem Nordabhang des Zackenkammes im Kemnitzbachtal in halber Höhe des Geiersberg-Hüttenbusches auf zwei etwa 1000 Meter auseinanderliegenden Waldwiesen Reste einstmaliger Glashütten gefunden und zwar an der einen, am 'roten Flosse' gelegenen Stelle Glasbrocken und vier kleine Stücke eines weißen Glases sowie Stücke zerbrochener Häfen und Tongefäße; an der anderen Stelle verschiedenartig gefärbte Glasbrocken. Auch diese Fundstücke befinden sich im Museum des Riesengebirgsvereins und zwar zwei Stücke des weißen Glases, von denen das eine eine runde Form hat. Die Glasbrocken zeigen, dass es sich in der Hauptsache nach um Waldglas handelt, von grüner und graugrüner Färbung, einige Brocken sind leicht rötlich und bläulich irisierend gefärbt. Die Plätze liegen etwa 1 Stunde entfernt von Antoniwald-Ludwigsdorf, in der Nähe des alten 'Hüttstattweges', die von Seiferschau in der Richtung Leopoldsbaude die nächste Verbindung war nach dem wertvollen Quarzbruch an der 'Weißen Steinrücke' am Nordabhang des Iserkammes, aus dem ja in alter wie in neuerer Zeit die Glashütten des Iser- und Riesengebirges ihren Bedarf an Quarz entnahmen.'

Dr. Hugo Seydel schreibt dann in seiner interessanten glasgeschichtlichen Abhandlung weiter: im Isergebirge haben einstmals noch Glashütten sich befunden in Schwarzbach, Antoniwald und Flinsberg. Die Schwarzbacher Hütte wurde 1651 vom Glasmeister Martin Scholz auf Üchtrizschem Gebiet errichtet. In dem Schöppenbuch vom Schwarzbach ist eingetragen ein Kauf vom 15. Juli 1681, wonach etwa zwei Jahre zuvor 'Herr Elias Wolfgang Glasmeister zu Antoniwalde unter der Hochgräflich Schaffgotschen Herrschaft Greiffenstein glegen' die Schwarzbacher Hütte gekauft hat. Die Kirchenbücher von Meffersdorf, die bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurückgehen führen zahlreiche Namen von Glasmachern, Glasmalern, Schürern der Glashütte in Flinsberg auf. Der Familienname Gläser war damals und ist noch heute überaus häufig in Flinsberg. Etwas weiteres über diese Hütten in Antoniwald und Flinsberg ließ sich nicht ermitteln. Voraussichtlich würde eine Durchforschung des Archivs der Schaffgotschen Herrschaft Greiffenstein über diese Glashütten Auskunft geben.'

Dagegen schreibt Frau Dr. Margarete Klante, ebenfalls eine Expertin für die Geschichte des Glases in den Sudeten in ihrer 1934 im 'Wanderer im Riesengebirge' veröffentlichten Arbeit'. Die Glashütte Schwarzbach (Bad Schwarzbach) im Isergebirge' auf Seite 153 im Bezug auf den Antoniwalder Glasmeister Elias Wolfgang: 'Von einer Hütte in Antoniwald fehlt im Schaffgotsch-Archiv jede Spur, der Meister hat wohl nur vorübergehend dort gewohnt.' Diese Angabe von Frau Dr. Klante dürfte stimmen, denn der im südlichsten Zipfel des Kreises Löwenberg am Kemnitzkamme gelegene Isergebirgsort Antoniwald ist verhältnismäßig jung. Er wurde erst in den Jahren 1668 bis 1670 angelegt und 1681 zu Ehren des damaligen

Grundherrn, des Grafen Anton Schaffgotsch, benannt. Der ursprüngliche Name der Ansiedlung war 'Buschkate'. Ob es auf Flinsberger Gebiet eine frühere Glashütte gegeben hat, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, ist aber nach den Angaben von Dr. H. Seydel und Will-Erich Peukert sehr wahrscheinlich. Hinzu kommt, dass die erwähnten Waldflurstellen 'Hüttstatt' und 'Hüttenbusch' am Zackenkamme in der Umgebung der Orte Antoniwald - Ludwigsdorf liegen. Der genannte Glasmeister Elias Wolfgang könnte also an einem der letzten Standorte der Seifershauer Hütte am Zackenkamme tätig gewesen sein und nach Auflassung des dortigen Hüttenbetriebes in Antoniwald Wohnung genommen haben, bis sich ihm 1681 durch Kauf der Schwarzbacher Hütte eine neue Aufgabe bot. Das ist freilich nur eine Vermutung, aber sie hat doch eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, wenn wir auch nicht wissen, wie lange am Zackenkamme Glas geschmolzen worden ist.

Nicht erwähnt wird in den glassgeschichtlichen Arbeiten von Dr. Seydel, Frau Dr. Klante und Dr. K.R. Fischer (Gablonz) die frühe Glashütte in Krobsdorf bei Bad Flinsberg im oberen Queistal, die in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts urkundlich belegt ist und zwar 1433 und 1443. In der Urkunde von 1433 wird eine 'Margareth Frederichynne us der glasehütte by Fredeberg, Nickil Jentschz tochter zu Hermansdorf under deine Kynaste' genannt, was bezeugt, dass die geborene Margarete Jentsch aus Hermsdorf unterm Kynast einen Friedrich heiratete, der in der Krobsdorfer Glashütte als Glasmacher tätig war. Hierzu sei bemerkt: Angehörige der alten Glasmacherfamilie Friedrich waren sowohl in Schlesien wie in Böhmen tätig. In der Urkunde von 1443 wird ein 'Nickel Schuwert us der glashuttin obenig Fredeberg zu Crophdorff' angeführt, sicherlich ebenfalls ein Glasmacher. Nach Angabe des Flurnamensforschers Dr. Arthur Zobel im 'Heimatbuch des Kreises Löwenberg in Schlesien' (3. Ausgabe, Hannover 1959) gehört der Ort Krobsdorf im schlesischen Isergebirge 'als eine der ganz wenigen selbständigen Gemeinden' zu den erst nach 1400 belegten Ausbauorten des Löwenberger Kreises. Die Glashütte dort kann aber schon Jahrzehnte früher bestanden haben, denn laut einer alten Beschreibung Krobsdorfs aus dem Jahre 1825 soll das Dorf schon im 13. Jahrhundert vorhanden gewesen sein und ursprünglich 'Krebsdorf' geheißen haben.

In dieser alten Beschreibung, enthalten in dem Buch 'Geographischstatistisch-geschichtliche Übersicht des Löwenbergischen Kreises in Schlesien' (gedruckt bei J.G.E. Dittrich in Löwenberg 1825) steht über Krobsdorf u. a. folgendes zu lesen: 'Vor 30 Jahren hat man die dem Gürbigschen Bauerngut und vor 18 Jahren auf den Bauer Richterschen Feldern Spuren ehemals dort gestandener Glashütten entdeckt.' Diese Mitteilung lässt darauf schließen, dass die Krobsdorfer Hütte im Laufe der Zeit ihres Bestehens einige Male ihren Standort gewechselt hat, wie dies bei den meisten der alten Waldglashütten der Fall war. Da Will-Erich Peukert in seiner 'Schlesischen Volkskunde' (Heidelberg 1928), S.23, berichtet, dass man auch im Queistal und in Flinsberg hafennähnliche, steinerne Gefäße/Reste von Glashütten gefunden hat, so spricht vieles dafür, dass die Hütte von Krobsdorf in späterer Zeit in höhergelegene Gebirgsteile im Flinsberger Forst verlegt wurde, zumal dort der Grundstoff der Glasbereitung, der Quarz am Weißen Flins in unmittelbarer Nähe vorhanden war.

Auch erscheint es nicht ausgeschlossen, dass der Nickel Queisser, der 1376 in Glasersdorf bei Hochstadt im böhmischen Isergebirge als Glasmeister arbeitete, aus Krobsdorf oder Flinsberg im Queistal stammte, zumal auch tschechische Forscher vermuten, dass dieser Glasermeister aus Schlesien zugewandert ist und der Name Queisser von den Sprachforschern von dem Flusse Queis ('am Queis wohnend') abgeleitet wird. Frau Dr. Klante schreibt bei ihrer Arbeit

‘Schlesisches Glas im Wandel der Jahrhunderte’ (enthalten im Schlesischen Jahrbuch, 8. Jahrgang, 1935/36) über die einstige mittelalterliche Glashütte in Glasersdorf/Hochstadt a. d. Iser: ‘Auch in Böhmen entstand in dieser Zeit ein echtes Gläserdorf, jetzt Sklenarice bei Hochstadt, Isergebirge. Es wird zwar erst 1376 durch den Vertrag bekannt, mit dem der Glaser Nickel Queysser aus Hochstadt Glas nach Glogau in Schlesien lieferte, gehörte jedoch mit den deutschen Orten um Hochstadt und Liebstadt in eine, etwa Mitte des 14. Jahrhunderts aus grüner Wurzel deutsch kolonisierte Waldgegend.’

Ergänzend dazu berichtete der Gablonzer Heimatforscher Dr. K. R. Fischer, ebenfalls im Schlesischen Jahrbuch, 3. Jahrgang, 1930/31, in seiner Abhandlung ‘Von der Glasindustrie auf beiden Seiten des Gebirges’ auf Seite 28: ‘Aus einem deutschen Vertrag im Kodex 988 des Prager Stadtarchivs erfahren wir, dass Nyklas Queysser glazer von Hohenstat 1376 dem ehrbaren Manne Hannus von Glogaw 32 hundert Glas zu liefern hat.’

Unter Hohenstat ist Hochstadt auf der Semiler Herrschaft im Isergebirge zu verstehen, der Ortsname Glasersdorf, das unmittelbar bei Hochstadt liegt, erinnert noch an die ehemalige Glashütte. Es handelt sich hier um einen Lieferungsvertrag eines Glashüttenmeisters mit einem Glaser, der das zu liefernde Glas wahrscheinlich in Prag verarbeitete. Diese Nachricht fällt noch in die Regierungszeit Karls des IV., der die Pracht der Glasfenster in Frankreich kennen gelernt hatte und gewiss auch in den böhmischen Ländern die Glasindustrie wie andere Handwerke und Zünfte förderte.’

Man vermutet, dass es sich bei den 3200 Gläsern, die der Glasmeister Niklas Queisser in Hochstadt dem Domherrn und Pfarrer Hannus in Glogau bis Pfingsten 1377 zu liefern sich vertraglich verpflichtet hatte, um kleine Butzenscheiben handelte. Bedenkt man, dass dieser Glaslieferungsvertrag am Sonnabend nach dem Martinstage (15. November) 1376 abgeschlossen wurde, so muss die Queisserhütte in Glasersdorf für die damalige Zeit doch schon sehr leistungsfähig gewesen sein, wenn Queisser in der Lage war innerhalb von 7 Monaten eine so große Anzahl Gläser fristgemäß auf den Transport nach Glogau zu bringen. In ihrer Arbeit ‘Das Glas des Isergebirges’ (enthalten im ‘Deutschen Archiv für Landes- und Volksforschung’, 2. Jahrgang, Leipzig 1938) berichtet Frau Dr. Klante über die ehemalige Isergebirgshütte in Glasersdorf noch die folgenden interessanten Einzelheiten: ‘Die Glashütte muss weithin guten Ruf gehabt haben. Grabungsfunde lassen auf ein längeres Bestehen der Hütte bei mehrfachem Wechsel des Standortes schließen. Um die Hütte entstand Glasersdorf /Sklenarice. Bei den Häusern ‘U Cermakov’, ursprünglich zu dem alten Richtergute des Ortes (jetzt Nr. 27) gehörig, wurden Hafensteinstücke gefunden und am Bache Machov ebenfalls Hafensteinstücke und Ofensteine, die mit einem sehr hellen Glas durchsetzt sind. Noch heute heißt der Feldweg bei den Häusern ‘U Cermacov’ der ‘Hüttenweg’. 1565 gab es in Glasersdorf einen ‘Gira (Georg) niemetz’ (den Deutschen). Der alte Brunnen auf dem Richtergute heißt noch jetzt nach dem Erbauer der Georgenbrunnen. Ob noch um 1565 hier Glasscheiben gebrannt wurden, lässt sich noch nicht einwandfrei feststellen.

Es handelt sich also bei den Orten Hochstadt/Glasersdorf am Südhang des Isergebirges ursprünglich um deutsches Siedlungsgebiet, jedoch ist das Deutschtum dort in späterer Zeit erloschen. Hochstadt wird 1354 als ‘alta civitas’ erwähnt, und der Pfarrverweser hieß Franco. Als höchste Siedlungen dieses Gebirgshanges erscheinen urkundlich 1352 Öls (Goldenöls) und der Pfarrort Drikov in 560 m Höhe. 1380 und 1381 werden Nawarow und Semil (beide

ehemalige Herrnsitze) genannt. Das erwähnte alte Richtergut in Glasersdorf befand sich seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Besitz der Familie Patocky. In dieser Familie war vor dem 2. Weltkrieg keine Erinnerung an die Glasmacherei mehr vorhanden. Die Mitteilungen über die Glasfunde verdankte Frau Dr. Klante Herrn Ing. Vilh. Vanicek in Navarov. Oberhalb der mittelalterlichen Glashütte in Glasersdorf befand sich am Südhang des Gebirges seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Glashütte Reiditz, denn 1576 bestätigte der Grundherr von Navarow dem Hüttenmeister Paul Schürer das Hüttenprivileg. Das Entstehungsjahr der Reiditzer Hütte ist nicht genau bekannt, ihre Gründung dürfte jedoch zu Anfang der 1570er Jahre erfolgt sein. Interessant ist, dass die beiden Hüttengüter Glasersdorf und Reiditz fast aneinander grenzten, wie die Karte zeigt.

Am Schluss dieser Ausführungen soll noch einer mutmaßlich mittelalterlichen Glashütte im Gebiet zwischen Neustadt und Heinersdorf a. d. Tafelfichte im böhmischen Isergebirge gedacht werden, an die eine alte Wegflur erinnert. Es handelt sich um den 'Glasweg', der von der ehemaligen Buschbrettmühle in Neustadt durch den sogenannten 'Grund' zur Kirchenruine St. Jakob in Heinersdorf führte. Der Sage zufolge soll sich dort im 'Grund' in Richtung gegen den 'Dürren Rand' einstmals ein Dorf namens Schadewalde befunden haben, das 1431 mit Alt-Heinersdorf von den Hussiten zerstört worden sei. Nun bezeichnet zwar der Geschichtsforscher Adolf Schicketanz die Zerstörung Alt-Heinersdorf als eine 'geschichtliche Wahrheit' (der Ort wird 1381 urkundlich als 'Heynrichsdorff ym Gebirge' genannt), aber ein Ort 'Schadewalde' wird im Friedländer Urbar (Zinsregister) von 1381 nicht genannt. Es gab jedoch ein Lehen 'Lauterbach', von dem einige Autoren vermuten, dass es mit dem sagenhaften Schadewalde identisch sein könnte.

"Wir lesen dazu in dem Buch von Oberlehrer Emil Neumann 'Sagen und geschichtliche Erzählungen von Neustadt a. T. und der nächsten Umgebung' (2. Auflage 1924) betreffend Schadewalde und dem genannten 'Glasweg' u. a.: 'Schadewalde dürfte wohl mit dem Ort Lauterbach identisch sein. Aus dem alten Zinsregister der Herrschaft Friedland ist zu entnehmen, dass die Mühle dieses Ortes an Lusdorf 14 Groschen zinste. Die Annahme, dass sich Schadewalde (bzw. Lauterbach) von der jetzigen Pfeifferschen Sägeschleiferei gegen den 'Dürren Rand' erstreckt hat, ist berechtigt, denn der vollkommen ebene Boden dieses Gebietes lässt erkennen, dass Menschenhände vor Zeiten dort Felder geebnet haben. Als man im Jahre 1870 dort den Wald fällte und die Baumstöcke rodete, wurden auch Grundmauern von Häusern bloßgelegt und Öfen, Werkzeuge und Waffen gefunden, die aber leider nicht aufbewahrt wurden. Nur ein Jagdspieß, den man dort gefunden hat, befindet sich im Neustädter Ortsmuseum. Auf dem Wege, der heute den Namen 'Glasweg' führt, sollen dereinst die Bewohner von Schadewalde in die Jakobskirche nach Altheinersdorf in die Kirche gegangen sein. Der Glasweg kam zu seinem Namen durch eine Glashütte, die einmal nahe diesem Wege stand. Die Überreste eines Glasofens wurden beim Roden von Baumstöcken in dieser Gegend ausgegraben und in die Stadt gebracht...' Soweit dieser auszugsweise wiedergegebene Bericht von Oberlehrer Emil Neumann (Neustadt). Ähnliche Angaben über diese mutmaßlich mittelalterliche Glashütte auf friedländischem Gebiet befinden sich in dem Beitrag 'Schadewalde' von Wilhelm Hannich in der Festschrift des 23. Gauthurnfestes des Jeschken-Isergau in Neustadt/Tafelfichte (1923), Seite 123 und in dem Heimatbuch 'Das Isergebirge und seine Wanderungen' von Albert Schulze (1937), Seite 17.

Einiges zu den Glashütten im Riesengebirge

Allgemeines:

Die ersten Schlesischen Waldglashütten befanden sich schon um 1300 in den ausgedehnten Waldungen der Gebirge, wo die Glasmacher neben dem reichen Holzvorkommen auch reinen Quarzsand fanden, so für das Iser- und Riesengebirge zwischen Bober und Zacken der Flins und für das Waldenburger Gebiet die reinen Quarzsandlager bei den Zwergsteinen. Von Bedeutung war auch das Arsenikvorkommen auf dem Landeshuter Kamm, das später für die Reinigung des Glases wichtig wurde. Wie in anderen Glasgebieten so wanderten auch hier die Hütten dem Walde nach, wechselten ihren Standort von einer Flur in die andere und wohl damit auch ihren Namen. So soll die Hütte im Zackentale bei Peterdorf und Schreiberhau, bis sie 1617 von den Preußlern übernommen oder neu errichtet wurde, ihren Standort siebenmal gewechselt haben. Das Iser- und Riesengebirge kann als geschlossenes Glasgebiet betrachtet werden, zumal dort, wo die Bergzüge zusammenstoßen, sich die ersten Hütten befunden haben.

Erste Glashütten im Riesengebirge:

Schreiberhau-Petersdorf:

wurde erstmals 1366 urkundlich nachgewiesen, als Sydil Molsteyn die Hütte mit allen Rechten, die von alters her bestanden haben, an den "alden Kunczen glaser" verkaufte. 1371 hatte dieser sie schon wieder verkauft, aber ein Jahr später wieder zurückgekauft. Erwähnt wird diese Hütte von Anton Wale in seinen Aufzeichnungen, die er "Crysopoeie" nannte, und in denen er Mitte des 15. Jahrhunderts den Gold- und Edelsteinsuchern den Weg zu "golt und ametissten" wies. Weitere Unterlagen zu den Petersdorfer Hütten finden sich nicht, doch in den Hinweisen des Anton Wale ist von dem Weg Richtung "Seywershawe" (Seifershau) die Rede, und dort werden schon 1343 Glasmacher erwähnt.

Seifershau:

Beim Verkauf des Waldes "Sifridishau" wird am 11.9.1343 dem Käufer Peter von Borau eingestanden "sunderlich mag er einen Gläser haben....". Schon vor der ersten urkundlichen Nennung der Hütte Schreiberhau werden in Seifershau Glasmacher erwähnt, die nochmals beim Verkauf des Waldes von Seifershau an den Burgherrn von Kynast Gotsche 1405 diesem zugestanden werden. Inwieweit die Hütten Quirl, Schreiberhau-Petersdorf und Seifershau nur verschiedene Standorte einer Hütte darstellen, oder ob es sich um zwei oder mehrere Hütten handelt, muß dahingestellt bleiben, doch stellen sie sicher die Vorgänger jener Hütte dar, die 1617 Wolfgang Preußler an der Weißbach errichtete.

Weitere Glashüttengründungen im Riesengebirge von 1300-1945 in kurzen Daten:

Weißbach: Herrschaft des Freiherrn Hans Ulrich von Schaffgotsch, 1617 gegründet von Wolfgang Preußler (1550-1620), 1620 übernahm der Sohn Hans seine Hütte (1596-1668), 1668 dessen Sohn Johann Christoph Preußler (1630-1706) der 1702 neben Weißbach die Weiherberg gründete und im Wechsel mit Weißbach betrieb. 1706 übernahm sein gleichnamiger Sohn beide Hütten. Johann Christoph II. (1673-1748) übergab 1738 und 1740 die Hütten an seinen Sohn George Sigmund (1751+) ab. 1752 mußte bei Witwe George Siegmunds beide Hütten wegen zu ausgedehnter Abholzung des Waldes auflassen. Sie gründete die Hütte Karlstal, die 1783 von ihrem Sohn Karl Christian übernommen wurde, der 1785 mit Mattern und Preller Hoffnungstal gründete. Karlstal war bis 1890, Hoffnungstal bis 1868 in Betrieb. Josephinenhütte: 1841 wurde

die Josephinenhütte gegründet. Sauerhau: 1575 gegründet von Hans Friedrich, dem Sohn Christoph Friedrichs von Kindelsdorf (bei Grüssau), schon 1583 wurde die Hütte wieder aufgegeben. Petersdorf, die seit 1862 bestehende Firma Fritz Heckert wurde eine eigene Hütte 1889 errichtet. Hartau: In Verbindung mit der Firma Bauemer/Hirschberg errichtete Hugo Stinnes 1924 in Hartau eine Glashütte, die nach dem Zusammenbruch des Konzerns als "Kristallglaswerk AG Hirschberg/Schlesien" weiter bestand

Über einige Glashüttenstandorte im Riesengebirge:

Josephinenhütte

Graf Leopold Schaffgotsch gründete 1841 in Oberschreiberhau in Zusammenarbeit mit dem Karlstaler Hüttenmeister Franz Pohl, dem Schwiegersohn des letzten Hüttenherrn der berühmten Preußlerfamilie, Christian Benjamin Preußler, die Josephinenhütte, benannt nach der Gattin des Grafen. Zum Architekten wurde der Schinkelschüler Albert Tollberg berufen. Ein Jahr später, am 7. Juli 1842, wurde die Fabrik in Betrieb genommen, sie erhielt alsbald eine Regenerativ-Glas-Feuerung, die mit Holzgas betrieben wurde. Franz Pohl leitete die Hütte, und wurde 1842 für seine venezianisierenden Glasgefäße, insbesondere für seine Netzgläser vom "Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preussen" mit dem ausgeschriebenen Preis ausgezeichnet. Die Innovationen Pohls fanden große Anerkennung, so sein Aventurin-Glas oder auch das Jubilateglas, ein hellrosa Goldrubinglas, das die Josephinenhütte neben anderen Gläsern auf der Berliner Gewerbeausstellung 1844 präsentierte. Auf der Londoner Weltausstellung 1851 erregten die beiden Deckpokale, die Ernst Simon im Lithopanieschnitt geschaffen hatte, berechtigtes Aufsehen. Pohl gliederte die zahlreichen, kleinen Veredlungsbetriebe in die Firmenkonstruktion der Josephinenhütte ein, vergrößerte die Kapazität auch durch den Bau eines weiteren Ofens, so daß 1865 das gesamte Werk mit 683 Mitarbeitern den größten Umfang erreicht und acht Jahre später 1873 mit 260000 Taler auch den größten Umsatz erzielt hatte. Auf den verschiedenen Gewerbeausstellungen war natürlich die Josephinenhütte vertreten, so u. a. 1880 in Liegnitz, wo der "Glaskünstler" Pohl Briefbeschwerer zeigte. In diesem Zusammenhange sei auch noch ein anderer Produzent von Briefbeschwerern genannt, ein Reinhard Liedl aus Warmbrunn, der diese auf der gleichen Gewerbesmesse ausstellte. Durch Intensivierung und Konzentrierung der Verfahren und Arbeitsabläufe wurde die Zahl der Betriebsangehörigen reduziert und gleichzeitig die Produktivität und der Umsatz gesteigert. Für die Glasmalereien waren in Schreiberhau allein sieben Ateliers mit jeweils 20 und mehr Glasmalern im Auftrag der Hütte tätig, von besonderer Qualität waren die Blumenmalereien von Joseph Jausch. Der Hütte angeschlossen war eine "Glasspinnerei" in der Formen hergestellt wurden, die reliefartig Gläser umspannen, eine Verzierungsart, die ihre Kunden fand. Als erster Glasschneider fungierte Friedrich Sacher. 1884 wurde als Geschenk der Provinz Schlesien zur Hochzeit des damaligen Prinzen Wilhelm mit Auguste Victoria von Schleswig-Holstein ein Trinkservice für 24 Personen überreicht, an dem die Josephinenhütte drei Jahre gearbeitet hat. Die Entwürfe hierzu sollen von dem Maler-Grafen Harrach stammen, und der Glasschneider Franz Fischer (geboren 1846), ein Schüler von Ernst Simon, war an der Ausgestaltung maßgeblich beteiligt. 1885 präsentierte die Josephinenhütte auf der Industrieausstellung in Görlitz "Elfenbeinglas". 1900 wurde das Werk auf der Weltausstellung in Paris mit der goldenen Medaille ausgezeichnet. 1884 war Franz Pohl freiwillig aus dem Leben geschieden, sein gleichnamiger Sohn übernahm die Leitung des Werkes, wobei schon vorher die kaufmännische Geschäftsführung in die Hände des qualifizierten Kaufmanns Bartsch gelegt worden war, was auch nach dem Freitod von Franz

Pohl beibehalten wurde. Allerdings wechselte die kaufmännische Leitung in den Folgejahren mehrfach. Bartsch folgte 1888 der Kaufmann Pusch und ab 1891 Siemer, und diesem folgte 1895 der überaus tüchtige Lichtenberg, der nach dem Tode von Franz Pohl Junior 1896 die alleinige, sowohl kaufmännische als auch technisch-künstlerische Leitung übernahm. Direktor Lichtenberg leitete das Werk bis 1912. Er stellte die Verbindung zu den künstlerischen Gestaltern her, die als Designer für die Hütte tätig wurden, und entsprach damit frühzeitig den jeweiligen Kunströmungen. Siegfried Haertel wurde als Entwerfer von Lichtenberg für die Josephinenhütte gewonnen, und als herausragender Glasschneider galt Wenzel Benna. Von 1913 bis 1921 leitete Professor R. Hohlbaum das Werk, und ihm war der entscheidende Schritt zu verdanken, als er 1919 den jungen und begabten Kunstgewerbler Alexander Pfohl in ein festes Anstellungsverhältnis zum Werk brachte, und auf dessen Wirken eingegangen wurde. Pfohl war bis 1928 in der Hütte tätig. Indessen leitete von 1922-1924 Direktor Frommel das Werk. Die künstlerischen Mitarbeiter der Josephinenhütte, die meist nicht in einem festen Anstellungsverhältnis standen, sei es als Glasmaler wie nach Janasch oder zu wenig bekannte Joseph Hasenkopf, Entwerfer oder Glasschneider wie Franz Fischer, Macho und Erben, Bernardine Bayerl oder der Sohn des so herausragenden Glasschneiders Wenzel Benna, Edgar Benna, der nach seiner Breslauer Zeit 1937 die künstlerischen Werkstätten seines Vaters in Schreiberhau übernahm. Der wirtschaftlichen Misere der Inflationszeit begegneten die Glasbetriebe im Hirschberger Tal 1923 durch einen Zusammenschluß in eine Aktiengesellschaft, in der die Josephinenhütte, die Firma Neumann & Staabe, Hermsdorf/Kynast und danach im gleichen Jahr die Firma Fritz Heckert unter dem Namen "Joheky, Petersdorf" vereint waren. 1925 wurde dieser Name in "Josephinenhütte Aktiengesellschaft Petersdorf i. Rsgb." umgewandelt. 1935 schied die Firma Neumann & Staabe aus dem Verbund aus und argierte wieder als eigenständiger Raffinierbetrieb. Um 1935 war für die Josephinenhütte AG Hermann Gretsch aus Stuttgart als Designer tätig, dessen Entwürfe für ein Trinkservice sich heute im Bröhan-Museum in Berlin befinden. Der Josephinenhütte AG Petersdorf stand fast 20 Jahre als Direktor Franz Weickert vor, der 1941 starb und dessen Nachfolger der Kameralrat Albin Klose das Werk leitete, bis es die sowjetischen Truppen Anfang 1945 besetzten. Neben der Josephinenhütte erlangte die Firma Fritz Heckert internationale Bedeutung. Beide Werke waren bestimmend für die Wertung deutschen Glases im Historismus und Jugendstil, wobei Heckert mit Medaillen geehrt wurde: 1862 in London, 1867 in Paris, 1873 in Wien und 1879 in Leipzig, um nur die anfänglichen Auszeichnungen zu nennen.

Glas von der Firma Fritz Heckert, Petersdorf/Rsgb. Fritz Heckert in Petersdorf

1862 erwarb Fritz Heckert von Benjamin Mattereder, einem Sproß der bekannten Glashändlerfamilie eine kleine Glasschleiferei an der Felsenmühle im Zackental. Dieser kleine Veredelungsbetrieb erforderte bald eine Vergrößerung. 1872 erwarb Heckert in Petersdorf die Gebäude der Brauerei, die er zu einem größeren Veredelungsbetrieb ausbaute. Heckert spezialisierte sich auf historisierende und orientalisierende Formen und Dekore, so u. a. die Jodhpurgläser oder die Nachschöpfungen altdeutscher Gläser, war aber auch neuen Stilrichtungen gegenüber aufgeschlossen. So wurde für ihn der Leipziger Architekt Oskar Jummel als Entwerfer tätig, und für den kaufmännischen Bereich hatte er Joseph Baeumer gefunden, der später seine eigene Firma gründete. Um bei der Beschaffung von Rohware unabhängig von anderen Hütten zu werden, errichtete Fritz Heckert 1889 eine eigene Glashütte in Petersdorf, die für eine Veredelung spezifischer Gefäße herstellte. Fritz Heckert starb 1890, sein Schwiegersohn Otto Thamm übernahm die Betriebsleitung. Mit dem Namen Otto

Thamm sind die Cyperngläser verbunden,1898 wurde Max Rade herangezogen,ihm folgte Ludwig Sütterlin,der von 1900 bis 1906 Entwürfe lieferte und auf der Turiner Ausstellung für moderne,dekorative Kunst 1902 Anerkennung fand.1905 starb Otto Thamm,und der Sohn Fritz Heckerts,Bruno,übernahm den Betrieb.1910 mußte er wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten den Betrieb der Familie von Loesch überlassen, die den wesentlichen Kapitalanteil der Firma besaß.Als Direktor wurde Adolf Schoeps eingesetzt und Dr.Willy Meitzen als Entwerfer beschäftigt.Von 1914-1920 war,anfänglich wegen des Krieges mit Unterbrechungen,Martin Ehring,nach dessen Tod 1920 Martin Erbs als Designer tätig.1923 erfolgte der Zusammenschluß mit der Josephinenhütte und der Firma Neumann&Staebe zu der schon genannten Aktiengesellschaft.Die Eigenarten Heckertscher Produktion wurden aber in der neuen Aktiengesellschaft beibehalten.

Die Krummhübler Laboranten

Als Kurort mit gemütlichen Bauden und Pensionen spielt Krummhübel seit Beginn dieses Jahrhunderts eine herausragende Rolle im Fremdenverkehr,nicht zuletzt wegen seiner Lage am Fuße der Schneekoppe.Heute bringt Krummhübel im Sommer bis zu 9000 Feriengäste unter,der Massentourismus verwischt die einst eigene Prägung des Ortes,der 1960 Stadtrecht erhielt.Im Niederdorf befindet sich das älteste erhaltene Bauwerk,der Gerichtskretscham aus dem Jahre 1602.Dieses würdige Haus schlägt ein bißchen aus der Art,denn andernorts entstand immer erst die Kirche und dann der Kretscham.In Krummhübel war das eine sehr lange Zeit hindurch nicht möglich,denn beide Kirchen wurden erst am Anfang unseres Jahrhunderts erbaut.Ein Chronist schrieb deshalb einmal:"Cromenhübel ist ein eigentümliches Dorf,es hat wohl zwei Schänken,aber keine Kirche".Er hätte weiter berichten müssen,daß es mit der Frömmigkeit trotzdem nicht schlecht bestellt war,denn man ging zu Fuß bis Arnsdorf in die Kirche.Der Gerichtskretscham als wichtigstes Bauwerk dieses Ortes befand sich zuletzt 236 Jahre lang ununterbrochen im Besitz der Familie Exner, die bis 1945 in der Gerichtsstube Bilder und ganze Bündel alter Akten und Urkunden hütete.Heute ist in dem ehrwürdigen Gebäude das Ferienhaus "Baccus" untergebracht.In der Mitte des 17.Jahrhunderts war der Ort durch die "Krummhübler Laboranten"weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt geworden.In einem alten Zinsbuch der Schaffgotschen Herrschaftskanzlei zu Arnsdorf,in dem der Ort 1599 zum ersten Mal erwähnt wird,ist vermerkt,daß unter den Niedergelassenen zwei Handwerker und ein Barbier seien.Diesem offensichtlich sehr frühen Dorfleben folgt die Zeit der Heilkundigen,danach wurde es für lange Zeit wieder still um Krummhübel.1797 erscheint ein Bericht in den "Schlesischen Provinzialblättern",wonach es dort nur noch ein Wirtshaus und die elenden Hütten der Köhler aus Lehm und Holz gab.Es läßt sich nur vermuten,daß nicht die große Hungersnot von 1571 bis 1573 die Bewohner dahinraffte,sondern die Pest."1607 ist ganz Böhmen,Schlesing und andere benachbarte Länder von einer giftigen Pest überzogen worden," desgleichen noch einmal im Jahre 1680,berichten die Chronisten von Trautenau und Hohenelbe.Sterbebücher gab es zu dieser Zeit noch nicht,so daß sich die Ursachen für das Aussterben nicht klären lassen.Wer aber waren die Krummhübler Laboranten,nach deren Spuren man heute vergeblich forscht ? Der evangelische Feldprediger T.S.Kropp berichtet 1799 über sie in seiner Schrift " Benjamin Werner - eine schlesische Geschichte aus den Jahren 1622-1675" folgendes:"Den Zuwachs und das heutige Ansehen erhiehl Krummhübel erst durch die daselbst ansässig gewordenen Laboranten ,die man bis in das 18.Jahrhundert Destillateurs oder Destilliers nannte,und welche ihr dasiges Entstehen einer Intoleranz,Religionsverfolgung und einem besonderen Zufalle zu danken haben.Denn im

Dreißigjährigen Kriege zwischen 1631 und 1636, als die Stadt und Festung Glatz, worin Truppen lagen, von den österreichischen kaiserlichen Truppen belagert wurden, war der dasige Apotheker Georg Werner zugleich Ratsmann. Als ein Mann von Ansehen und Vermögen und von lutherischer Religion verwandte er sich heftig für die Schweden und gegen die kaiserlichen Truppen. Er wiegelte zugunsten der Schweden seine Mitbürger auf... "Werner floh aus Glatz, wobei er seinen Sohn Georg, einen lutherischen Kandidaten der Theologie, sowie sein Vermögen mitnahm. Sie wanderten der Gebirgskette nach bis unter die Schneekoppe. Dort, im Gehänge, fielen beide kraftlos nieder; der Hund des Försters Samuel spürte sie auf. Die Flüchtlinge wurden nach Krummhübel gebracht und vom Weib des Försters gesundgepflegt. Aus Dankbarkeit halfen sie beim Viehfüttern, wobei sie bald im Heu "viele balsamische und officinelle Kräuter" entdeckten. Der Apotheker aus Glatz kannte sich mit Kräutern bestens aus und beschloß, mit seinem Geld hier ein "Offizin" anzulegen und Medizin zu betreiben. Die Kranken kurierte er umsonst oder für geringes Geld. Bald brauchte er Gehilfen. Er fand ihn in Melchior Hampel, der seinen Lebensunterhalt mit Otternfang und dem Verkauf von Otternfett bestritt. Hampel kannte wie kein zweiter das Gebirge und lernte durch den Apotheker alle Heilkräuter unterscheiden. Er sammelte sie und trug auch die Medizin im Lande aus. Als sich das herumsprach, kamen immer mehr "Kräuterlehrlinge" nach Krummhübel. Sie siedelten sich auf "wüsten" Stellen an, bereiteten Medikamente und veräußerten sich selbst, wenn auch ohne die notwendige "landesherrliche Erlaubnis". Diese wurde durch ein Zufall für die Krummhübler Laborantenkolonie erwirkt: Der junge Ulrich Graf Schaffgotsch, dessen Vater das Gebiet gehörte, lag so krank darnieder, daß ihn niemand kurieren konnte. Der Arnsdorfer Pfarrer Wenzel Kahl hohlte den Apotheker Werner, der den jungen Grafen von einer schlimmen Verstopfung befreite. Er war der gleiche Ulrich von Schaffgotsch, der am 23. Juli 1635 in Regensburg wegen eines Staatsverbrechens zum Tode verurteilt und enthauptet wurde. Die Hinrichtung war ein spätes Werk Kaiser Ferdinands II., des Königs von Böhmen, der bis zu seinem Tode 1637 mit allen erdenklichen Mitteln die Ausrottung der Protestanten betrieb. Jener Ulrich Graf von Schaffgotsch bot nach seiner Heilung "seine Gnade" an, und so bat Apotheker Werner, ihm "bei der Landesregierung Pardon, Freiheit und die Erlaubnis, in Krummhübel zu laborieren und sich ansässig zu machen" zu erwirken, was auch geschah. Danach bevölkerten Wurzelmänner und Kräuterweiblein das Gebirge, die mit Kennerblick umherstreiften und den Laboranten zulieferten. Das Heilgewerbe nahm überall einen großen Aufschwung. Die erste Apotheke eröffnete mit Schaffgotscher Erlaubnis in Greiffenberg der 1563 geborene Dr. Caspar Schwenckfeldt, ein berühmter Naturforscher und späterer Stadtarzt von Hirschberg. Es wird angenommen, daß der aus Glatz stammende Werner sein Schüler war. Als Naturforscher interessierten Schwenckfeldt natürlich die Lehren des berühmten Paracelsus, der in seinen Wanderjahren zwischen 1539 und 1541 auch Schlesien und das Riesengebirge durchstreift hatte. Der 1493 in Einsiedeln in der Schweiz geborene Arzt und Naturphilosoph war zu diesem Wanderleben gezwungen worden, verfolgt von der damaligen Schulmedizin. Seine Lehren fanden in Kreise des Hirschberger Stadtarztes und der Krummhübler Laboranten Eingang, zumal zu den Laboranten inzwischen auch zwei Studenten aus Prag gestoßen waren, die der alten "Prager Paracelsischen Schule der Naturheilkunde" angehört hatten. So mag es gekommen sein, daß ein großer Teil des wissenschaftlichen Nachlasses von Paracelsus, der eigentlich Theophrastus Bombstaus von Hohenheim hieß, sich in den Händen des Hirschberger Arztes Johann Schultheiß befand, dem die spätere Drucklegung zu verdanken ist. Viel ist von dieser großen Zeit der Blüte der Naturheilkunde in Krummhübel nicht mehr zu spüren, es sei denn, daß die dort Erholung Suchenden gestärkt an Leib und Seele wieder heimkehren

Auf den Spuren der schlesischen Weberei

Seit tausenden von Jahren gehört die Weberei zu den verbreitetsten und B neben der Töpferei B ältesten Zweigen des Handwerks. Glatte gewebte Stoffe konnte man mit Stickereien und Applikationen schmücken, um sie reicher zu gestalten. Sie konnte aber auch bereits während des Webens mit Mustern ausgestattet werden. In Schlesien waren einfache Webformen seit langem verbreitet, so ist anzunehmen, daß auch die dekorative Weberei bekannt gewesen sein dürfte. Die ersten Erwähnungen über diese Handwerksart in Schlesien 1 stammen aus der neolithischen Epoche (2500-1800 v. Chr.). Die ansässige Bevölkerung weist die für die Weberei entscheidende Fähigkeit, Schnüre und Garn herzustellen, auf. Die ältesten Zeugnisse der Webkunst, die von den archäologischen Forschungen ans Licht gebracht wurden, stammen aus der Zeit der prälavischen Lausitzer Kultur und werden auf das Ende der Bronzezeit und den Anfang der Eisenzeit datiert (650-400 v.Ch.). 2

Die Kunstwerke der letzten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung und der ersten Jahrhunderte danach sind aufgrund der damals herrschenden Sitte, die Körper zu verbrennen, äußerst selten. Nur in Einzelfällen gelang es den Forschern, in fürstlichen Gräbern Weberzeugnisse zu finden, die mit der Tuch- und Köperbindung hergestellt wurden. Sie zeichnen sich durch eine besondere Weichheit und Anwendung dünner Zwirne aus.

Im Mittelalter entstanden in Niederschlesien, ähnlich wie auf den polnischen Gebieten, Zentren des Handwerks, in denen auch Weberei betrieben wurde, die damals bereits zu den geschätzten Berufen zählte. Von der Bekanntheit dieses Handwerks zeugen zahlreiche Stoffstücke, die während archäologischer Ausgrabungen in den Gebieten um Oppeln, Breslau und Neiße gefunden wurden. Die dekorative Weberei entwickelte sich insbesondere in der Nähe größerer Zentren, auf Knotenpunkten der Handelswege und in der Nähe von Orten mit geographisch günstigen Bedingungen, wie z.B. in der Nähe von Flüssen, deren Wasser für die Färbung und das Walken genutzt werden konnte.

Zu bedeutenden Zentren der Weberei werden ab Mitte des 12. Jh. Zisterzienserkloster, unter anderem in Henryków, Lubiaz und Krzeszów wie auch, von der zweiten Hälfte des 13. Jh. an, die Beginenhäuser in Liegnitz, Breslau, Schweidnitz, Ziebice, Striegau, Neumarkt und Olesnica. 3 Die erste schriftliche Erwähnung aus Niederschlesien stammt aus der zweiten Hälfte des 12. Jh. In der Quelle wird über die Ankunft wallonischer Weber in Breslau berichtet (1161), die insbesondere von den Geistlichen des Klosters der Jungfrau Maria auf dem Sande angesiedelt wurden. Die wallonischen Weber bildeten damals eine starke soziale Gruppe, viele von ihnen gelangten zu Reichtum und nahmen wichtige Positionen im gesellschaftlichen Leben ein. Sie werden in den Quellen noch im 14. Jh. erwähnt. In Breslau existierten B neben den wallonischen Webern B auch zwei Tuchzünfte in der Alt- und Neustadt (1287, 1300) wie auch eine Fadenspinnerzunft (1324). Aus dieser Zeit sind nur kleine B auf waagerechten Schaftwebstühlen hergestellte B Wolle-Stoffstücke erhalten geblieben, die auf eine bereits gut entwickelte Produktion hindeuten. 4

Dank des im Breslauer Nationalmuseum erhaltenen Pentptychons im Altar des Hl. Sever (dem Schutzpatron der Weber und Bischof von Ravenna im 6. Jh.) aus Lubiaz vom Anfang des 16.

Jh., kennen wir die Konstruktion der auch in Schlesien benutzen Webstühle, die mit den in Europa angewandten identisch ist.

Im 14. und 15. Jh. entwickelte sich die Gebrauchswweberei weiter, in Städten B die Tuchweberei, in Dörfern B die Leinwandweberei. Zu den wichtigen Tuchwebereien zählt man die Werkstätten in Breslau, Striegau, Löwenberg in Schlesien, Chojnów, Bunzlau, Zlotoryja. Die Leinwandweberei entwickelte sich in der schlesischen Bergregion, in Glatz, Neurode, Kamienna Góra, Chelmek Slaski, Hirschberg, letztere Stadt war für ihre feinsten Leinwandstoffe bekannt. Der berühmte Chronist des 16. Jh. J. Cureus schrieb in der 1571 verlegten Schrift *Gentis Silesiae annalis*: "Mächtig ist der Handel mit Leinwandtuch, das von edlen und anderen Damen getragen wird". 5

Die in Niederschlesien erzeugten Leinwandstoffe wurden nach Rußland, Moldawien und Litauen ausgeführt. Schlesische Kaufleute kamen mit ihren Tüchern auf Märkte in Leipzig und Nürnberg. Nicht unerwähnt bleiben sollte auch, daß in Schlesien neben Tuchstoffen, Leinwandstoffen und Barchent auch Mazamet-Wolle hergestellt wurden. Für viele Städte Niederschlesiens wurden die Klopfergeräusche der Webstühle, das Zwirren der Spinnräder und die Stampferstöße der Walkmaschinen zur typischen Geräuschkulisse. Cureus schrieb in *Gentis...*: "Schlesien übertrifft eine Reihe anderer Länder durch Adrettheit und Genauigkeit der nötigen Arbeiten, so daß kaum anderswo Werkstätten zu finden sind, in denen nicht nur Männer, sondern auch Frauen mit fleißiger Arbeit beschäftigt wären". 6

In der zweiten Hälfte des 16. Jh. gelang die Leinenweberei zur ihrer vollen Blüte und bildete um 1600 bereits eine Art Exportindustrie großen Maßstabs. Schlesische Tuchwaren fanden Absatzmärkte auf dem Balkan, in der Türkei, insbesondere jedoch in Frankreich, den Niederlanden, England und Spanien.

Die dekorative Weberei bekam eine immer stärkere Bedeutung, die Erzeugnisse wurden in kleineren und größeren Werkstätten für die Bedürfnisse und auf Bestellung von Adeligen und Fürsten hergestellt. Sie zeichnete sich durch Nutzung örtlich vorhandener Rohstoffe und eine charakteristische Farbskala aus. Eine der bekannten schlesischen Werkstätten war die Werkstatt in Brieg. Die Blüte, zu welcher in dieser Zeit die Gebrauchswweberei gelang, kurbelte, als Begleiterscheinung, die diversen Zweige der Kunstweberei an. Die dekorativen Weberzeugnisse dieser Zeit bestanden aus Teppichen, Kelims, Gobelins bzw. Tapisserien usf. Über die Differenzierung der Erzeugnisse entschied die Herkunft der Künstler, die von den Mäzenen nicht selten aus fernen Regionen geholt wurden. Auch deswegen finden wir Einflüsse der tschechischen, deutschen, aber auch italienischen, französischen und niederländischen Kultur vor.

Die sich lebhaft entwickelnde niederschlesische Weberei wurde durch den Dreißigjährigen Krieg (1618-1648), der die schlesischen Städte verwüstete, gestoppt, den Rest besorgte dann die von den Kaiserlichen Heeren eingeschleuste Pest (1633-1634). Die Weber verließen massenhaft Niederschlesien in Richtung Großpolen, Brandenburg, Lausitz. Nach dem Dreißigjährigen Krieg ging die Erneuerung der Tuch- und Fadenproduktion in Niederschlesien in den Organisationsformen der früheren Zünfte, die mittlerweile zerfielen und allmählich ein fortschritthemmender Faktor wurden, nur sehr langsam voran.

Eine besondere Bedeutung für die Entwicklung der Weberei in der Region hatte im 18. Jh. die Aufklärung, in der sich die kapitalistische Wirtschaftsordnung bildete und von den preußischen Finanzministern die Ideen des Merkantilismus lanciert wurden. In Preußen unterstützte man, im Einklang mit den Ideen der Aufklärung, die Gründung von Manufakturen in jenen Industriezweigen, die eine Entwicklung des Exports auf der Grundlage landesspezifischer Rohstoffe sicherten. Die Webereien, die heimische Wolle und Leinen verarbeiteten, fügten sich in dieses Modell auszeichnet.

Die Wandleinenweberei siedelte man, angesichts der wachsenden Nachfrage, immer häufiger in Bergregionen an, um die sonnigen Hänge, das Wasser der Bergbäche und das reichhaltig vorhandene Holz für die Bleichung der Stoffe zu nutzen. Auf diese Weise kam es zu einer natürlichen Gliederung in Bauern, die Leinen anbauten, und Handwerker, die sich mit der Weberei beschäftigten. Das Weben war in ländlichen Regionen die Domäne von Frauen und Kindern. Wichtige Zentren der Wandleinenweberei waren damals: Hirschberg, Kowary, Bolków, Kamienna Góra, Chelmsko Slaskie, Lubawka, Reichenbach, Gryfów Slaski. Man stellte hier nicht nur einfache, sondern auch dekorative Stoffe (wie z.B. Damast) her, die ebenso geschätzt waren wie die Erzeugnisse aus Flandern, Brabant, Irland oder Sachsen, was wiederum von einem hohen Niveau des schlesischen Handwerks zeugt. Zu den landesüblichen Rohstoffen zählten ausschließlich Leinen und Wolle. Seide, Baumwolle, einige Farbstoffe (Indigo, Kermes) und Farbstofflösungen dagegen führte man aus dem Ausland, hauptsächlich dem Osten ein. Absatzmärkte für schlesische Stoffe waren im 19. Jh. auch China, niederländische Kolonien, Indien und die USA.

Zu Beginn des 19. Jh. entstehen in Polen und einigen anderen europäischen Ländern mechanisierte Textilfabriken, die einen nicht unerheblichen Einfluß auf die Qualität der nun industriellen Stoffproduktion haben. In Schlesien entwickelte sich die Mechanisierung nur langsam, größere Werkstätten besaßen höchstens eine oder zwei Krempeln und eine Maschine für das Reißen der Wolle (den Krempelwolf). Die Maschinen wurden von Hand oder von Pferdegespannen angetrieben. Spinnereien wendeten von Hand angetriebene "Jenny"-Maschinen, welche die Produktivität der Handarbeit um einiges übertrafen. Die Industrialisierung der Weberei wurde auch in Niederschlesien von negativen gesellschaftlichen Entwicklungen begleitet. Tausende verloren ihre Arbeit, alternative Lösungen sind nicht gefunden worden. Anfang des 19. Jh. führte die Armut unter den Handwerkern zu dem bekannten Aufstand der Weber, der 1844 in der sog. "blutigen Lösung" sein jähes Ende fand. Die Ereignisse inspirierten später den Nobelpreisträger Gerhard Hauptmann zu seinem Drama "Die Weber" (1892). Es entstanden in diesem Zusammenhang auch zahlreiche Gemälde, unter anderem der berühmte Zyklus dramatischer Graphiken "Weber" von Käthe Kolwitz.

Eine Phase des Niedergangs brach für das Kunsthandwerk wie auch das Handwerk allgemein in ganz Europa, so auch in Polen herein. Zur Kunst sollte das Handwerk erst durch das englische Arts and Crafts Movement erhoben werden. Am Anfang des 20. Jh. ist es in Schlesien die Polin Wanda Bibrowicz, die in der aus der Vergangenheit durch ihre hohe Webkunstqualität, darunter der wunderbaren Damasttextilien, bekannten Region zur führenden Persönlichkeit der künstlerischen Weberei wurde. In Zusammenarbeit mit Professor Max Wislicenus führte sie die Kunstweberei in das Programm der Breslauer Königlichen Kunst- und Gewerbeschule ein (von 1911 an B Akademie).

Anmerkungen

1. Nahlik Adam, Z dziejów Tkactwa na Dolnym Śląsku, Wrocław 1978, s. 3.
2. Nahlik Adam, Z dziejów...ibid., S. 4.
3. Nahlik Adam, Z dziejów...ibid., S. 5-7
4. Nahlik Adam, Z dziejów...ibid., S. 5-7
5. Nahlik Adam, Z dziejów...ibid., S. 13
6. Nahlik Adam, Z dziejów...ibid., S. 13
7. Wislicenus Max, Aus seinen Erinnerungen - 1954, Manuskript, eigenes Archiv.
8. Wislicenus Max, Aus seinen...ibid. Die ältere Schwester von Wanda Bibrowicz, Hedwig, heiratete den Bergbaudirektor Pawel Pajzderski und ging mit ihm nach China. Dort starb sie bei der Geburt ihres dritten Kindes. Sie hinterließ in Polen zwei in Polen lebende Töchter – Lila Bratkowska und Sophia Pajderska. Die jüngere Schwester Helena zeigte eine künstlerische Begabung, studierte Zeichnen, stellte originelles Plüschspielzeug und Kunstpuppen her. In Pillnitz lehrte sie Zeichnen. Den Großteil ihres Lebens verbrachte sie mit Wanda. Sie starb in Pillnitz. Der Bruder Waclaw war Arzt für Neurologie in Kattowitz, seine Tochter Halszka wohnte in Krakau.
9. Max Wislicenus (1861-1957) geboren in Weimar. Sein Vater Hermann war Historienmaler und Akademieprofessor in Düsseldorf. Max Wislicenus studierte (1880-1891) in Düsseldorf und München. Im Jahre 1894 heiratete er Else Freudenberg, im gleichen Jahr kam seine Tochter Gonhild auf die Welt. Im Jahre 1896 wurde Wislicenus durch das Preußische Kultusministerium als Lehrer an die Zeichen- und Malklasse der Königlichen Kunst- und Gewerbeschule in Breslau berufen. Er war dort bis 1919 tätig. 1900 wurde er zum Professor ernannt und übernahm die Klasse für Textilkunst. Wislicenus förderte und erhielt eine Werkstatt (1904) für Gobelinweberei. Er übertrug die technische Leitung seiner Schülerin Wanda Bibrowicz. 1908 entstand der "Künstlerbund Schlesien", dessen Mitgründer Wislicenus war. 1915 ging er (unter General Menges) für einige Monate in den russisch besetzten Teil Polens und malte dort Bilde vom Kriegselend. Die Sächsische Regierung war an einer Belebung der Gobelinweberei in Sachsen interessiert und bot Wislicenus und Bibrowicz eine Unterstützung durch staatliche Aufträge an. Sie erhielt Arbeitsräume in einem Seitenflügel des Pillnitzer Schlosses bei Dresden. Im Jahre 1919 gründeten beide die "Werkstätten für Bildwirkerei Schloß Pillnitz". Wislicenus lebte bis 1945 mit seine Frau Else in Hosterwitz in der Nähe von Dresden. Nach der Zerstörung der Stadt während des Krieges lebten beide bis zu ihrem Tod in den Atelierräumen. Nach dem Tod seiner Frau Else, 1948, schloß Wislicenus die Ehe mit seiner künstlerischen Freundin Wanda Bibrowicz. Wislicenus übergab die Reste der "Werkstätten" 1955 der Staatlichen Kunstsammlung Dresden. Seiner eigenen Einschätzung nach ist etwa die Hälfte seines Lebenswerkes durch die Kriegseinwirkung vernichtet worden, ein Teil ist in Breslau, Schlesien oder Mitteldeutschland verschollen. Am 25.05.1957 starb Max Wislicenus in Dresden-Pillnitz an Kreislaufversagen im Alter von fast 96 Jahren. Er wurde auf dem Friedhof "Maria am Wasser" in Dresden-Hosterwitz neben Else Wislicenus und Wanda Bibrowicz beigesetzt.
10. Wislicenus Max, Aus seinen...op.cit. S. 3.
11. Hans Poelzig geboren 1869 in Berlin. Er studierte Architektur unter Leitung von Carl Schaefer an der Technischen Hochschule in Berlin Scharlottenburg. Poelzig wurde 1899 nach Breslau als Lehrer für Stillkunde an die Königliche Kunst- und Gewerbeschule berufen und schon 1903 zum Direktor der Schule ernannt. Im Jahre 1916 übernahm er in Dresden den Posten des Stadtarchitekten. Er starb 1936.
12. Wislicenus Max, Katalog der Werkstätten für Bildwirkerei (Gobelinweberei), Schloß Pillnitz, 1920, S. 4.
13. Wislicenus Max, Aus seinen...op.cit. S. 3.
14. Wislicenus Max, Katalog der...ibid. S. 4
15. Die Schülerinnen aus der Breslauer-Zeit waren, Else Jaskolla, geb. in Prudnik 1881, studierte in Breslau (1907-1919). Sie organisierte in Nürnberg die Werkstätten für Textilkunst nach dem Vorbild der Kunst- und Gewerbeschule in Breslau, darüber hinaus Frieda Körner (München), Alice Kalenbach (Köln), Berti Rosenberg (Berlin), Luise Nehmitz, Margarete Ryschka, Henny Luniatschek und Grete Zehrt, die zusammen mit Bibrowicz 1911 nach Ober-Schreiberhau ging,
16. Thorman Elisabeth, Bildwirkerei der Breslauer Kunstschule, Schlesien 1908/1909, S. 451. Die Schwedin Elizabeth Thorman war Sekretärin des 1874 gegründeten Föreningen Handarbetet Vänner in Stockholm. In dieser Zeit galten Schweden und Norwegen als klassische Länder moderner Webkunst. Thorman hat die Breslauer Webkunst auf der Berliner Volkskunst-Ausstellung 1908 näher kennengelernt. Man schätzte in Breslau ihre fachlichen Kenntnisse der Schlesischen Textilkunst.
17. Schaefer Karl, Dr., Bildwirkerei von Wanda Bibrowicz - Schreiberhau, Die Kunst, 19. Jh., München, 1916, S. 397 - 398.
18. Schellenberg Alfred, Dr., Die Pillnitzer Werkstätten für Bildwirkerei und ihre schlesische Vorgeschichte, Schlesische Monatshefte, 2, 1925, S. 476.

19. Carl Hauptmann (1858-1912), Bruder des Nobelpreisträgers Gerhard Hauptmann. 1872-1879 besuchte er das Gymnasium, dann studierte er in Jena bei E. Heckl Naturwissenschaft. 1884 heiratete er Martha Thienemann, die Ehe endete mit der Scheidung am 2. 05. 1908. Im 1886 führte er Forschungen in Zürich unter Leitung von R. Avenarius durch. Er lebte von 1890 bis zu seinem Tod in Ober-Schreiberhau.
20. Hauptmann Carl, Eine Künstlerin, Berliner Tageblatt, 10.07.1912.
21. Hauptmann Carl, Eine... ibid., Hauptmann Carl, Eine...ibid., Hauptmann Carl, Eine...ibid.
24. Tomasz z Celeno, Żywot pierwszy św. Franciszka, S. 58.
25. Schellenberg Alfred, Dr., Die Pillnitzer... op.cit. S. 479.
26. Zimmermann Hansjörg, Kunstwerke hinter verschlossenen Türen, Langenheim, Das Kreishaus, Lauenburgischer Familienkalender, 6, 127 Jg., 1955, S. 54-58.
27. Wislicenus Max, Aus seinen...op.cit. S. 7.
28. Die Schülerinnen aus der Dresdener Zeit sind: Elly Franke (geb. Mähre), Liesbeth Arnold (geb. Ostertag), Maria Schiffner, Helga Tetzner, Ina Bölsche, Lydia Hörens, Gabriele Herzberg, Ruth Freude, Annamarie Heuer (geb. Strauss) und andere. Eine bedeutende Schülerin war auch Johannes Gramatte (geb. 1903 in Breslau). Das Gobelinweben lernte sie bei Wanda Bibrowicz in den Jahren 1921-1922 in Pillnitz-Dresden. Sie unterrichtete an der Kunstgewerbeschule in Breslau von 1928 bis zur Schließung der Schule im Jahr 1944.
29. Zimmermann Felix. Dr., Die Wandteppiche der Wanda Bibrowicz, Die Kunst, 13. Jh., Bd. 42, 1920, S. 314.
30. H.L. Weben und Wirken im Pillnitzer Schloß, Dresdener Nachrichten, 7.09.1930.
31. Balzer Wolfgang, Prof., Erinnerung an Professor Max Wislicenus anlässlich seines 100. Geburtstags, am 17. Juli 1961, Abschrift, Zeitungsartikel, Dresden, 1961, S. 1, Manuskript, eigenes Archiv.
32. Bibrowicz Wanda, Etwas über Bildwirkerei, Prometheus, Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte in Gewebe, Industrie und Wissenschaft. Nr. 1588, XXXI Jg. ,27, 1920, S. 1-3.
33. Kleiner Michael, Pfarrer, eigene Korrespondenz vom 02.11.2000, eigenes Archiv.
34. H.H. Wir Sprechen mit einem 90-jährigen Maler, Dresden, 1951. Bildteppiche und ihr greiser Meister. Dresden, 17. Juli 1951.
35. Wislicenus Max, Aus seinen... op.cit., S. 10.
36. Łukaszewicz Piotr, Dom Alberta i Toni Neisserów, Roczniki Sztuki Śląskiej, Tom XV, 1991, S. 49.

Der Beginn des Leinengewerbes in Schlesien Von Joachim Engelmann

Die ersten urkundlichen Belege über das Vorhandensein eines Leinengewerbes in Schlesien stammen vom Ende des 16. Jahrhunderts und dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Im 14. und 15. Jahrhundert stand dagegen das aus Flandern verpflanzte Tuchmacher-Handwerk in großer Blüte. Die rege Nachfrage niederländischer und englischer Abnehmer, die in allen bedeutenderen Städten Schlesiens Faktoren unterhielten und die gegen Barzahlung erworbene Ware über ihre heimischen Exporthäuser nach Amerika und Afrika verschickten, ermunterte die Entstehung eines besonderen Leinengewerbes, das bis etwa zum Jahre 1800 in Spinnerei und Weberei hauptsächlich Hausfleiß und Nebenerwerb von Frauen und Kindern, Kleinbauern, Landarbeitern und Soldaten war. Erst der Aufschwung des Leinenhandels führt dann zum Übergang in eine fabrikmäßige Herstellung. Die rechtliche Genehmigung der Leinenweberei in der Dörfern wird auch erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts erteilt, so für die Grafschaft Glatz seitens der Ritterschaft im Rudolphinischen Vergleich von 1590, für die meisten Städte des übrigen Schlesiens überhaupt erst nach dem Dreißigjährigen Kriege. Bis dahin bildet Jauer den Mittelpunkt des sich entwickelnden Gewerbes. Die Weber bringen aus den nahe gelegenen Gebirgsdörfern ihre fertigen Erzeugnisse in die Stadt; die Bürger, die selbst Garn- und Leinenhandel in kleinem Umfange betreiben, kaufen die Ware auf und appretieren sie auf städtischen Bleichplätzen. 1601 und 1604 tauchen die ersten gewichtigen Klagen der schlesischen Kauf- und Handelsleute beim Kaiser über die unlautere Konkurrenz der Niederländer auf; man wirft ihnen vor allem Steuerhinterziehung und Verführung der Frauen vor und fordert für die fremden Kaufleute einen erhöhten Ausfuhrzoll und

Aufenthaltsbeschränkungen. 1622 greift die Stadt Jauer zur Selbsthilfe und beschränkt von sich aus das Handelsrecht der Fremden. Die Verwüstung der Stadt im Dreißigjährigen Kriege führt zur Abwanderung der Wohlhabenden, zur Vertreibung der ausländischen Faktoren und zur Verlagerung des Leinenhandels aus der Ebene in die holzreicheren Gebirgstäler, weil das Bleichen große Mengen von Brennholz erforderte: Landeshut, Schmiedeberg und Bolkenhain gewinnen an Bedeutung. Die schlesischen Händler senden jetzt die Ware auf eigene Rechnung zu den Hafenplätzen, vor allem Hamburg. Nur der Name "Jauersche Leinwand" erinnert noch an die einstige Bedeutung der Stadt. Neben Jauer entsteht in Hirschberg und im Hirschberger Tal seit 1560 das Zentrum einer der wichtigsten Leinenarten Schlesiens, der ursprünglich aus Holland und Frankreich übernommenen Schleierweberei. Kaiser Ferdinand II. gewährt am 30. September 1630 von Regensburg aus der Stadt dafür ein Monopol. Ebenso erhält Greiffenberg am Anfang des 17. Jahrhunderts unter dem Bürgermeister Matthias Rothe eine gewisse Bedeutung für den Leinenhandel: 1609 zählt die Stadt bereits sechs Handelshäuser und versendet im gleichen Jahr für 25 220 Taler Leinwand. Kaum dreißig Jahre später, im Jahre 1638, hält es Ferdinand II. zum Schutze des sich stärker entfaltenden Gewerbes und zur Erschließung einer neuen Einnahmequelle für erforderlich, auf je einen Taler Ausfuhrwert schlesischer Leinenwaren einen Kreuzer Ausfuhrzoll zu erheben.

Leopold I., seit 1658 Kaiser, versucht, das menschenentleerte Land wieder zu bevölkern, neue Ruhe und Ordnung zu schaffen, Handwerker und Kaufleute heranzubilden und Absatzräume für das schlesische Leinengewerbe zu erschließen. Unter ihm gewinnen die merkantilistischen Wirtschaftspolitiker J. J. Becher, Sohn eines evangelischen Pfarrers aus Speyer, und dessen Schwager Ph. W. v. Hörnigk als Ratsmitglied des von ihm angeregten und 1666 errichteten Kommerzkollegiums bedeutenden Einfluß, so dass die bisher erhebliche Garnausfuhr Schlesiens nach Süddeutschland und Holland eingeschränkt und der Versuch unternommen wird, die landwirtschaftliche Erzeugung, vor allem den Flachsanzbau, durch gebietsweise Bevorratung und eine Preisgarantie zu steigern. Die Einfuhr von Kamelhaar und Baumwolle sollte sogar völlig verboten werden, der Staat die überschüssige Leinwand aufkaufen und ihre Ausfuhr kontrollieren. Aber immer noch mangelt es dem schlesischen Leinen an Güte.

Gegenseitige Betrügereien der Erzeuger und Händler führen 1660, unter dem 10. Juli 1686 durch den Landeshauptmann der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer und am 16. Januar und 9. Dezember 1699 wie auch am 12. Mai 1701 zu scharfen kaiserlichen Verordnungen hinsichtlich einer reellen Herstellung und Lieferung von Garn und Leinwand unter Androhung von Haft, Landesverweisung, Prügelstrafe und Beschlagnahme der Ware. Doch solange eine Behörde fehlt, die ein Überwachungsrecht besitzt und notfalls Zwang anwenden kann, bleibt alles beim alten. Die Güte des Leinen leidet aber auch durch die Kälte, Regen und Schnee der Winterbleiche. Daher wird mit Verordnung vom 22. Januar 1653 und im Jahre 1655 jede Bleichauslage von Oktober bis Mitte Februar des Jahres untersagt. Ebenso erschwert der ständige Holzmangel die Aufrechterhaltung der Bleichen. Das Verbot des Pottaschebrennens von 1649 ergeht also im Interesse des Leinengewerbes.

1651 und 1691 ermuntert die Regierung die Weber zur Nachahmung bestimmter französischer Leinenarten, um auf dem spanischen Markte wettbewerbsfähig zu bleiben. Bei all diesen Maßnahmen zur Hebung des schlesischen Leinengewerbes zeigt sich immer wieder, wie sehr die geringsten statistischen Angaben für eine durchgreifende organisatorische und konjunkturmäßige Lenkung fehlten. Nachdem derartige Erhebungen im Dezember 1665 und im Januar 1666 völlig fehlgeschlagen sind, gehen auf die kaiserliche Verordnung vom 21. Oktober 1698 aber doch siebenundzwanzig Berichte beim schlesischen Oberamt ein, die Mitte

1699 zur Einsetzung einer Kommission der Breslauer Kammer führen. Sie erhält den Auftrag, die wichtigsten Mißstände in Gestalt schlechter Straßen, fehlender Niederlagen, überhöhter Zölle und überlebter Privilegien, von Zunftmißbräuchen, religiösen Diffamierungen von Nichtkatholiken, mangelhafter Koordinierung der Märkte und Messen, uneinheitlicher Geld- und Meßwerte zu beseitigen. Endlich soll ein oberstes Handelsgericht eingesetzt werden. Aber auch dieser Anlauf verläuft infolge zu weit gesteckter Ziele im Sande.

So entstehen bereits 1658 in Hirschberg und 1677 in Landeshut als Selbsthilfe und Selbstkontrolle der Kaufmannschaft eigene Korporationen und Gilden der Leinwand- und Schleierhändler, die gemeinsam mit dem Rat der Städte die notwendigen Maßnahmen zur Sicherstellung einer gleichbleibenden Qualität der Ware und zur Weiterentwicklung des Leinengewerbes treffen. In den letzten Regierungsjahren Leopolds richtet die Regierung endlich eine eigene Handelsbehörde, das "Merkantil- oder Commerz-Kolleg", ein und führt am 6. April 1705 allgemein für ganz Schlesien das einheitliche Breslauer Maß und Gewicht ein. Diese Schritte fördern die mühsame Entwicklung des Leinengewerbes wesentlich, während der Versuch, durch verschiedene Verordnungen vom 14. Juni 1708 bis zum Jahre 1716 einheitlich eine Beschränkung auf die einellige Weile zu erreichen, gänzlich mißlingt.

Um eine Drosselung der Ausfuhr an minderwertigem Packgarn und feinem Lotgarn, die den umfangreichen schlesischen Garnhandel schädigt, zu erzielen, wird auf Vorschlag des Merkantilkollegs mit dem 22. März 1717 den Zollämtern die Überprüfung aller zur Ausfuhr gemeldeten Garne übertragen und ihre strenge Handhabung zur Pflicht gemacht. Wie die Wiederholung der Verordnung im Jahre 1719 und am 25. Januar 1721 beweist, ist sie nur mit Mühe durchzusetzen. Hätte man sich entschließen können, jede Garnausfuhr zu verbieten, wäre die Überschussproduktion in Schlesien von selbst erloschen. 1714 setzte sich Professor Marperger als Hofrat der Herzogin Sophie v. Württemberg in Oels mit seinem Buch "Schlesischer Kaufmann" für den Ausbau der Weberei ein, die mehr Menschen ernähre und höhere Löhne abwerfe als der Garnhandel überhaupt Gewinne einbringe. Daher sei jede Garnausfuhr zu verbieten. Das Merkantilkolleg befragt die Hirschberger und Landeshuter Kaufmannschaften, worauf das Zollmandat von 1718 zwar jede Ausfuhr von Flachs, Hanf und Werg untersagt, jedoch die Einfuhr von Flachs und Garn völlig freigibt. Dagegen erhebt die Breslauer Kaufmannschaft beim Kaiser schärfsten Einspruch: Der gewinnbringende Flachs- und Garnhandel würde erlöschen und Tausende von Spinnern zur Auswanderung nach Polen nötigen. Schlesien müsse nun einmal Garn ausführen, da die Zahl seiner Spinner etwa fünfhundertmal so groß sei wie die der Weber. Sobald das Land durch den Aufbau von Webereien imstande wäre, all sein Garn selbst zu verarbeiten, werde man von sich aus ein Ausfuhrverbot für Garn fordern. So wird am 3. Dezember 1721 der Ausfuhrzoll für Garn und Zwirn geringfügig herabgesetzt.

Bereits seit 1698 fordern verschiedene schlesische Städte eine Kontrolle der Weber durch Nachmessen der von ihnen hergestellten Leinenstücke das heißt die Einführung des 'Schauwesens'. Die fortschrittlichen Textilstädte Hirschberg und Landeshut kennen sie schon seit Mitte des 17. Jahrhunderts oder haben sie 1720 eingeführt. Eingehend und lange erwägt das Merkantilkolleg diese Frage und holt sogar die Meinung des Hamburger Rates hierzu ein, der unter dem 26. März 1718 vorschlägt, jedes Leinenstück mit dem Namen des Webers und dem tatsächlichen Maß zu versehen. Der versendende Händler sollte dann seinen Namen dazusetzen. Im Dezember 1718 vom Merkantilkolleg dem Breslauer Oberamt, von diesem im Frühjahr 1719 dem Kaiser vorgelegt, ergeht 1724 die grundlegende Gewerbeordnung als "Leinwand- und Schleyerordnung im Herzogthum Ober- und Niederschlesien": Sie verbietet

jede Flachsausfuhr und erschwert die Garnausfuhr. Dörfliche Händler dürfen höchstens mit Lizenz der städtischen Händler ausführen, sonst überhaupt nicht mehr. Die "Schau" wird verpflichtend eingeführt; jeder Weber muss seine Ware vor dem Verkauf vom Schaumeister prüfen und siegeln lassen, den Magistrate und Grundherren ernennen, Er darf schlechte Stellen der Leinwand einfach herausschneiden. Die Länge der Leinwand wird vorgeschrieben, zu geringe Breite bestraft. Der Weber darf aber auch die Garnpakete vor dem Kauf zur Prüfung aufbinden. Faktoren und Großhändler dürfen nur noch gelernte Leute sein. Weiter regelt die Verordnung das Schneiden und Walken der Leinwand, ordnet die Frage der Bleiche, gibt den Webern Verfahrensanweisungen und den Inspektoren, Garnsammlern, Leinwandeinkäufern und Maklern Rahmenbestimmungen für ihre Gewerbeausübung. Vor allem werden sie zu besonderem Verständnis für die Weber verpflichtet, weil "mehr als zur Genüge bekannt, wie klein und mühselig sich der arme Weber durchbringen und den Seinigen das saure Bissen Brot erwerben müsse".

Nachdem man im Jahre 1718 die Ausfuhr gebleichten Garnes nahezu unterbunden, dagegen die Ausfuhr weißer Leinwand erst auf sechs, dann auf weitere drei Jahre völlig freigegeben und den Unternehmern jahrelang Freiheit von allen Lasten, Vorrechte und unmittelbare Unterstellung ihrer Fabriken unter das Merkantilkolleg zugesagt worden war, finden sich die Kaufleute Glafey für Hirschberg, Buchs für das Fürstentum Glogau und Latzke für Schmiedeberg als erste Unternehmer einer Verwebung weißen Garnes, der sogenannten Creas-Weberei. 1719 folgen ihnen zwei Kaufleute aus Neustadt (Oberschlesien) denen sich der Magistrat der Stadt 1727 anschließt, mit kaiserlichen Privilegien und Zollfreiheit eine eigene Creasindustrie aufzubauen, die rasch aufblüht und 1733 immer noch über 110 Stühle in Gang hält.

Da die Leinwandordnung von 1724 auf die Dauer nur geringen Erfolg zeigt, erwägt die Regierung neue Maßnahmen: Die Betrügereien im Garnhandel waren nicht verschwunden. Die Inspektoren wehrten einseitig den Vorteil der Kaufleute und kontrollierten die Weber scharf und bestraften sie. Die Schau wirkt sich nur zugunsten der Kaufleute aus. So wird am 14. Januar 1726 von der Regierung jedes Garnsammeln grundsätzlich verboten. 1731 beschwerten sich die Grundbesitzer und Gutsherren im Landeskolleg, die untertänigen Weber würden selbst bei Versehen hart bestraft, so dass oft die ganze Familie zugrunde gerichtet werde und die Weber außerstande gesetzt seien, dem Gutsherren die Abgaben zu zahlen. So befürwortet das Merkantilkolleg 1738 eine Revision der Leinwandordnung und ihre Neueinschärfung, während das Oberamt hierfür von allen Seiten Gutachten einfordert. Diese Akten werden im Frühjahr 1740 einer Beamten-Kommission vorgelegt, die bald die Kaufleute Glafey und Lieres aus Hirschberg, Latzke aus Schmiedeberg und Fischer aus Landeshut als Sachverständige heranzieht. Hierbei stellt sich wieder heraus, dass jegliches statistisches Material über Aus- und Einfuhr, Zolltabellen, Verzeichnisse der Weber und vorhandenen Webstühle sowie Unterlagen über den Umfang der Erzeugung immer noch fehlen. Der Hauptfehler der früheren Maßnahmen liege in der mangelhaften Information des Gesetzgebers und darin, dass jede Maßnahme parteiisch zugunsten des einen Teiles den anderen geschädigt habe. Ohne sachkundige Prüfung der Verhältnisse beider Seiten an Ort und Stelle könne es nicht anders werden.

Im Sommer 1740 reisen der Vizepräsident des Merkantilkollegs, Graf v. Schaffgotsch, sein Sekretär und der Kaufmann Lieres in die Hauptsitze des schlesischen Leinengewerbes und in die zugehörigen Gebirgsdörfer. Die meisten Beschwerden der Weber und Leinenarbeiter beziehen sich auf das Verhältnis der Kaufleute zu ihnen, weil diese als Vermittler des Absatzes

den Erzeugern jede Bedingung diktieren können. Daneben wird die Benutzung einer zu kurzen Weife, das schlechte Garn und die vielfach ungerechten Strafen der Schaumeister beanstandet. Die Weber mussten ihre Ware auf den Leinwandmärkten in den größeren Gebirgsstädten um jeden Preis losschlagen, solange sie nicht wohlhabend waren, um dem Händler gleichberechtigt entgegentreten zu können. Unter den Ring umgebenden offenen Laubenhellen saßen auf hohen Stühlen die Kaufleute; vor ihnen drängten sich die Weber und boten schockweise ihre Leinwand an. Der Kaufmann prüfte flüchtig die Ware, bot einen Preis, um dann mit Kreide den Namen des Webers auf die Leinwand zu schreiben, falls sich etwa ein Fehler darin fände. Diese Schrift war nur mit Mühe auswaschbar, wozu dem Weber die Zeit fehlte. Wenn die Händler nur jedes brauchbare Stück mit Kreide zeichneten und untereinander jede Konkurrenz ausschlossen, waren die Weber völlig in ihren Händen. Die Leinwandordnung hatte dieses Verfahren zwar verboten, aber umsonst. Dieses Vorgehen der Händler findet die stärkste Kritik der rechtlosen Weber. Der Abschlußbericht der Kommission vom 27. September 1740 kommt zu der Feststellung: Das Leinengewerbe sei eine so verzwickte Sache und örtlich so verschiedenartig gelagert, dass eine gleichmäßige Behandlung unmöglich und lediglich eine Abstellung einzelner Beschwerden möglich sei. Es ergeht eine Verordnung, die das Beschreiben der Leinwand und ähnliche Missbräuche verbietet und die Behörden anhält, auf richtiges Garn zu achten.

Der Weber erhält für des Weben eines Schocks Leinen fünfzehn bis zwanzig Groschen. Da diese Arbeit fünf und mehr Tage in Anspruch nimmt, beläuft sich sein Tagelohn auf kaum fünf Groschen, das entspricht etwa einer Mark heute. Nur die Schleier- und Creasweberei wirft besseren Lohn ab. Das Spinnen bringt täglich überhaupt nur Pfennige ein und kann daher nur als Nebenverdienst betrieben werden, zumal das Spinnrad damals im Volke so gut wie unbekannt ist. Wo die Weberfamilie ausschließlich vom Leinengewerbe leben muss, ist die Not als Folge geringfügiger Schicksalsschläge sehr groß. Jede Möglichkeit, ein anderes Gewerbe zu ergreifen, sich wieder hochzuarbeiten, ist ihnen genommen: Die Kinder spulen und spinnen, sobald sie nur dazu imstande sind; kaum sind ihre Arme kräftig genug, müssen sie weben lernen und mitverdienen. Nur besondere Glücksumstände oder Energien und Talente können diesen Bann durchbrechen. Die Kaufleute verfolgen mit blindem Hass jeden, der euch nur versucht, ihre Monopolstellung zu erschüttern und ohne ihre Vermittlung Waren im Auslande abzusetzen. So werden die Kaufleute, von denen nicht wenige Adelsgeschlechtern Schlesiens abstammen, immer reicher. 1741 gibt es allein in Hirschberg, Schmiedeberg, Landeshut und Greifenberg 110 sehr wohlhabende Leinwand- und Garnherren. Die Ausfuhr aus Hirschberg beträgt im Jahre 1740 an gebleichter Leinwand 1,5 Millionen Taler, an Rohleinwand rund 170 000 Taler. Die Holländer bezahlen nur zum Teil bar und liefern oft Kolonialwaren im Austausch, so dass die schlesischen Exporteure meist noch ein Kolonialwarengeschäft nebenbei besitzen, wenn sie nicht vorziehen, diese Waren weiter nach Polen und Ungarn zu verkaufen. Je mehr Holland und England im 17. Jahrhundert ihre Zölle erhöhen, desto stärker wird Hamburg zum eigentlichen Hafenplatz Schlesiens. Ja, die Hamburger Kaufleute veranlassen die Schlesier zur Nachahmung französischer Leinensorten um in Afrika bessere Geschäfte zu machen. In der Auseinandersetzung zwischen Hamburg und König Christian IV. v. Dänemark um den Elbzoll von 1629 bis 1645 tritt Kaiser Ferdinand II. im Westfälischen Frieden für Hamburg ein, um seinen schlesischen Leinenhändlern den wichtigsten Ausfuhrhafen offen zu halten. Von Hamburg aus geht das Leinen vor allem nach Holland, England und Spanien, bis gegen 1720 und 1738 die irische Leinenindustrie stark genug ist, sich abzuschließen und ab 1725 die französische Konkurrenz die Ausfuhr schlesischen Leinens über spanische Häfen, vor

allem Cadiz, nach Südamerika immer mehr erschwert. Der Leinenabsatz nach Polen, Ungarn und Böhmen bleibt unbedeutend, während nach Wien, Triest und der Adria immer eine erhebliche Menge Leinen geht, obwohl es durch viele Binnenzölle sehr behindert wird.

Kaum hat Friedrich der Große Schlesien gewonnen, lässt er eine geregelte Verwaltung einrichten unter dem Geheimen Finanzrat Graf von Münchow. Zwei Kriegs- und Domänenkammern in Breslau und Glogau führen seine Maßnahmen durch. Der Sturz der österreichischen Verwaltung vernichtet manche mühsam errungene Einrichtung zugunsten des Leinengewerbes, der Anschluss an Preußen zerreißt die vielen Verbindungen an das österreichische Nachbarland und führt zu einer Absatzstockung. Der König zieht sofort gründliche Erkundigungen über das Leinengewerbe und seine Sorgen ein durch Vernehmungen der Glogauer Kammer und Reisen des Grafen v. Münchow im Frühjahr 1742. Friedrich versucht, die Handelsstockung durch Wiederöffnung des Außenhandels und Beseitigung der Tarifänderungen in Schlesien zu überwinden. In den Friedensverhandlungen am Ende des 1. Schlesischen Krieges lässt er sich den ungeminderten Absatz schlesischer Waren nach Böhmen und Österreich garantieren. Ebenso fördert er den Ausbau von Elbe und Oder und eine Senkung ihrer Zölle, um den schlesischen Leinenhandel eine Benutzung dieser Ströme zu erleichtern. Am 8. April 1742 richtet der König eine vierteljährliche Konferenz der Leinenkaufleute aus den vier Gebirgsstädten als geordnete Vertretung der Interessen der Industrie zunächst unter dem Vorsitz des Hirschberger Bürgermeisters, später unter dem Landrat ein. Daneben schafft er das Commerzkolleg mit den führenden Breslauer Kaufleuten unter Vorsitz des Kammerdirektors als Sachverständigen und Beratungskomitee der Behörden. Beide Körperschaften müssen laufend an die Kammern Bericht erstatten, beide Kammern zweimal monatlich an den König unmittelbar. An eine Vertretung der Weber und Spinner ist damals noch nicht zu denken. Am 14. Dezember 1741 bestimmt er jedoch, dass im Gebirge keine gewaltsamen Aushebungen zum Militärdienst geschehen, und am 8. April 1742 erteilt er die Anweisung, dass Weber und Spinner möglichst von der Einziehung befreit bleiben sollen. 1742 entscheidet sich der König für die Errichtung eines großen Getreidemagazins in Hirschberg, "welches jedoch einzig und allein zur Unterhaltung der Spinner und Leinweber in teuren Zeiten dienen soll", wie es in der Kabinettsordre wörtlich heißt. Um den gesetzlichen Schwebezustand zu beenden, setzt eine Verfügung der Glogauer Kammer am 13. April 1742 alle von 1708 an erlassenen Leinen- und Garnverordnungen der eben abgelösten österreichischen Verwaltung wieder in Kraft und überträgt ihre Durchführung der Polizei- und Zollbehörde. Damit bleiben sämtliche Errungenschaften der vorpreußischen Zeit erhalten und werden bereits am 27. Juli 1742 in die neue "Leinwand- und Schleyer-Ordnung für Sr. Königl. Majestät in Preußen Schlesische Lande und denselben incorporierten Grafschaft Glatz" aufgenommen. Die gründliche, rationelle und wirtschaftsfreundliche Staatsverwaltung Preußens führt das schlesische Leinengewerbe bald einer ersten und zweiten Blüte entgegen.

Die alten Waldglashütten im Isergebirge Schilderungen aus dem Isergebirge von Erhard Krause

Bahnbrechend in der Erschließung der großen Gebirgswaldungen des Isergebirges und damit der Besiedelung des einsamen Waldgebirges waren die wandernden Waldglashütten, die hier nicht nur genügend Holz, sondern auch den Urstoff der Glasbereitung in großen Quarzgängen des Gebirges fanden. Je nachdem der Wald, der ihnen das Feuerungsmaterial und den Rohstoff

zur Herstellung des Alkali (Holz- oder Pottasche) bot, geschlagen war, wanderten die Hütten an immer entferntere, abseitige Orte bis hinauf in die Hochtäler an der Großen und Kleinen Iser. Mit ihnen zog alles, was durch sie Beschäftigung erhielt, mit bergauf, während in die verlassenen Wohnstätten der Glashüttenleute Ackerbauer und Viehzüchter nachrückten, die dem gerodeten, kargen Waldboden Nahrung abzugewinnen suchten. Auf diese Weise entstanden Siedlung um Siedlung, von denen allerdings einige mit der Stilllegung der Glasbetriebe wieder vereinsamten.

In den Wäldern der Herrschaft Klein-Skal auf der Südseite des Isergebirges erbaute im Jahre 1548 unter Herrn Adam von Wartenberg der Glasmeister Frantz Kuntze auf der sogenannten 'Moosheide' eine Glashütte, welche die Neubesiedelung des alten Weberdorfes Gablonz zur Folge hatte, das seit 1469 'wüst' lag. Diese Waldglashütte erhielt später den Namen 'Grüne Wald', wohl in Anlehnung an das Adelsbeiwort der Glasmacherfamilie Wander, die mit dem Prädikate 'von Grünwald' geadelt wurde und längere Zeit Besitzer der Hütte war. 1608 kaufte diese der Hüttenmeister Erhard Ehwald, der sie 1615 an die Schürer von Waldheim veräußerte, in deren Besitz das Werk bis zu seinem Ende blieb. Zweimal brannte die Hütte nieder; an! 2. Mai 1643 wurde sie samt Herrenhaus und Nebengebäuden von den Schweden in Asche gelegt und den zweiten Abbrand am 2. Januar 1734 verschuldete die 'Liederlichkeit des Nachtschürers'. Nach dieser zweiten Zerstörung ist die Hütte nicht wieder aufgebaut worden.

Im Jahre 1558 entstand südöstlich von Gablonz, im heutigen Labau, eine neue Waldglashütte im Isergebirge, die der Glasmeister Hans Schürer gründete, dessen rühmliches Geschlecht hier bis gegen Ende des 30jährigen Krieges tätig war. Danach erwarben die Wander die Hütte und betrieben diese bis zum Rückkauf des Hüttenbesitzes durch die Grundherrschaft im Jahre 1717. In der Geschichte des Glases im Isergebirge kommt der Labauer Hütte deshalb eine besondere Bedeutung zu, weil wir es hier mit einer Glashütte 'in Venezianer Art' zu tun haben. Es wurde in ihr sogenanntes 'Fadenglas' hergestellt, das eine venezianische Erfindung ist und an vielen Orten in Böhmen, Schlesien und Sachsen nachgeahmt wurde.

Etwa um die gleiche Zeit wie die Labauer Hütte dürfte die Glashütte in Reiditz auf der Herrschaft Nawarow gegründet worden sein, die ebenfalls zu den alten Waldglashütten im Isergebirge zählte. Als ihr Besitzer wird 1577 urkundlich der Hüttenmeister Paul Schürer genannt, der höchstwahrscheinlich auch ihr Erbauer war. Dieser stammte aus Aschberg in Mähren, von wo er 1530 nach Böhmen einwanderte und in Falkenau bei Haida die dortige Stammhütte der später geadelten und weitverzweigten Glasmacherfamilie Schürer von Waldheim erbaute. Die Schürer verpflanzten die Glasindustrie nicht nur ins Isergebirge, sondern überallhin, wo es schlagbare Waldungen gab, so ins Riesen- und Erzgebirge und in den Böhmerwald.

Am tiefsten war von den wandernden Glashütten des 16. Jahrhunderts die Glashütte in Friedrichswald in das Isergebirge eingedrungen. Diese entstand 1598 auf Reichenberger Herrschaftsgebiet nahe dem Ursprung der Weißen Neiße in 729 in Höhe und war eine Schöpfung der Glasmacherfamilie Wander, die nicht weniger rührig als die Schürer war. Der Erbauer der Hütte, Peter Wander, der hier 'durchsichtige Scheiben' und Hohlglas erzeugte, überließ den Betrieb 1618 seinem Sohn Georg Wander, der ihn 1620 samt dem Hüttengut an Johann Hänisch verkaufte. In der Folgezeit wechselte die Hütte, die am 27. 11. 1711 schwere

Feuerschäden erlitt, oft den Besitzer, bis sie schließlich 1807 aufgelassen wurde und das Werk verfiel.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als die alten Hütten der Schürer von Waldheim und Wander bis auf das Werk in Friedrichswald bereits aufgelassen waren, entstanden auf den Herrschaftsgebieten der Grafen Clam-Gallas, Desfour-Walderode und Schaffgotsch eine Anzahl weiterer Hütten aus 'grüner Wurzel', mit deren Gründungen die Glasmeister Kittel, Weber, Riedel und Preußler eine neue Epoche in der isergebirgischen Glaserzeugung und -veredelung einläuteten. Im Jahre 1756 erbaute der damalige Friedrichswalder Hüttenherr Johann Kittel auf einer 778 in hochgelegenen Waldwiese nahe dem Blattnelbache im Hinter-Friedrichswalder Forste die Glashütte 'Neuwiese' nebst einem Herrenhaus und einem Arbeiterhäuschen. Diesen Betrieb kaufte 1766 der Hüttenmeister Johann Leopold Riedel, der das Werk 1795 seinem ältesten Sohne Anton Riedel verkaufte. Nach anfangs gutem Geschäftsgange hatte diese Waldglashütte, die neben Hohlgläsern auch Stangenglas, Glasperlen und Lustersteine erzeugte, gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit großen Absatzschwierigkeiten zu kämpfen und musste schon 1817 stillgelegt werden. 1839 gelangte sie zusammen mit dem Arbeiterhaus zum Abbruch, während das Herrenhaus später als Jagdschloss 'Neuwiese' historische Bedeutung erlangte.

Auf Desfour'schem Gebiet, im Forstrevier Johannesberg-Karlsberg an der Blattnei, errichtete 1758 der Glasmeister Anton Weber aus Kreibitz die sogenannte 'Karlshütte', die der Graf Desfour 1761 an Johann Leopold Riedel verpachtete, der zu dieser Zeit bereits Pächter der alten Zenknerhütte in Antoniwald auf der Herrschaft Morchenstern war. Wegen der Holznutzung der Karlshütte kam es 1773 zwischen Riedel und dem gräflichen Förster Johann Meschayda zu einer harten Auseinandersetzung, die damit endete, dass der Graf den Pachtvertrag für beide Hütten, also auch der Zenknerhütte, löste und Riedel ohne Betrieb dastand. Die Karlshütte wurde 1774 samt dem Wohnhause, das seit 1769 von Johann Karl Riedel als Verwalter bewohnt war, abgebrochen. Erzeugt ist in der Hütte neben allerlei Flaschen und Flacons, Freimaurerbechern, Lüsterbehang, Knöpfen und Perlen auch Stangenglas.

Nachdem Leopold Riedel die beiden genannten Hütten und auch sein Heim in Antoniwald als Folge des Holzstreites verloren hatte, wandte er sich an den Grafen Christian Philipp Clam-Gallas mit der Bitte, ihm 'zwischen den beiden Kaminzeflösseln' den Platz für die Errichtung einer neuen Glashütte und einen Holzungsgrund zuzuweisen, welcher Bitte entsprochen wurde. So entstand 1775 die einsame, mitten im Gebirgswalde gelegene Hüttenkolonie Christianstal (798 in), in der am Dreikönigstag 1776 die erste Glasschmelze erfolgte.

Mittelalterliche Glasherstellung in Europa

Etwa im 10. Jahrhundert entstanden die ersten Glashütten in den Waldgebieten des Böhmisches Waldes, Bayrischen Wald, Thüringer Wald, Spessarts, Sollingen, Fichtelgebirge, Riesen - und Isergebirge. Die Glasmacher dieser Glashütten bevorzugten die Waldgegenden wegen des Holzes, das sie zur Beheizung der Glasschmelzöfen benötigten. War der günstig gelegene Wald abgeholzt, so wanderten sie in ein anderes waldreiches Gebiet. Das hier

entstandene Glas bezeichnete man als " Waldglas " Die Öfen wurden von den Glasmachern selbst gebaut, die dazu benötigten Steine wurden von Ihnen aus geeigneten Tonerden gefertigt. Die Holzbeheizung wurde später z.B. in England zum Schutze der Wälder verboten. Man war jetzt gezwungen, Kohle zum beheizen der Schmelzöfen zu verwenden. Die bauliche Veränderung Glasschmelzöfen war somit notwendig.

Die Rohstoffe zur Glasherstellung wurden aus den vorhandenen heimischen Mineralien gewonnen. So, zum Beispiel, der Hauptglasbildner SiO_2 wurde aus Sand bzw. Quarzstein gewonnen. Letzteres wurde stark erhitzt und im Wasser abgeschreckt, es entstand SiO_2 - Granulat. Die aus Pflanzen gewonnene Asche (Kaliumkarbonat) diente als Gemengerohstoff. Deren Bezeichnung Pottasche ist darauf zurückzuführen, das die Pflanzen im Verbrennungstopf (Pott) eindampfte und auslaugte wurde. Den dadurch entstandene Rückstand bezeichnet man als Pottasche (K_2CO_3). So zum Beispiel enthält Buchenholzasche etwa 18 % K_2O . Unter anderem wurden auch Eichenholz und Meerespflanzen zur Herstellung von Pottasche verwendet. Eine der Hochburgen im Mittelalter war Venedig, nach Angaben arbeiteten zeitweilig bis zu 8000 Menschen in venezianischen Glashütten. Vom 15. bis 17. Jahrhundert erreichten sie den Höhepunkt der Glasmacherkunst und Venedigs Kaufleute beherrschten den gesamten Mittelmeerraum. Wofür Venedigs Glasmacher berühmt wurden, war die Herstellung von reinstem Kristallglas, welches sich durch absolute Farblosigkeit und Glanz auszeichnete. Die Geheimhaltung der Glaszusammensetzungen war so streng, dass bei Weitergabe der Herstellungsverfahren mit dem Tode zu rechnen war. Andererseits waren die Glasmacher so hoch angesehen, das sie nicht selten in den Adelsstand erhoben wurden. Die damals herrschenden Kreise der damaligen Republik Venedig, befürchteten also, die ertragreiche Einnahmequelle zu verlieren, deshalb brachten sie die Glasmacher im Jahre 1291 unter Vorwand des Feuerschutzes auf die nahegelegene Insel Murano. Die Muranessen besaßen gegenüber den anderen Bewohnern der Republik große Vorrechte. Leider mussten sie auf die Freiheit verzichten die Insel zu verlassen. Im 17. bis 18. Jahrhundert wurden die sogenannten Wanderglashütten sesshaft.

Von alten Walenzeichen im Riesen- und Isergebirge Schilderungen aus dem Isergebirge - von Erhard Krause

Von den Walen oder Wälschen, auch "Venediger" geheißen, die im 15. und 16. Jahrhundert die deutschen Mittelgebirge nach verborgenen Schätzen an Gold und Edelsteinen durchspürten, haben sich auch im Riesen- und Isergebirge (aber nur auf der schlesischen Gebirgsseite!) an Felsen eine Anzahl geheimnisvoller Zeichen erhalten, die dort vor Jahrhunderten von diesen Schatzsuchern eingehauen wurden und die man heute als "Walenzeichen" bezeichnet. Man vermutet in diesen, die Gebirge durchstreifenden "Welschen" Bergleute oder Bergverständige und die Walenzeichen waren, wie der schlesische Volkskundler Will-Erich Peukert berichtet, aus "alchemistischen Siegeln fortgebildete alte Zeichen". Es besteht kein Zweifel, dass diese gesteinskundigen Leute, die wegen ihres fremdländischen Aussehens, ihrer fremden Sprache und ihres andersartigen Gebarens bei der einheimischen Bevölkerung wenig beliebt waren, die edlen von den unedlen Erzen unterscheiden konnten.

So wird berichtet (nach Angabe von Robert Cogho), dass die ersten, urkundliche genannten Walen, welche als bergverständige Ausländer 1364 nach Sachsen berufen wurden, die Florentiner Nikolaus und Augustin von Florenz waren. Diese beiden Welschen und ein

deutscher Bäckergehilfe namens Sigmund Wann aus Eger, der um 1450 "eine in der Scheidekunst erfahrene Walin aus Venedig" geheiratet hatte, sollen es gewesen sein, welche den Sachsen zuerst die Kunstgelehrte haben, ohne Verlust an Metall Silber von Zinn zu scheiden. Die an die Wälschen auch noch erinnernden alten Handschriften (Walenbücher) sind zwar mit Fabeln und Aberglauben stark vermengt und meist nur als Abschriften erhalten geblieben, verraten aber nach Peukerts Meinung erstaunliche Kenntnis unserer Berge.

Im nachfolgenden Teil dieses Aufsatzes wollen wir hier über die noch bekannten Walenzeichen im schlesischen Riesen- und Isergebirge berichten. Der Unterzeichnete stützt sich dabei auf Notizen, die sich Isergebirgsfreund Emil Novak in Neustadt a. T. aus verschiedenen Jahrgängen des "Wanderers im Riesengebirge" freundlicherweise zu diesem Thema gemacht hat, und auf das Buch von Cogho / Peukert "Volks sagen aus dem Riesen- und Isergebirge" (Göttingen 1967), das auf zwei Bildseiten Abbildungen solcher alten Walenzeichen und auf Seite 101 Erläuterungen dazu enthält, die Abbildungen und der Text der Erläuterungen wurden aus der 1. Auflage des gleichnamigen Sagenbuches von Robert Cogho übernommen. Sehr interessant zu diesem Thema ist auch der Aufsatz von Will-Erich Peukert "Berggold" im Merianheft 10/1953, welches Heft dem Riesengebirge gewidmet war. Ferner verdient Beachtung der Walen-Aufsatz von Wilhelm Müller-Rüdersdorf in dessen schlesisch-böhmischen Heimatbuch "Das Riesen- und Isergebirge" (Leipzig 1925) und die Chronik von W. Winkler "Schreiberhau, seine Geschichte, Natur und Beschreibung" (5. Auflage 1903).

Es folgen zunächst einige Auszüge, die Emil Novak aus dem über mehrere Hefte des "Wanderers im Riesengebirge" sich hinziehenden Aufsatzes von Robert Cogho "Die Walen im Riesen- und Isergebirge" sich notiert hat. Es heißt dort: In dem 1855 erschienenen, mit Abbildungen ausgestatteten Buche "Die alten heidnischen Opferstätten und Steinaltertümer im Riesengebirge" macht der Verfasser Prof. Mosch (damals im Warmbrunn) unter anderem auf allerlei rätselhafte "Zeichen und Charaktere" aufmerksam, welche hie und da an Felsen im Riesen- und Isergebirge eingehauen sind. Er hielt sie noch für Runenzeichen, später wurden sie von Prof. Peiper und Dr. Hieronymi (Breslau) einwandfrei für Verständigungszeichen der Walen (Wälschen) erkannt.

Unter den Hinweisen auf Walenzeichen, die Mosch gibt, möchte ich (Cogho) den einen hervorheben, weil derselbe geeignet erscheint, das Interesse an dem in Walen-Berichten neben dem "Mondstein" (?) oder "Mannstein" besonders oft, auch von Herren Winkler / Schreiberhau erwähnten "Gabelstein" (welcher westlich hinter der Gebert-Baude am Rothen Floß steht) wieder etwas aufzufrischen. Mosch berichtet: Von den unbekanntem Zeichen, welche die Waldarbeiter hier am Rothfloß-Felsen gesehen haben wollen, ist unter dichtem Moos wenig zu entdecken. Auch am benachbarten "Gabelstein" versichern Forstleute und Waldarbeiter früher unlösliche Züge im Gestein gesehen zu haben, von denen einige einem Messer und einer Gabel ähnlich waren und von welcher der Fels seinen Namen erhalten haben soll. Jetzt (1893) ist ebenfalls nichts mehr davon zu sehen. Die Zeichen P+, welche sich in einem Felsen dicht neben dem "Gabelstein" befinden und welche ebenfalls für Walenzeichen gehalten wurden, scheinen Mosche entgangen zu sein. Sie sind neueren Ursprungs und sicher Vermessungszeichen.

Hier sei eingeschaltet, dass der "Gabelstein" beim Bau der Eisenbahnstrecke Petersdorf-Schreiberhau-Grünthal teilweise zerstört wurde. Hierüber berichtete Hauptlehrer

Winkler in seiner Schreiberhauer Chronik, Seite 45, folgendes: "Leider mußte beim Bahnbau der nördliche Teil des Felsens weggesprengt werden, so dass die ursprüngliche groteske Gestaltung dieser interessanten Felsgruppe zu Teil verlorengegangen ist. Vermutlich sind damit auch die alten Walenzeichen vernichtet worden!" Dies war aber offenbar nicht der Fall, denn im Juniheft 1905, Seite 99, brachte der "Wanderer im Riesengebirge" die erfreuliche Mitteilung: "Während des Bahnbaues bei Schreiberhau gelang es den Bemühungen des Landgerichtsrates Seydel ein mit Walenzeichen versehenes Felsstück beim roten Floß, das sonst der Vernichtung anheim gefallen wäre, zu erhalten. Dasselbe wurde beim "Gabelstein", der selbst Walenzeichen trägt, deren bereits in der Breslauer Bibliothek befindlichen Handschrift des Antonius von Medici aus dem Jahre 1430 Erwähnung geschieht, niedergelegt."

Hierzu wieder ein Auszug aus dem Aufsatz von Cogho "Der erste Wale, der unser Gebirge durchwanderte, und dessen Name mit Bestimmtheit, nämlich in seinen hinterlassenen Schriften uns überliefert ist, ist Antonius von Medici, welcher in den Jahren 1425 bis 1456, wie es scheint, unser Gebirge besuchte und über seine Irrfahrten geschrieben hat. Auszüge aus diesem Walenbüchlein enthält die Schreiberhauer Chronik von Winkler auf den Seiten 175 und 176.

Ein anderes Walenbüchlein, das von Cogho erwähnt wird, stammte von dem Venediger (?) Johannes Wahle und enthielt die interessante Bemerkung: "Daß in dem Hirschburger Gebürge ein gar nachsetziges Volk gegen die Wälschen sei, die selbst als Bettler nicht wohl durchkommen, weil ihre Sprache sie verrät." Nach Coghos Angabe ist in keinem anderen Walenbüchlein ein so ausdrücklicher Hinweis auf das "Welschentum" der Goldsucher erhalten wie in diesem. Dieses Büchlein - ein Geschenk des Dr. Fliegel in Hirschberg - befand sich nach Peukerts Mitteilung in den Sammlungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde in Breslau und wird jetzt wahrscheinlich in der dortigen Stadtbibliothek verwahrt.

Eine weitere Mitteilung in Bezug auf den "Gabelstein" enthält der "Wanderer im Riesengebirge" vom Januar 1914, Seite 2. Diese lautet: "Ein Felsstück mit Walenzeichen konnten wir beim Bau der Eisenbahnstrecke Schreiberhau-Grünthal retten. Dieser Stein, den wir damals beim Gabelstein niederlegen ließen, haben wir jetzt nach unserem Museum befördern lassen. Unseres Wissens sind jetzt nur noch an zwei Stellen in unserem Gebirge solche Walenzeichen an Felsen vorhanden. Um so wertvoller ist für unser Museum dieser Besitz." Eine gute Skizze vom Aussehen des Walenzeichen an dem genannten Felsstück enthält der "Wanderer im Riesengebirge" Nr. 8, August 1929. Es ist möglich, dass sich dieses Felsstück jetzt beim Museum im Krummhübel befindet? Einige, zum Teil stark verwitterte Walenzeichen, darunter die Darstellung eines Menschenkopfes, befanden sich an der Felsgruppe des Katzensteines (918 m) bei Jakobstal. Hierzu bringt das Buch von Cogho / Peukert "Volkssagen aus dem Riesen und Isergebirge" Abbildungen. In den Erläuterungen Dazu heißt es: "Das erste dieser beiden Zeichen befindet sich an der südwestlichen Seite eines dem Katzenstein südlich vorgelagerten Felsens, das zweite am Katzenstein selbst, jedoch in zwei Metern Höhe." Wichtig ist nach Coghos Angabe immer die Gesteinsart, denn diese ist entscheidend dafür, ob ein solches Walenzeichen jahrhundertelanger Verwitterung standhielt, wie dies beim Granit der Fall ist."

Nun wenden wir uns wieder den Notizen von Emil Novak zu, der sich aus dem "Wanderer im Riesengebirge", Heft Nr. 9, September 1900, Seite 135 die nachstehende Mitteilung aus einem Artikel von Conrad Beyrich (Herischdorf) "Der Eisenberg am Kynast" notierte: "Bekanntlich

befindet sich am Waldwege zwischen Kynast und Eisenberg ein sogenannter Walenstein, mit zwei eingegrabenen Fußsohlen, zwei Händen und einigen Kreuzen, der als ein Merkzeichen jener venezianischen Bergleuten gilt, die unser Gebirge nicht allein nach Erzen, sondern auch nach Edelsteinen und zum Mosaik geeigneten Steinen absuchten". Hierzu eine passende Bemerkung aus der Chronik von Winkler: "Damals stand nicht nur die venezianische Kunstglasfabrikation in Blüte, sondern auch die Florentiner Mosaikindustrie hatte einen Weltruf erlangt. Es ist deshalb wohl auch erklärlich, wenn Italiener vielfach unser Gebirge durchwanderten und nach Mineralien suchten, die an den Kunststätten gegen Gold eingetauscht wurden.

Von Cogho wurde am 21. August 1893 das bergmännische Hammerzelchen Schlägel und Eisen über Kreuz eingehauen an der nördlichen Gruppe des Tafelsteine (1281 in) am Forstkamm unweit des dortigen Granatenbruches gefunden, wo im Glimmerschiefer Granaten vorkommen. Eine Abbildung dieses Hammerzeichens mit den dabei befindlichen Buchstaben WS enthält das erwähnte Sagenbuch von Cogho / Peukert. Die beiden Buchstaben sollen dem äußeren Anschein nach mit dem Walenzeichen gleichaltrig sein.

1893 noch sehr gut erhalten waren nach Mitteilungen von Robert Cogho, der übrigens selbst aus einer zugewanderten italienischen Familie stammte - er wurde 1835 zu Hermsdorf u. K. geboren und starb 1902 zu Warmbrunn - die oben erwähnten Zeichen an dem Walenstein am Eisenberge. Desweiteren befanden sich seinen Mitteilungen zufolge solche Zeichen, darunter das sogenannte "Hammerzeichen" der Bergleute (ein liegendes T) im Melzergrund und am Rabenstein bei Schreiberhau. Auch in dem Felsen nahe dem "Adlerfels" in Schreiberhau auf dem Sabrichberge waren ähnliche Zeichen zu finden. Ein Herr Graf Leopold von Zieten fand (etwa 1880) an zwei Felsen des Heerdberges sogenannte "Hammerkreuze" und im April 1901 berichtete der "Wanderer im Riesengebirge", Seite 64: "... auf zwei im Grunde des Kynwassers gelegenen Felsen findet man sehr gut erhaltene Walenzeichen."

Zu letzterer Mitteilung zitiere ich aus den Erläuterungen in dem Sagenbuch von Cogho: "Zeichen an einem Felsen im Goldloch, 10 - 11 Minuten vom Gasthof "Rübezahl" in Kynwasser entfernt, am rechten Ufer des Bächels, zwischen diesem und dem es begleitenden Weges wo der Weg sich gabelnd, in den Wald eintritt. Das "Hufeisen" befindet sich auf der oberen sanft geneigten Fläche, Das "Hammerkreuz" an der Ostseite des Felsens. Eine weitere Mitteilung von Cogho lautet: "...geht man vom Goldloch zwischen Saalberg und Kynast aufwärts an dem sogenannten Bächel, so fallen auf der Wiese zwischen Eisenberg und Heerdberg am Wege nach Hintersaalberg einige ehemalige Teichdämme in die Augen. Etwa bis 1850 lagen hier drei Teiche übereinander, die sogenannten "Farrenteiche", und hier, dicht an den Farrenteichen, steht auch der Felsen, der die von Prof. Dr. Peiper der Vergessenheit entrissenen Walenzeichen trägt. Schließlich erwähnte Cogho auch noch den sogenannten "Hufeisenstein" an dem Pfade, der aus dem Weißbachtal ins Zackental an dem Haus Nr. 104 vorüberführt. An diesen Stein war neben einem Hufeisen auch noch ein Kreuz eingehauen". Emil Novak notierte sich aus dem "Wanderer" auch die nachstehende Walennachricht aus dem Riesengrunde: im Jahre 1456 kam ein Venediger (Venetus quisquam) auf seiner Suche nach Gold und Edelsteinen aus Hoheneibe ins innere Riesengebirge und geriet nach abenteuerlichen Wegen durch den Urwald in den Riesengrund. Hier stieß er auf eine baumlose Wiese und fand dort menschliche Gerippe. Bei mehreren von ihnen befanden sich zwischen den Fingerknochen Gold und Edelsteine, welche die Schatzsucher aus Stollen am Abhänge der Schneekoppe

geschürft hatten. Anlässlich einer Lawinenkatastrophe waren alle verschüttet und getötet worden. Erwähnung verdient auch das eingehauene Andreaskreuz an einem Felsen des sogenannten "Alten Schlosses" (899 in) in der Nähe der Kobelhäuser im Isergebirge. Dieses alte Walenzeichen wurde im Sommer 1921 von Will-Erich Peukert nach langem Suchen gefunden und im "Wanderer im Riesengebirge", Juli 1923, Seite 54 - 55 beschrieben. In der Umgebung dieser Felsgruppe soll sich den alten Walenberichten zufolge auch noch ein Stein befunden haben, an dem ein Mann ausgehauen war und der in den Walenbüchern als "Mohnstein" (Mannstein) erwähnt wird. Der genaue Standort dieses Steines konnte nicht mehr festgestellt werden.

Ob heute noch einige solcher Walenzeichen im Riesen- und Isergebirge erhalten sind, bzw. noch sichtbar sind, lässt sich nicht sagen. Das müsste erst bei einem erneuten gründlichen Absuchen der betreffenden Felsgruppen festgestellt werden.

Dieser Aufsatz wurde geschrieben, um die Erinnerung an diese geheimnisumwitterten Felseinmeißelungen in unseren Heimatbergen wach zu erhalten. Zwar sind es Jahrhunderte her, dass die wälschen Bergleute unsere heimische Gebirgswelt nach Gold und edlen Steinen absuchten, die Kunde aber von den angeblich in unseren Bergen und Flüssen verborgenen Schätzen war bis ins 19. Jahrhundert weit verbreitet. Wenngleich die Berichte in den alten Walenbüchern stark übertrieben und sagenhaft verbrämt sind, so ist doch, wie Will-Erich Peukert in seinem Aufsatz "Berggold" im Merianheft 10/1953 berichtet, in den Jahren um 1590 - 1600 auf der Navorer Wiese, im Zacken, in der Aupa, in der jungen Elbe und in den Iserzuflüssen (Kleine und Große Iser) Gold gewaschen worden. Dass die Quellbäche der Iser und des Zacken noch heute goldhaltige Sande führen, konnte Peukert 1921 durch eigene Versuche im Flinsbergzwiesel und Lämmerwasser nachweisen. Wörtlich schreibt Peukert: "Die Bäche im Riesen- und Isergebirge trugen wirklich Gold. Nicht viel, denn es bedurfte eines wochenlangen Suchens, bis man den Wert von zwei, drei Mark zusammen hatte, aber es lag mir ja nicht am Ertrage! Mir lag nur daran, das Wahre jener alten Berichte festzustellen."

Ergänzend und abschließend hierzu mögen noch die von Emil Novak gemachten Angaben folgen. Es handelt sich hierbei um wissenschaftlich fundierte Mitteilungen aus jüngster Zeit. RNDr. Nevrlý, (Leiter der naturwissenschaftlichen Abteilung im Nordböhmischen Museum Reichenberg/ Liberec) zitiert in seinem zweiten "Buch vom Isergebirge" (Ausgabe 198 1) auf Seite 35 verschiedene kurze Auszüge aus alten Walenbüchlein z. B. (übersetzt!) "...Nur wenig hundert Meter vom Zusammenfluss der beiden Iserbäche steht auf der schlesischen Seite der Staatsgrenze der "Mohennrichfels". "Das Hennsdorfer Walenbuch sagt von ihm: "Nicht weit davon ist die Gestalt eines Mannes eingehauen, welche mit zwei Fingern nach Norden weist, zum Felsen "Altes Schloss" wo sich ein eingemeißeltes Kreuz befindet. Gehst Du dem Wasser nach, welches hier fließt, findest Du viel gewachsenes Gold."

Zwei Zeilen tiefer im genannten "Buch vom Isergebirge" steht folgendes "1971 wurden durch Mineralogen im bekannten Saphirflössel (bei Klein-Iser) Untersuchungen vorgenommen, welche nach langwieriger Arbeit ein Ergebnis von acht Goldblättchen in der Größe von 0,7 mm brachten. Selbstverständlich haben solche Winzigkeiten ausschließlich fachlich wissenschaftlichen Wert, niemals einen finanziellen."

Jedenfalls bestätigen diese Angaben aus neuester Zeit im großen und ganzen die alten Berichte, wenn es auch als feststehend betrachtet werden darf, dass es den Welschen sicherlich nicht nur um geringfügige Goldausbeute in unseren Gebirgen ging, sondern mehr um die tatsächlich sich lohnenden Funde an Edel- und Halbedelsteinen.

Arno Herzig, Hamburg

DAS RIESENGBIRGE. KULTUR UND GESCHICHTE BIS 1945

Das gigantische Gebirge, wie das Riesengebirge auch genannt wird, bildet nach den Alpen und den Karpaten die dritthöchste Bergkette Mitteleuropas. Die Grenzen dieses Gebirges sind offen. Das eigentliche Riesengebirge erstreckt sich mit seinem ca. 40 km langen Hauptkamm von Jakobstal oberhalb von Oberschreiberhau bis zum Schmiedeberger und Liebauer Paß. Über Jahrhunderte hin bildete dieser Paß die Grenze zwischen Schlesien und Böhmen. Während auf schlesischer Seite zum weiteren Riesengebirge der Hirschberger Talkessel bis zum Bober-Katzbach-Gebirge zählt, ist auf der Südseite eine weitere Kammlandschaft, der Böhmisches Kamm, zu finden; dazwischen liegen die sog. Sieben Gründe, in denen die Elbe entspringt, die oberhalb von Spindlermühle ihre Quellarme vereinigt. Vor dem 13. Jahrhundert war das Riesengebirge kaum besiedelt, es bildete eine natürliche Grenze. Auf schlesischer Seite ließ Herzog Heinrich I. Anfang des 13. Jahrhunderts das Gebiet von Norden her durch fränkische Siedler roden, die die slawischen Vorgängersiedlungen in die neu entstehende Kulturlandschaft einbezogen. Die vermuteten Bergschätze steigerten im 14. Jahrhundert das Interesse der Landesherrn an dieser Landschaft. Kaiser Karl IV. rief als böhmischer König 'welsche' Bergleute ins Riesengebirge, die nach Gold und Edelsteinen suchen sollten. Es folgten auf böhmischer Seite Bergleute aus Tirol, auf schlesischer aus dem Harz und dem Meißener Gebiet. Die Schatzsuche war wenig erfolgreich, und auf längere Zeit lohnte sich lediglich der Erzabbau in Schmiedeberg, der allerdings den Dreißigjährigen Krieg nicht überdauerte. Da die Landwirtschaft in dieser Region kaum lohnte, waren die Städte im Talkessel auf gewerbliche Produktion angewiesen. Die mittelalterliche Tuchindustrie wurde in Hirschberg bereits im 16. Jahrhundert durch die Leinenweberei abgelöst. Der Schuhmacher Joachim Girnth lernte in den Niederlanden die Schleierweberei kennen und führte sie 1570 in Hirschberg ein. Dieser neue Produktionszweig, bei dem es sich um die Herstellung von feinem Leinen handelte, belebte erheblich den Handel und führte zum Reichtum der Hirschberger Kaufleute, der sich auch in der Architektur der Stadt widerspiegelte. Auch Schmiedeberg profitierte nach dem Niedergang des Bergbaus von der Leinwandproduktion und gehörte mitzu den wichtigsten Leinenhandelsstädten Schlesiens, obgleich das benachbarte Hirschberg die Schmiedeberger Konkurrenz nicht zu stark werden lassen wollte. Hirschberg versuchte mit allen Mitteln zu verhindern, daß Schmiedeberg die Stadtrechte erhielt, weil Hirschberg damit die Kontrolle über die Flachs- und Leinenproduktion auf dem Land verlieren würde, von der Schmiedeberg profitierte. Weiter drinnen im Gebirge, in Schreiberhau, entwickelte sich als typische Berglandindustrie seit dem 14. Jahrhundert die Glasherstellung, die auf dem Holzreichtum fußte. Die Holzfällerei war zunächst das einzige Gewerbe, das sich im Gebirge lohnte; die Hochgebirgstäler wurden deshalb erst im 16. und 17. Jahrhundert besiedelt. Während im Hirschberger Kessel die Waldhufendörfer mit fränkischen Gehöftformen vorherrschten, finden sich im Gebirge Einzelgehöfte, diesog. *Bauden*, die gegen Ende des 18. Jahrhundert dann dem beginnenden Tourismus eine, wenn auch primitive Infrastruktur boten. Da im Riesengebirge Klima und Bodenstruktur ungünstiger als in den Alpen oder im Schwarzwald waren, hat sich

eine Almenwirtschaft nur in Ansätzen entwickelt. Schon aus diesem Grund waren die Gebirgsbewohner auf einen Ausgleichserwerb angewiesen. Diesen lieferten zunächst die Holz-, Erz- und Glasgewinnung, später bot dann die Textilproduktion ein Zubrot, bevor der Tourismus zur Haupteinnahmequelle wurde. Der Reichtum an Heilkräutern im Gebirge führte im 17. Jahrhundert zur Etablierung eines einträglichen Erwerbszweiges. Die sog. *Laboranten*, die bis ins 19. Jahrhundert ihre Tätigkeit ausübten, sammelten Arzneikräuter oder bauten sie selbst an, verarbeiteten sie und vertrieben sie im Hausierhandel. In Krummhübel bildeten sie sogar eine eigene Zunft.

Das Riesengebirge trennte Schlesien von Böhmen. Aber solange über beide Länder der böhmische König herrschte - also bis 1742 - war die Grenze von nachgeordneter Bedeutung. Der schlesische Teil gehörte zum Herzogtum Schweidnitz, das nach dem Aussterben der piastischen Bolkonen 1392 als Erbherzogtum an die böhmische Krone fiel. Obwohl seit 1526 die Habsburger über beide Länder herrschten, konnte sich im schlesischen Teil die lutherische Reformation fast ungehindert ausbreiten. In Hirschberg wurde bereits 1524 evangelisch gepredigt. Die 1566 errichtete Ratsschule wurde zu einem Zentrum reformatorischer Lehre in Schlesien. Von dem geistigen Klima dieser Stadt zeugt auch der 1506 entstandene *Panegyrikus Slesiacus*, den der Hirschberger Humanist Pancratius Vulturinus, mit seinem bürgerlichen Namen Pankraz Geyer, als Student in Padua schrieb. Die radikale Rekatholisierungspolitik der Habsburger, v.a. nach der Schlacht am Weißen Berg (1620), beeinträchtigte nicht nur die geistige, sondern auch die wirtschaftliche Entfaltung, obgleich die Gründung der Hirschberger Kaufmannssozietät 1658 die Vorrangstellung dieser Stadt im schlesischen Leinen- und Schleierhandel sicherte. Der Westfälische Friede (1648) bestätigte den Habsburgern in ihren Erbfürstentümern das Recht zur Rekatholisierung; doch sollten die Untertanen, die Lutheraner bleiben wollten, nicht aus dem Territorium vertrieben werden. Für die Riesengebirgsregion bedeutete dies, daß offiziell keine lutherischen Gottesdienste mehr gehalten werden durften und alle Kirchen an die Katholiken fielen, auch wenn die Gemeinde protestantisch blieb. Die nächsten lutherischen Kirchen lagen in Schweidnitz und Jauer, die als einzigem Erbfürstentum Schweidnitz-Jauer als sog. *Friedenskirchen* den Lutheranern zugestanden worden waren. Für die Lutheraner in Schlesien blieb bei aller Loyalität gegenüber dem habsburgischen Landesherrn eine latente Spannung. Alle Versuche der Hirschberger Kaufmannschaft, beim Kaiser die Errichtung einer lutherischen Kirche zu erreichen, scheiterten am Widerstand Kaiser Leopolds I. (Reg. 1658-1705). Von Nachteil für die Protestanten im Riesengebirge war auch die Verhaftung und Hinrichtung des Lutheraners Hans Ulrich von Schaffgotsch, der 1634 als Anhänger Wallensteins verhaftet worden war. Die Schaffgotsche Herrschaft um Schmiedeberg und Warmbrunn fiel an den Kaiser, der sie 1639 an die katholische böhmische Grafenfamilie Czernin verkaufte. Zur bestimmenden Persönlichkeit der Gegenreformation im Riesengebirge wurde der Grüssauer Abt Bernhard Rosa (Reg. 1660-1696). Zu seiner nicht weit von Hirschberg entfernten Abtei gehörte auch die Propstei in Warmbrunn. Wenn Rosa auf der einen Seite 1662 durch die Errichtung des propsteilichen Bades zur Entwicklung von Warmbrunnbeitrug, so hemmte er doch andererseits die wirtschaftliche Entwicklung durch Einkerkung von Lutheranern bzw. ihre Vertreibung aus dem Stiftsland. Zu einer gewissen Entspannung noch zu habsburgischer Zeit kam es, als auf Intervention des schwedischen Königs Karls XII. den Hirschbergern im Vertrag von Altranstädt (1707) der Bau einer sog. *Gnadenkirche* vor den Mauern der Stadt zugestanden wurde. Wie viel den Hirschbergern diese 'Gnade' wertwar, beweisen die über 98 000 Gulden, die die Bürger dafür als 'Geschenke' aufbringen mußten.

Eine bedeutende Zäsur für die historische Entwicklung dieser Region brachte 1742 die Annexion Schlesiens durch Preußen. Erst jetzt gewann die Grenze zu Böhmen als Staats- und Zollgrenze eine gravierende Bedeutung. Wenn auch die familiären Kontakte über die Grenze hinweg blieben - auf beiden Seiten sprach man nahezu dieselbe Mundart -, so büßte der schlesische Leinenhandel doch wichtige österreichische Märkte und Garnzulieferungen ein. Trotz Förderungsmaßnahmen durch die preußische Politik erreichte der Leinwandhandel nichtmehr die einstige Bedeutung. Immerhin blieb die Riesengebirgsregion als wichtige Gewerbezone vom preußischen Kantonssystem ausgenommen. Im übrigen Schlesien führte die neu eingeführte Wehrpflicht zu starker Unzufriedenheit unter der Bevölkerung. Die Plünderungen in den Kriegsjahren 1741-1760 und die Pest beeinträchtigten zunächst sehr stark die Entwicklung. Mit der Annexion durch Preußen entfielen nun aber die konfessionellen Unterdrückungen, die die zum größten Teil lutherischen Untertanen im Riesengebirge durch die Habsburger erfahren mußten. Doch Friedrich II. war nicht bereit, den für die Lutheraner günstigen Status der Zeit vor 1618 wiederherzustellen. Die Protestanten erhielten deshalb nicht, wie erwartet, ihre ehemaligen Kirchen zurück, obwohl die Mehrheit der Bevölkerung protestantisch war, sondern erreichten lediglich die Erlaubnis, auf eigene Kosten Bethäuser zu errichten.

So entstanden nach 1742 zunächst provisorische Bretterbethäuser, die erst im Laufe der folgenden Jahrzehnte durch Fachwerkgebäude oder steinerne Kirchen ersetzt wurden. Die frühesten Bilder zeigen schuppenartige Gebäude auf rechteckigem Grundriß mit hohem schrägem Dach. Kirchen dieser Art entstanden in Arnsdorf, Giersdorf, Kaiserswaldau, Lomnitz, Seidorf und in noch weiteren Orten. In Warmbrunn (1744) und Schmiedeberg (1745) entstanden repräsentative Steinbauten.

Erfuhren die konfessionellen Verhältnisse durch Friedrich II. eine Liberalisierung, so beeinträchtigte nun die starre merkantile Handelspolitik des Königs die gewerbliche Entwicklung im Riesengebirge. Anregungen der Kaufmannschaft, das Leinwandgeschäft zu reorganisieren und zu effektivieren, waren erfolglos. So unterblieb eine Magazinierung des Garnhandels, was zu einer strengeren Kontrolle dieses für die Weber wichtigen Produkts, aber auch zu einer ausgeglicheneren Preispolitik hätte führen können. Die schrumpfenden Erträge mußten v. a. von den Spinnern und Webern kompensiert werden. Deren Situation wurde schon zu Habsburger Zeit 1714 durch den österreichischen Kameralisten Marperger als recht 'triste' bezeichnet. Den täglichen Erwerb für Weber errechnete er mit fünf Groschen, den für Spinner sogar nur mit vier. Die sozialen Gegensätze zwischen den noch immer wohlhabenden Kaufleuten und den immer ärmer werden den Webern und Spinnern eskalierte 1793 in dem Schmiedeberger Weberaufstand, der sich v. a. gegen die Garnhändler richtete. Die angebliche Äußerung des Kaufmanns Bauch gegenüber den Webern, wenn sie sich keine Lebensmittel leisten könnten, sollten sie 'Heu und Stroh fressen', führte zum tätlichen Angriff auf die Garnhändler und die Zerstörung ihrer Waren. Die Verbesserung der sozialen und ökonomischen Situation ließ sich nur durch einen Strukturwandel erreichen, aber der ließ auf sich warten, zumal sich der Leinwandhandel immer wieder erholte; doch die Löhne der Weber und Spinner blieben niedrig, da ihre Zahl trotz der Krisenweiterhin anstieg. Die Randlage, in die Schlesien in Preußen nach 1815 geraten war, förderte kaum den nötigen Strukturwandel und die dringend erforderliche Industrialisierung der Garnproduktion. Erst 1834 wurde in Erdmannsdorf die erste mechanische Spinnerei im Riesengebirge eröffnet. Die Errichtung einer

Maschinenfabrik wenige Jahre später in Warmbrunn ermöglichte die Etablierung neuer Industriezweige, so in der Papier- und Zelluloseindustrie. Diese Industriezweige nahmen seit den 1830er Jahren einen bedeutenden Aufschwung. Ihre Schwerpunkte lagen in Hirschberg, Eichberg, Erdmannsdorf und Jannowitz. Ihre Produkte wurden in ganz Deutschland und sogar in Amerika abgesetzt. Ein früherer sehr wichtiger Produktionszweig des Riesengebirges, die Glasindustrie, geriet mit abnehmenden Waldbeständen in eine Krise, da nicht mehr genügend Holz für die Köhlereien zur Verfügung stand. Die Umstellung auf den neuen Energieträger Steinkohle erforderte hohe Transportkosten, die durch eine Veredlung der Glasindustrie und die dadurch erzielten höheren Preise ausgeglichen werden mußten. Die Glasindustrie verlagerte sich aus dem Gebirge in den Hirschberger Talkessel, wo 1923 die Josephinenhütte AG gegründet wurde, die aus einer Vereinigung der Unternehmen von Schreiberhau, Petersdorf und Hermsdorf hervorging. Für die Hütte arbeiteten ferner eine Reihe von Glasschleifereien in Seidorf, Giersdorf, Schmiedeberg, Arnsdorf und Agnetendorf. 1930 waren ca. 1 400 Arbeiter und Angestellte für die Hütte tätig. Die Produktion war so stark angestiegen, daß inzwischen nicht nur der Energieträger Kohle, sondern auch die Kristallsande importiert werden mußten, da der heimische Quarz nicht mehr ausreichte. Auch die Holzgewinnung wurde im 19. Jahrhundert durch Holzsägewerke und Holzschleifereien industrialisiert, wofür zunächst die Gebirgsflüsse als Energieträger zur Verfügung standen. Ausgehend von den traditionellen Industriezweigen differenzierte sich bis 1939 die Industrie des Riesengebirges in zusammen rund 3 300 Betriebe der Brauerei-, Likör-, Porzellan-, Teppichweberei-, Maschinen-, Leinen-, Papier-, Stein-, Mühlen- und Edelglas-Herstellung mit ca. 35 000 Beschäftigten.

Die Weiterentwicklung bzw. Umstrukturierung der Industrie im Riesengebirge war nicht zuletzt von der Verkehrsentwicklung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts abhängig, da bis dahin der Transport von Produkten ins und aus dem Gebirge ein großes Handicap darstellte. Der Eisenbahnanschluß nach Görlitz (1866) und Breslau (1867) und damit an die Strecke nach Berlin verbesserte nicht nur die industriellen Standortfaktoren, sondern brachte einen neuen Erwerbszweig: den Tourismus.

Den Individualreisenden des beginnenden 19. Jahrhunderts, zu denen u. a. C. D. Friedrich, Goethe und Hoffmann von Fallersleben zählten, folgten nach der Verkehrserschließung zahlreiche Urlauber, v. a. aus dem Berliner Raum. 1927 betrug die Zahl der Touristen in Hotels und Privatbetrieben über 162 000 Personen. In den 1 760 Fremdenverkehrsbetrieben waren rund 13 000 Menschen tätig, sodaß mit 15 % der gesamten Bevölkerung die Tourismusindustrie den größten Arbeitgeber darstellte. Der Tourismus, aber auch die zahlreichen Pensionäre und Privatis, Gelehrten und Künstler, die sich im Riesengebirge niederließen, veränderten das Bild dieser Kulturlandschaft. An die Stelle der ländlich einfachen Häuser der Gebirgsorte traten Villen und Hotels. Warmbrunn, Schreiberhau, Brückenberg und Krummhübel wurden zu modernen Kurorten. Auch der Hirschberger Talkessel war für den Tourismus attraktiv. Jannowitz, Schmiedeberg, Petersdorf und Stonsdorf spielten eine wichtige Rolle für den Fremdenverkehr.

Die regionale Geschlossenheit der Riesengebirgsregion und ihre Anbindung an die Vorgebirgsregion sollten auf schlesischer Seite nach 1741 durch die Einrichtung des Kreises Hirschberg gewährleistet sein, zu dem die vier Städte Hirschberg, Kupferberg, Schmiedeberg, Schönau und 82 Dörfer gehörten. Der Kreis reichte also nach Norden weit über den Hirschberger Talkessel hinaus. Die Hirschberger Landräte kamen im 18. Jahrhundert aus dem

heimischen Adel des Riesengebirges. Durch die preußische Verwaltungsreform von 1815 wurde zur Förderung der Gebirgsregion der Regierungsbezirk Reichenbach geschaffen, dem auch der Kreis Hirschberg zugeschlagen wurde. Dieser wurde allerdings 1818 durch die Bildung des Kreises Schönau um seinen nördlichen Teil verkleinert und umfaßte nun die eigentliche Riesengebirgsregion. 1818 zählt der Kreis 46 400 Einwohner (= 2,3 % der Einwohner Schlesiens). Hirschberg zählte damals ca. 16 000 Einwohner. Bis 1939 sollte die Einwohnerzahl auf 35 300 ansteigen. Die Erwartung der preußischen Regierung, durch die Neubildung des Riesengebirgsbezirks Reichenbach die soziale und ökonomische Struktur der Gebirgsregion zu verbessern, erfüllte sich allerdings nicht. 1820 erfolgte aus Sparsamkeitsgründen die Auflösung dieses Bezirks. Der Kreis Hirschberg gehörte seitdem zum Regierungsbezirk Liegnitz.

Die nur unzulängliche Umsetzung der Stein-Hardenbergischen Reformen in Schlesien führte auch im Kreis Hirschberg im Vormärz und in der Revolution von 1848 zu Unruhen unter der städtischen Bürgerschaft und der Landbevölkerung. Zu den prägnanten Persönlichkeiten des schlesischen Vormärz zählt der Hirschberger Fabrikant Wilhelm Schlöffel (1800-1847), der sich nicht nur für die bürgerliche Freiheit, sondern auch für soziale Gerechtigkeit einsetzte. Nach dem schlesischen Weberaufstand (1844) wurde er kommunistischer Umtriebe verdächtigt und verhaftet. Der Vorfall erregte in der ganzen Provinz Aufsehen und die Breslauer Stadtverordnetenversammlung unter ihrem liberalen Bürgermeister Julius Hermann Pinder (1805-1867) protestierte gegen diese Willkürmaßnahme. Sogar der schlesische Oberpräsident Merckel setzte sich für Schlöffel ein. Schlöffels Freispruch wurde als Sieg der Liberalen in Schlesien gefeiert. Die Bürger von Hirschberg bereiteten ihm trotz 'abscheulichen Wetters' einen triumphalen Empfang mit Ehrenpforten, Fackelung und Ansprachen. Die sozialen Probleme des Vormärz, die sich am deutlichsten im Weberelend dokumentierten, hatten auch das Bürgertum im Riesengebirge für soziale Fragen geöffnet. Die gutsherrliche Untertänigkeit, die in Schlesien noch immernicht beseitigt war, führte im Revolutionsjahr 1848 im Kreis Hirschberg zu Aufständen gegen die Gutsherrschaften mit zur Forderung nach Aufhebung der Dienstleistungen. In einem Erlaß rief die Liegnitzer Regierung am 25. März 1848 zur Beruhigung der Bevölkerung im Riesengebirge auf, ohne aber etwas zur Beseitigung dieses gravierenden Übels beizutragen. Es blieb bei der Mahnung an die Aufständischen: 'Laßt ab von solchem frevelhaften Beginnen, geht auseinander, und kehre ein Jeder in seine Behausung, zur Ruhe und Pflicht zurück!' Erst die industrielle Entwicklung des 19. Jahrhunderts beseitigte die schlimmsten Auswüchse der sozialen Not und ließ, v. a. durch den Tourismus, zahlreiche Bewohner des Riesengebirges zu einem bescheidenen Wohlstand gelangen. Die politische Szene im Kaiserreich und dann in der Weimarer Republik bestimmten ein nationalliberales bzw. konservatives Bürgertum auf der einen Seite und eine selbstbewußte Arbeiterbewegung auf der anderen. Letztere stellte 1919 mit dem Hirschberger sozialdemokratischen Gewerkschaftssekretär Felix Philipp sogar den Breslauer Oberpräsidenten. In Hirschberg selbst aber änderte sich nach 1918 in der Verwaltungsspitze kaum etwas. Der seit 1913 amtierende Landrat Rudolf von Bitter, ein Verwaltungsjurist, blieb bis 1926 im Amt. Unter ihm schied 1922 die Stadt Hirschberg aus dem Kreisverband aus und wurde kreisfrei.

Die Nationalsozialisten gelangten im Riesengebirge ohne Widerstand an die Macht. Bereits zu Beginn der 1930er Jahre gab es im Hirschberger Kreis sechs NSDAP-Ortsgruppen. Die SA-Standarte 5 unter Hans Koch zählte im März 1932 bereits 950 Mitglieder. Bei den Reichspräsidentenwahlen 1932, bei denen auch die demokratischen Parteien sich für die Kandidatur Paul von Hindenburgs ausgesprochen hatten, siegte dieser im Hirschberger Kreis

nur mit knapper Mehrheit über seinen Gegenkandidaten Adolf Hitler. Das Hirschberger Bürgertum tendierte deutlich mehrheitlich zur NSDAP, obwohl die NS-Kampfgruppen es schon vor der Machtergreifung nicht an Radau- und Gewaltszenen fehlen ließen. So überfielen sie im Juli 1932 ein Jugendlager in Schmiedeberg und legten vermutlich am 9. August 1932 eine Bombe im Hirschberger Stadttheater. Nach der Machtergreifung tyrannisierten sie ihre politischen Gegner. Sie demolierten die Redaktionsräume der sozialdemokratischen *Volkszeitung für das Riesengebirge*. Am 1.4.1933 kam es in Hirschberg zum Boykott der Geschäfte jüdischer Bürger. Auch im Riesengebirge ließen sich die Menschen im Hinblick auf Hitler und den Nationalsozialismus vom Schein täuschen, zumal von der sinkenden Arbeitslosigkeit der Tourismus profitierte. Hitlers Gewaltakt gegen die Tschechoslowakei 1938 wurde kaum als Bedrohung verstanden, im Gegenteil: Der von den Westmächten konzedierte Anschluß des Sudetenlandes ließ die jahrhunderte alte Grenze zu Böhmen fallen und damit entfielen auch manche Schwierigkeiten, die diese Grenze in den Dezennien davor gebracht hatte. Die Grauen des Nationalsozialismus, die Verfolgung der Regimegegner und der Juden, schließlich deren Deportation, ließ man auch hier ohne Widerstand geschehen. Als unvermeidliche Folgen des Krieges interpretierte man das Schicksal der Tausende von ausländischen Zwangsarbeiten, die nach 1941 durch Verschleppung nach Schlesien und auch ins Riesengebirge gebracht wurden und hier unter menschenunwürdigen Bedingungen von der Industrie ausgebeutet wurden. Konfrontiert mit den KZ-Lagern und deren Insassen wurden die Menschen im Riesengebirge, als nach 1944/45 in Hirschberg, Zillerthal-Erdmannsdorf und Bad Warmbrunn Nebenlager des KZ Groß Rosen errichtet und deren Insassen zu Schanzarbeiten eingesetzt wurden. Über das Elend dieser Menschen sah man hinweg. Eher erregte Mitleid das Schicksal der Evakuierten und Flüchtlinge, die aus den ausbombten Städten im Reich und vor der anrückenden Ostfront sich ins Riesengebirge gerettet hatten, galt doch das Riesengebirge als 'Luftschutzbunker Deutschlands'.

Das Bild der Kulturlandschaft des Riesengebirges prägen neben den jahrhundertlang tradierten Hof- und Baudenformen der dörflichen Siedlungen im wesentlichen drei Stilrichtungen: das Barock-Rokoko, die romantisierende Neogotik und im 20. Jahrhundert neben dem Jugendstil die Bauten der neuen Sachlichkeit. Der bekannte Kunsthistoriker Günther Grundmann (1892-1976), der aus Hirschberg stammte, hat diese Kulturlandschaft in zahlreichen Aufsätzen behandelt. Das schlesische Barock wird durch zwei geistige Traditionen bestimmt und findet seine Ausprägung einmal in dem reichen und üppig wuchernden schlesisch-österreichischen Barock, zum anderen in der protestantisch-herberen Variante. In der Kulturlandschaft des Riesengebirges begegnen sich beide Varianten auf engem Raum und bilden eine ideale Synthese. Zu dieser barocken Kulturlandschaft haben primär die Äbte von Grüssau, die Grafen von Schaffgotsch und das protestantische Bürgertum in den Städten und kleineren Orten beigetragen. Repräsentieren Grüssau und Warmbrunn und der barocke Hochaltar in der katholischen Stadtkirche Hirschberg das katholische Barock, so zeigen die Hirschberger Bürgerhäuser, das 1747-49 durch den Baudirektor Hedemann ausgeführte Rathaus und nicht zuletzt die 1709 nach dem Vorbild der Stockholmer Katharinenkirche ausgeführte Gnadenkirche die protestantisch-nüchterne Variante. Ihr folgen in ähnlichem Stil die im Laufe der Dezennien des 18. Jahrhunderts in Stein ausgeführten protestantischen Bethäuser.

Einen weiteren gleichsam romantischen, neugotisch bzw. neuromanisch geprägten Akzent brachte das beginnende 19. Jahrhundert, als in den 1820er Jahren die preußische Königsfamilie sich mit Erdmannsdorf, Fischbach und Schildau Sommersitze im Riesengebirge einrichtete. Die

Pläne für den Umbau dieser Schlösser und der Kirche in Erdmannsdorf gehen weitgehend auf Schinkel zurück. Einbezogen wurden in die romantische Landschaftsgestaltung von Schinkel auch die Parks mit ihren Gartenhäusern und Kapellen, aber auch die 1837/38 in heimischer Bauweise errichteten Siedlungen der 400 Zillertaler lutherischen Glaubensflüchtlinge, die König Friedrich Wilhelm III. auf seinem Grund und Bodenangesiedelt hatte. Einen weiteren besonders romantisierenden Akzent setzte die von König Friedrich Wilhelm IV. in Wang in Norwegen 1841 gekaufte mittelalterliche Stabwerkkirche, die 1844 nach Plänen der Gräfin Friederike Karoline von Reden (1774-1854) oberhalb von Brückenberg errichtet wurde. Tourismus, Kurbetrieb und Industrialisierung bestimmten im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert die Entwicklung, deren 'neuesbauliches Sachlichkeitsstreben [...] häufig im bewußten Gegensatz zur Tradition stand', wie Günther Grundmann meint. Seine Kritik richtete sich gegen die 'Anpassungsromantik' der zahlreichen Villen, die seit den 1880er Jahren entstanden waren und mit ihren Türmchen, Giebeln und Erkern - nach Grundmann - nicht recht in die Landschaft paßten. Die neuen Bauden, die nach 1905 errichtet wurden, boten dagegen mit den großen klaren Wandflächen, den breiten Sockel- und Dachbildungen eine Anpassung an die horizontale Höhenschichtung. Die Architektur war nun schlichter gehalten, und die Baumassen vermochten sich in der Landschaft zu behaupten. Sie prägen auch weiterhin das Bild der Hochgebirgsregion.

Seit dem Barock, dann verstärkt seit der Romantik, faszinierte das Riesengebirge Dichter und Maler, die mit Rübezahl einen Mythos schufen, der weit über Schlesien hinaus die Phantasien beflügelte. Auch nach der Vertreibung der deutschen Einwohner 1946 lebt dieser Mythos fort und schuf für die neuen polnischen Bewohner ein Stück Kontinuität.

LITERATUR

- Max Beheim-Schwarzbach: Die Zillertaler in Schlesien. Die jüngste Glaubenscolonie in Preussen. Breslau 1875
- Ernst Birke (Hrsg.): Das Riesengebirge und Isergebirge in 144 Bildern. Leer 1958
- Norbert Conrads: Deutsche Geschichte im Osten Europas. Schlesien. Berlin 1994
- Günther Grundmann: Kunstwanderungen im Riesengebirge. München 1969
- Lucie Hillebrand: Das Riesengebirge in der Dichtung aus sechs Jahrhunderten. München 1960
- Karl E. Hoser: Das Riesengebirge und seine Bewohner. Prag 1841
- Zbigniew KwaŃny (Hrsg.): Jelenia Góra. Zarys rozwoju miasta [Hirschberg. Abriß der Stadtgeschichte]. Wrocław usw. 1989
- Arno Mehnert: Vom Ausgang des II. Weltkrieges bis zur Austreibung aus der Heimat Bad Warmbrunn-Herischdorf 1944-1947. In: Gedenkbuch der Riesengebirgsgemeinde Bad-Warmbrunn-Herischdorf. Biskirchen 1969
- Müller Rüdersdorf, Wilhelm (Hrsg.): Das Riesen- und Isergebirge. Ein schlesisch-böhmisches Heimatbuch. Leipzig 1925
- P. Regell: Das Riesen- und Isergebirge, Bielefeld und Leipzig 1905
- Ernst Sommer: Der Hirschberger Kessel. Eine landeskundliche Studie. Breslau 1930
- Paul Waehner: Die Entstehung und territoriale Entwicklung des Kreises Hirschberg im Riesengebirge und seine Landräte von 1741-1945. Karlsruhe 1974 Krzysztof Ruchniewicz, Breslau

DIE GESCHICHTE DER RIESENGBIRGSREGION NACH DEM ZWEITEN WELTKRIEG

Die Veränderung der territorialen Gestalt Polens infolge des letzten Krieges verursachte nicht nur eine Neuordnung in der demographischen, wirtschaftlichen und politischen Struktur, sondern auch im Charakter der jetzt zu Polen gehörenden Landschaften. Statt der Sümpfe in Polesien, des mäandrierenden Niemen, des malerischen Podolien oder der geheimnisvollen Ostkarpaten gab es nun in Polen die masurischen Seen, die ehrwürdige Oder und das schöne Riesengebirge, das 'zivilisierter' war als die ehemaligen ostpolnischen Gebirge. Die wichtigen polnischen Kulturzentren Wilna und Lemberg gingen verloren, dafür kamen deutsche Städte wie Breslau und Danzig hinzu. Die Besiedlung der neuen Gebiete, ihre Bewirtschaftung und schließlich ihre Einbindung ins Bewußtsein der polnischen Gesellschaft als integraler Teil des polnischen Staates war eine gewaltige Aufgabe, die sich durch die ganze Zeit der ersten Jahrzehnte nach dem Krieg zog. 'Die Welle des Krieges ging zurück, die düsteren Gruppen von Plünderern zogen ab, es blieben nur diejenigen, die arbeiten wollten. [...] Und die aus Wilno, wie die aus Lwów, und die aus den verschiedensten Teilen Polens kämpften mit dem schweren Schicksal' - wie die Anfänge des polnischen Lebens in den 'Wiedergewonnen Gebieten' von einer Zeitung pathetisch beschrieben wurden. 'Sie stopften die Löcher in den Dächern' - hieß es weiter -, 'reparierten die Zaunlatten, sie brachten die Häuser, Gärten, Werkstätten und Werkzeuge in Ordnung, und dann hängten sie Gardinen auf und stellten Blumen in die Fenster'. Die Wirklichkeit jener Jahre war jedoch komplizierter, trauriger und manchmal auch gefährlicher.

So war es auch im Riesengebirge. Unter den von Polen übernommenen Gebieten nahm diese Region aufgrund ihres touristischen Charakters eine Sonderrolle ein, auf die nicht immer ausreichend Rücksicht genommen wurde. Ende Mai 1945 erschien in Hirschberg, dem Verwaltungszentrum sowohl für den Talkessel als für auch die umliegenden Gebirgsketten, eine Gruppe von polnischen Regierungsvertretern. Ihre Aufgabe bestand darin, eine polnische Verwaltung zu organisieren, das deutsche Eigentum zu übernehmen und das Gebiet für die polnische Besiedlung vorzubereiten. Im Laufe des Zuzugs der polnischen Bevölkerung wurden auch in den anderen Orten allmählich polnische Verwaltungen geschaffen. In der Vorgebirgsregion wurde der erste polnische Bürgermeister in Schmiedeberg eingesetzt.

Die neugeschaffene polnische Verwaltung war anfänglich sehr schwach, da es an entsprechenden Beamten mangelte. Die nicht so umfangreichen Gruppen von Polen fühlten sich unbehaglich angesichts der Deutschen, die zwar ruhig waren, aber die erdrückende Bevölkerungsmehrheit darstellten. In dem Gebiet lebten zu dieser Zeit ungefähr 160 000 Deutsche, von denen die Hälfte Kriegsflüchtlinge waren. Außerdem betrachteten sich die dort stationierten sowjetischen Truppen und die jeweiligen Stadtkommandanten als die alleinige Macht, wobei ihre Aufgabe hauptsächlich in der Sicherung der Kriegsbeute und ihrer Verbringung in die UdSSR bestand.

Die Sicherheitssituation war schlecht. Die polnische Bürgermiliz konnte lange Zeit nicht Herr der Lage werden und die Plünderungswellen eindämmen, die hier, ähnlich wie in den anderen sog. 'Wiedergewonnen Gebieten', vorkamen. Auch die polnische Besiedlung entwickelte sich unter großen Schwierigkeiten, obwohl das Gebiet den Krieg ohne Zerstörungen überstanden hatte. Bis zur Aussiedlung der deutschen Bevölkerung waren die Ansiedlungsmöglichkeiten der Neuankommenden sehr beschränkt. Die Versorgungs- und Verkehrsschwierigkeiten hatten

zur Folge, daß sich der Großteil der Ansiedler anfänglich in den großen Zentren niederließ. Bereits im Juni 1945 führten polnische Militäreinheiten sogenannte 'wilde Vertreibungen' durch, infolge derer ungefähr 80 000 Deutsche, hauptsächlich Evakuierte, den Kreis Hirschberg verlassen mußten.

Im November 1945 überstieg die Zahl der Polen im Hirschberger Kreis - also sowohl im Talkessel als auch im Riesengebirge - nur um 2 000 die der in Hirschberg selbst Angesiedelten.

Im Mai 1946 begann die Massenausiedlung der deutschen Bevölkerung. Die Polen begrüßten dies, wenn gleich es auch Fälle von Mitgefühl für die Deutschen gab, die ihre Heimat verloren. Auf folgende Weise beschreibt der berühmte polnische Geograph und Kenner des Riesengebirges Alfred Jahn -später wurde er Rektor der Universität Wrocław - seinen ersten Besuch im Riesengebirge während dieser Tage: 'Wir gingen an der Kirche Wang vorbei und weiter zur Schneekoppe. Plötzlich blieben wir verwundert stehen. Uns kam ein merkwürdiger Zug entgegen - eine Gruppe von überwiegend Frauen, die einen Bauernwagen mit Pferdegespann mitführten. Auf dem Wagen war ein Sarg zu sehen. Jemand trug eine Kirchenfahne, irgendein Bildnis. Wir blieben am Wegrand stehen, die weinenden Frauengingen an uns vorbei, der Sarg rüttelte auf dem holprigen Weg und kippte zur Seite, so daß ich dachte, er falle vom Wagen herunter. Die Bewohner des Gebirges, in den Herbergen beschäftigte Deutsche, verließen ihre Heimat. Sie blieben lange vor der Kirche Wang stehen, um sich von dieser heiligen Stätte zu verabschieden, und wir gingen unseren Weg weiter'.

Gleichzeitig stieg die Zahl der polnischen Ansiedler. Doch die ankommende bäuerliche Bevölkerung, die zuvor hauptsächlich auf dem flachen Land gelebt hatte, wollte sich nicht gern in den Bergen ansiedeln, da hier die Anbaubedingungen schlechter und die Erträge niedriger waren. Sie verließen häufig die ihnen zugeteilten Höfe. Manche entlegenen Siedlungen und/oder die Einzelwirtschaften in den Bergen wurden von den Polen überhaupt nicht oder weniger als möglich besiedelt.

Als Ende 1947 festgestellt wurde, daß die Ansiedlungsaktion abgeschlossen sei, war die Bevölkerungszahl des Kreises um einige Tausend Bewohner niedriger als im Jahre 1939. Zusammen mit dem Abgang der alten Bewohner hörten manche Handwerke und manche Dienstleistungen auf zu existieren. Es verschwand die Folklore des Riesengebirges. Die 'Polonisierung' der Berge bestand nicht nur im Bevölkerungsaustausch oder in der Namensänderung von Städten, Dörfern, Berggipfeln und Bächen, sondern auch der Gebirgskönig Růbezahl bekam einen neuen, polnischen Namen: Liczyrzepa.

Die deutsche Vergangenheit störte manche Neuansiedler so sehr, daß sie deshalb deutsche Spuren auch in den eigenen neuen Häusern tilgten, um zu versuchen, sie sich auf diese Weise zu eigen zu machen. Mit Zustimmung schrieb darüber eine Journalistin aus Breslau, die Schreiberhau im Herbst 1946 besuchte. 'Der germanische Geist hat jedoch diese Gegend nicht völlig verlassen. In der Architektur von manchen Häusern, vorallem in rührseligen Details, Gedenkzeichen und Wandsprüchen konzentriert sich seine Häßlichkeit. Die neuen Hausbesitzerinnen ändern sie nach unserer Weise um. Am schnellsten und am gründlichsten machen das die Bäuerinnen, wobei sie ganze Mengen von Tiroler Figürchen, Herzen mit Aufschriften, deutsche Bilder - und manchmal auch Bücher - vernichten. Das alles machen sie mit Eifer, damit keine Spur von diesen ... (hierfällt in der Regel ein Schimpfwort) übrig bleibt!'

Trotz dieser drastischen Maßnahmen 'fliegt der deutsche Geist', wie dieselbe Verfasserin feststellt, 'unbemerkt in der Nacht über die Häuser wie eine Fledermaus'. Hier halfen auch die Propagandaparolen von der Rückkehr ins Mutterland der Piasten nicht viel.

Auch die Rolle der Schneekoppe, die für die Deutschen, aber auch für die Tschechen eine besondere Stätte war, veränderte sich. Die Polen hatten zu ihr - wie auch zum ganzen Riesengebirge - im allgemeinen keine emotionalen Bindungen. Wenn dieses Gebirge auch von den polnischen Touristen geschätzt wurde, stellte es niemals eine Konkurrenz für die Tatra dar. Die Berge des Riesengebirges wurden auch nicht zur Legende wie in den späteren Jahren die Bieszczady, die 'unruhige Geister' gelockt haben sollen. Vielleicht erschienen sie zu zivilisiert, vielleicht auch 'zu wenig polnisch'.

Die Nachkriegsgeschichte des Riesengebirges, wie die der 'Wiedergewonnenen Gebiete' überhaupt, gestaltete sich unter dem Einfluß der allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Situation in Polen. Die politischen Krisen dieser Jahre fanden auch hier ihren Niederschlag, wenn der Widerhall angesichts des peripheren Charakters der Region auchschwächer war. Sie brachten zeitweise Einschränkungen für den Tourismus in den grenznahen Gebieten, so im ersten Nachkriegsjahrzehnt und in der Zeit des Kriegszustandes (1981-1983).

Sehr stark dagegen wurden die Folgen der kommunistischen Wirtschaftspolitik empfunden. Im Riesengebirge spielte sich das Leben gewissermaßen nach dem Rhythmus des touristischen Jahres ab. Große politische Ereignisse gab es in der Regel nicht in dieser Region. Eine Ausnahme stellte die Konferenz der Vertreter der kommunistischen Parteien aus neun ost-mitteleuropäischen Ländern mit der UdSSR an der Spitze dar, die im September 1947 in Schreiberhau stattfand. Dieses Treffen, das in einer malerischen Gebirgsszenerie organisiert wurde, wird von manchen Historikern als eines der Ereignisse betrachtet, die die Zeit des 'Kalten Krieges' ausgelöst haben. Doch hatte das Riesengebirge auch seine Bedeutung in der Geschichte der antikommunistischen Opposition nicht nur der polnischen, sondern auch der tschechoslowakischen. Ende der 70er und in den 80er Jahren trafen sich hier Dissidenten aus beiden Ländern auf dem sogenannten 'Friedensweg'. Aus diesen Treffen wurde die Idee zur Gründung der Polnisch-Tschechoslowakischen Solidarität geboren. Auf folgende Weise hat Jacek Kuros das erste Treffen mit tschechischen Oppositionellen im Riesengebirge im Jahre 1978 beschrieben: 'Ich werde daraus kein Hehl machen, daß dieses Treffen auf uns einen ungeheuren Eindruck gemacht hat. Dort alle diese geheimen und gewöhnlichen Polizisten sowie Spitzel, und wir sitzen hier am Tisch, auf dem sich Rum, Salami, Käse und Brot befinden - das alles aus der großen Tasche Hávels, über uns rauschen die Tannenbäume und verbrüdernd diskutieren wir, wie wir den gemeinsamen Tyrannen stürzen können.'- Im Mai 1990 trafen sich unter den neuen politischen Bedingungen am Riesengebirgspaß die ehemaligen Oppositionellen - nun aber als Mitglieder der neuen, demokratischen Regierungen ihrer Länder.

Die dort nach 1945 angesiedelte polnische Bevölkerung hatte sich früher nicht mit Tourismus befaßt, was sich in einer Region wie dem Riesengebirge, das reiche und vielfältige touristische Möglichkeiten bot, auf die wirtschaftliche Situation negativ auswirken mußte. Weitere Probleme der Riesengebirgsregion ergaben sich aus politischen und ideologischen Gründen. Der Staat übernahm die meisten touristischen Objekte und stellte sie dem im Jahre 1949 geschaffenen *Fundusz Wczasów Pracowniczych* [Fonds für Arbeiterurlaube] zur Verfügung, dank dessen auch ein 'gewöhnlicher Arbeiter' Zutritt zu ihm früher nicht zugänglichen Formen

von Unterhaltung und Erholung bekam. Auf diese Weise entwickelte sich nun der Massentourismus unter der Schirmherrschaft von Betrieben, Schulen und Gewerkschaften. Auch die Herbergen, die in den ersten Nachkriegsjahren verschiedenen Organisationen und Privatpersonen gehörten, gingen in den Besitz des im Jahre 1950 geschaffenen *Polskie Towarzystwo Turystyczno-Krajoznawcze* [Polnischen Verbandes für Touristik und Landeskunde] über, der jedoch zuwenig finanzielle Mittel besaß, um sie in gutem Zustand zu halten - geschweige denn, sie auszubauen.

In den ersten Jahren nach dem Krieg wurde die Mobilität in den grenznahen Gebieten, wozu das Riesengebirge gehörte, sehr eingeschränkt. Ein Teil der Gebirgskette wurde für Touristen geschlossen, für den Aufenthalt im übrigen Teil mußten sie sich einen Passierschein verschaffen und einen Führer organisieren. Individuelles Wandern war unmöglich. Es wurde ein Fotografierverbot erlassen. Manchmal kam es zwar vor, daß Flüchtlinge aus den kommunistischen Ländern oder Schmuggler von der Möglichkeit des Grenzübertritts Gebrauch machten, aber die neuen restriktiven Verordnungen trafen vor allem die individuellen Touristen, die eine Einnahmequelle für die kleinen privaten Pensionen oder Restaurants hätten sein können. Die Situation im Riesengebirge kann auch als ein prägnantes Beispiel für die Qualität der Beziehungen zwischen den 'Bruderländern' des sowjetischen Machtbereichs gelten: Das Wandern der polnischen wie auch der tschechoslowakischen Touristen auf beiden Seiten war nahezu ausgeschlossen.

In den Jahren 1945-1947 erfreuten sich die 'neuen polnischen Berge' eines großen Interesses, vor allem in der Propaganda. Den Höhepunkt stellten die *Tage im Riesengebirge* dar, die 1947 durchgeführt wurden. Ein Tribut an die neue politische Wirklichkeit war die Benennung eines Luftkurortes im Riesengebirge (der in deutscher Zeit Brückenberg geheißen hatte) nach dem damaligen Präsidenten Bolesław Bierut - *Bierutowice* (nach 1989 *Karpacz Górny*).

Die erste Hälfte der 50er Jahre brachte einen deutlichen Rückschritt. In Polen wurde der Sechsjahrplan realisiert, der die Grundlagen für den Sozialismus schaffen sollte. Die großen Investitionen wurden für den Ausbau der Schwerindustrie auf Kosten der anderen Wirtschaftszweige verwendet. In Hirschberg wurde die Textilfabrik *Celwiskoza* ausgebaut, die in den nächsten Jahrzehnten zum größten Umweltverschmutzer in diesem Gebiet wurde. Auf dem Lande wurde versucht, eine Kollektivierung durchzuführen, was zu einer Senkung der Lebensmittelproduktion führte. Von den 45 Produktionsgenossenschaften, die im Hirschberger Kreis geschaffen wurden, befand sich auch ein Teil im Riesengebirge, u. a. in Petersdorf, Altkemnitz und Schreiberhau. Die Mittel für die Konsumgüterindustrie und die Dienstleistungen wurden drastisch reduziert, was zu einer weiteren Verschlechterung der ohnehin schwierigen Lebenslage führte.

All diese Maßnahmen übten einen negativen Einfluß auf den Tourismus aus. Aus Mangel an finanziellen Mitteln wurden keine Reparaturen an den touristischen Objekten vorgenommen, und schon begonnene Arbeiten wurden unterbrochen. Ein Schlag für die privaten Geschäfte war der sogenannte 'Kampf um den Handel'.

Im Jahre 1952 wurden die Schwierigkeiten bei der Versorgung der Touristen und Urlauber, vor allem in den Herbergen, offiziell registriert. Der *Polnische Verband für Touristik und Landeskunde* verfügte zu dieser Zeit nur über einen einzigen Wagen. 1954 bekamen

Krummhübel und Schreiberhau die Stadtrechte. Dies bedeutete jedoch keineswegs Verfügung über mehr Geld. Veränderungen in der Region brachte, ähnlich wie in ganz Polen, das Jahr 1956. Die West- und Nordgebiete wurden erneut zum Gegenstand des Interesses der Machthaber. Es wurde konstatiert, daß sie vernachlässigt worden waren und man begann, über die Notwendigkeit ihrer Aktivierung zu sprechen. Es erschien sogar eine neue Welle von Ansiedlern, die sich aus den nach 1955 aus der UdSSR 'repatriierten' Polen rekrutierte. Die neue Politik fand ihren Ausdruck in den von den örtlichen Regierungsstellen 1958 angenommenen sogenannten 'Hirschberger Thesen', in denen zur wichtigsten Aufgabe die Wiederherstellung der touristischen Infrastruktur dieser Gebiete erklärt wurde.

1959 wurde der *Karkonoski Park Narodowy [Nationaler Riesengebirgspark]* ins Leben gerufen, worum sich Posener und Breslauer Forscher seit Jahren bemüht hatten. Seine Gründung wurde paradoxerweise durch die schwächere Besiedlung der höheren Gebirgsregionen in den ersten Nachkriegsjahren erleichtert, weil des halbweniger Objekte entfernt werden mußten. Es kamen auch die so lange erwarteten Investitionen, obwohl damit nicht alle Bedürfnisse befriedigt werden konnten. In den nächsten Jahren wurden die Bauden renoviert, Sessellifte zur Kleinkoppe und zum Reifträger wurden gebaut, das Verkehrssystem modernisiert. Die privaten Pensionen wurden allmählich wiederhergestellt. Die Touristenzahl erhöhte sich auch infolge der Unterzeichnung einer touristischen Konvention zwischen Polen und der Tschechoslowakei im Jahre 1961. Zum tragischsten Ereignis des Jahres 1968 im Riesengebirge wurde eine Lawine im Baby Jar, durch die 19 Personen ums Leben kamen. Die Zahl der Touristen überstieg mangels Infrastruktur schnell die Aufnahmemöglichkeiten in den Riesengebirgsorten. In der ersten Hälfte der 70er Jahre, die sich durch eine lebhaft wirtschaftliche Entwicklung auszeichneten, wurde die Infrastruktur ausgebaut. Dies betraf sowohl die staatlichen als auch private Objekte. In bisher un bebauten Gebieten wurden Bauprojekte verwirklicht. Auf der Schneekoppe wurde ein neues Observatorium sowie eine Herberge in einem sehr modernen Stil gebaut, es wurden neue Zufahrtswege zu den Gipfeln angelegt. Die Verwaltungsreform von 1975 verkleinerte die Wojewodschaft Breslau und schuf die Wojewodschaft Hirschberg. In der Region wurde die Wirtschaft belebt, jedoch zum Preis einer fortschreitenden Umweltverschmutzung. Die Zahl der Besucher in den höheren Teilen des Nationalen Riesengebirgsparks begann, die zulässigen Normen zu überschreiten. Seit Anfang der 70er Jahre kamen auch immer mehr Touristen aus den beiden deutschen Staaten. Dies war eine Folge der Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Bundesrepublik Deutschland und der Öffnung der Grenze zur DDR für den Touristenverkehr. Die Deutschen stellen auch heute unter den Ausländern, die das Riesengebirge besuchen, die größte Gruppe.

Neben dem Tourismus spielte in der Wirtschaft der Region auch die Industrie eine wichtige Rolle. Sie war der wichtigste Arbeitgeber für die Bewohner des Hirschberger Talkessels. Auch in der Riesengebirgsregion wurden die Betriebe modernisiert, die die traditionellen Erzeugnisse der Region herstellten. Neue wurden gebaut. Zu den wichtigsten Betrieben gehörten die Kristallglashütte *Julia* (die ehemalige *Josephinenhütte*) in Schreiberhau, die Papierfabrik in Petersdorf, Arnsdorf und Krummhübel, die Teppichfabrik in Schmiedeberg. In Schmiedeberg war eine Zeitlang auch eine geheimgehaltene Uranzeche tätig. Der Ausbau der Industrie begann jedoch, den Erholungswert der Region zu gefährden, hauptsächlich aufgrund der Umweltverschmutzung und der Umwandlung von touristischen Orten in städtische Zentren mit einer vom Tourismus unabhängigen Wirtschaft.

Die Land- und Forstwirtschaft hatte für die Wirtschaftsbilanz der Region weniger Bedeutung. Im Laufe des Jahres 1956 wurden fast alle unter Zwangsgegründeten Produktionsgenossenschaften aufgelöst. Die Klima- und Bodenbedingungen des Riesengebirges beschränkten die Entwicklungsmöglichkeiten der Landwirtschaft - unabhängig vom Besitztypus. Auf grund der geringeren Wirtschaftlichkeit wurden die höhergelegenen Ackerfelder in Weiden und Wiesen umgewandelt. Es vergrößerte sich auch die Fläche des Brachlandes, das teilweise bewaldet wurde. In den 70er Jahre versuchte der Staat, den Bauern durch die Einführung der sogenannten 'Sudetenzulage' zu helfen, d.h. durch Zahlung eines Zuschlages zum Festpreis für landwirtschaftliche Produkte, der die höheren Produktionskosten in dieser Region ausgleichen sollte. Es wurden teilweise Steuervergünstigungen eingeführt usw. Auch die Forstwirtschaft im Riesengebirge kämpfte mit vielen Problemen. Sie resultierten aus den Schwierigkeiten bei der Bewirtschaftung der Gebirgsregion, aus dem Mangel an Waldarbeitern und schließlich aus Mangel an Geld für die Mechanisierung.

Es wurden große Rückstände in der Bewaldung sichtbar, die zum Teil noch aus der Kriegszeit stammten. Große Verluste verursachten die alljährlich in den Bergen tobenden Stürme. Die Bäume wurden außerdem von Schädlingen befallen, was durch die Fichten-Monokultur begünstigt wurde, die von den deutschen Förstern übernommen worden war. In den 80er Jahren kam der negative Einfluß der Luftverschmutzung auf den Zustand der Wälder klarer zum Vorschein. Die ökologische Katastrophe, die sich im benachbarten Isergebirge vollzog, war ein eindringliches Memento mori für das Riesengebirge. Die durchgeführten Messungen von Schadstoffener wiesen mehrfache Überschreitungen der Grenzwerte, vor allem bei Schwefelwasserstoff sowie Ruß. Dies war der hohe Preis für die Industrieentwicklung in den Nachbargebieten, sowohl in Polen, als auch in der Tschechoslowakei und der DDR. Die Situation verschlechterte sich bis zum Ende der 80er Jahre. Zwar wurde auf dieses Problem von Wissenschaftlern sowie Ökologen wiederholt aufmerksam gemacht, aber die Reaktion der Machthaber beschränkte sich auf Deklarationen. Ein bezeichnendes Beispiel für das Verhältnis zum Umweltschutz ist die Geschichte der Kläranlage bei der Papierfabrik in Petersdorf, die jahrelang viele Havarien hatte und deren Wirkung gleich Null war. Das Wasser wurde nicht nur durch die Industrieabwässer der Papierfabriken oder der Glashütten verseucht, sondern auch durch kommunale Abwässer aus den sich entwickelnden Orten. Es kam auch zu einem Interessenkonflikt zwischen dem *Nationalpark Riesengebirge* und den umliegenden Gemeinden, die Übernachtungskapazität und touristische Infrastruktur vergrößern wollten, z.B. durch die Anlage von Pisten für die Skiläufer. Die immer deutlicher zutage tretende Umweltverschmutzung führte Anfang der 80er Jahre zur Gründung von ökologischen Bewegungen. Dagegen ignorierten die Machthaber, auch die lokalen, die Gefahr, was sich etwa in ihrem Laissez-faire-Verhalten gegenüber der Hirschberger *Celwiskoza* zeigte.

Die Wende von 1989 schlug eine neue Seite in der Geschichte des Riesengebirges auf. Die Bedeutung der lokalen Selbstverwaltung nahm zu, es flossen mehr Gelder in den Umweltschutz. Die Umweltverschmutzung verringerte sich auch aufgrund der Auflösung vieler Industriebetriebe in den Bergen - eine Nebenerscheinung der wirtschaftlichen Transformation. Neue Ideen zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit wurden entwickelt. Die Gemeinden des Riesengebirges gehören inzwischen zur *Euroregion Neiße*, die 1991 gegründet wurde und die die Nachbargebiete in Deutschland, Polen und Tschechien umfaßt. Zu den alten Problemen und Gefahren kommen jedoch neue hinzu, die - so ist zu hoffen - besser und schneller gelöst werden.

LITERATUR

Rocznik Jeleniogórski. Jelenia Góra 1963-1997

A. Jahn (Hrsg.): Karkonosze polskie. Wrocław 1985

Ders.: Z Kleparowa w Ęwiat szeroki. Wrocław 1991

J. Kuro/: Gwiazdny czas, Londyn 1991

Z. Kwasny (Hrsg.): Jelenia Góra. Zarys rozwoju miasta, Wrocław 1989

Panorama euroregionów. Bearb. von T. Borys, Z. Panasiewicz. Jelenia Góra 1997

M. Staffa (Hrsg.): Słownik geografii turystycznej Sudetów, Bd. 3:Karkonosze. Warszawa 1993

Ders.: Karkonosze, Wrocław 1997

T. Stes, W. Walczak: Karkonosze. Monografia krajoznawcza. Warszawa 1962

D. Strzeszewska-Bielkowska: List ze Szklarskiej Por'by. In: 'Odra' 1946, Nr. 29

Swatowska: Przyroda a turystyka w Karkonoskim Parku Narodowym. In: Ąlaski Labirynt Krajoznawczy, Bd. 8, Wrocław 1996

Stadt und Landkreis Hirschberg im Riesengebirge

(poln. Jelenia Góra)

Zugehörigkeit staatlich: Preußen, Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz

Zuständ. Gau 1933 - 1945: Schlesien, 1941 - 1945 Niederschlesien

Zugehörigkeit ev. Kirche: Evangelische Kirche der altpreußischen Union, Kirchenprovinz Schlesien.

Zugehörigkeit kath. Kirche: Bistum Breslau

Einwohner Stadtkreis Hirschberg: 35.424 (1939)

Konfessionsstruktur Stadtkreis Hirschberg 1939

Evangelisch: 73,2 %

Katholisch: 19,6 %

Gottgläubig: 4,7 %

Glaubenslos: 1,3 %

Sonstige: 1,2 %

Jüdische Bevölkerung im Stadtkreis Hirschberg nach der Volkszählung vom 17. Mai 1939

Juden insgesamt: 81 (davon 34 männlich)

davon Glaubensjuden: 67 (davon 30 männlich)

Jüdische Mischlinge 1. Grades: 49 (davon 19 männlich)

davon Glaubensjuden: 3 (davon 2 männlich)

Jüdische Mischlinge 2. Grades: 28 (davon 13 männlich)

davon Glaubensjuden: 0

Einwohner Landkreis Hirschberg: 80.264 (1939)

Konfessionsstruktur Landkreis Hirschberg im Riesengebirge 1939

Evangelisch: 79,6 %

Katholisch: 16,6 %

Gottgläubig: 2,1 %

Glaubenslos: 1,0 %

Sonstige: 0,7 %

Jüdische Bevölkerung im Landkreis Hirschberg nach der Volkszählung vom 17. Mai 1939

Juden insgesamt: 33 (davon 9 männlich)

davon Glaubensjuden: 21 (davon 5 männlich)

Jüdische Mischlinge 1. Grades: 34 (davon 18 männlich)

davon Glaubensjuden: 0

Jüdische Mischlinge 2. Grades: 27 (davon 16 männlich)

davon Glaubensjuden: 0

Die Gemeinden des Landkreises Hirschberg im Riesengebirge

1. Agnetendorf: 910 Einwohner (1939)
2. Altkemnitz: 1.354 Einwohner (1939)
3. Arnsdorf: 1.896 Einwohner (1939)
4. Bärndorf: 387 Einwohner (1939)
5. Berbisdorf: 1.293 Einwohner (1939)
6. Berthelsdorf: 820 Einwohner (1939)
7. Boberröhrsdorf: 1.759 Einwohner (1939)
8. Boberstein: 321 Einwohner (1939)
9. Boberullersdorf: 191 Einwohner (1939)
- . Brückenberg: 1122 Einwohner (1939)
10. Buchwald: 766 Einwohner (1939)
11. Buschvorwerk: 237 Einwohner (1939)
12. Eichberg: 477 Einwohner (1939)
13. Fischbach: 1.010 Einwohner (1939)
14. Gebirgsbauden: 1.129 Einwohner (1939)
15. Giersdorf: 1.640 Einwohner (1939)
16. Glausnitz: 170 Einwohner (1939)
17. Gotschdorf: 498 Einwohner (1939)
18. Grunau: 2.132 Einwohner (1939)
19. Hain: 913 Einwohner (1939)
20. Hartau: 167 Einwohner (1939)
21. Herischdorf: 4.450 Einwohner (1939)
22. Hermsdorf: 3.277 Einwohner (1939)
23. Hindorf: 484 Einwohner (1939)
24. Hohenwiese: 803 Einwohner (1939)
25. Jannowitz: 1.869 Einwohner (1939)
26. Kaiserswaldau: 558 Einwohner (1939)
27. Kammerswaldau: 1.070 Einwohner (1939)
28. Krommenau: 624 Einwohner (1939)
29. Krummhübel: 2.205 Einwohner (1939)
30. Kupferberg (Riesengebirge), Stadt: 635 Einwohner (1939)
31. Lomnitz: 1.845 Einwohner (1939)
32. Ludwigsdorf: 394 Einwohner (1939)
33. Märzdorf: 344 Einwohner (1939)
34. Maiwaldau: 1.361 Einwohner (1939)
35. Neudorf: 236 Einwohner (1939)
36. Neukemnitz: 287 Einwohner (1939)

37. Petersdorf: 4.428 Einwohner (1939)
38. Quirl: 1.044 Einwohner (1939)
39. Reibnitz: 874 Einwohner (1939)
40. Riesengebirge, Forst, gemeindefreier Gutsbezirk: 0 Einwohner (1939)
41. Rohrlach: 707 Einwohner (1939)
42. Saalberg: 397 Einwohner (1939)
43. Schildau: 572 Einwohner (1939)
44. Schmiedeberg im Riesengebirge, Stadt: 6.644 Einwohner (1939)
45. Schreiberhau: 7.569 Einwohner (1939)
46. Schwarzbach: 642 Einwohner (1939)
47. Seidorf: 1.396 Einwohner (1939)
48. Seiferschau: 911 Einwohner (1939)
49. Seiffersdorf: 774 Einwohner (1939)
50. Södrich: 193 Einwohner (1939)
51. Steinseiffen: 1.784 Einwohner (1939)
52. Stonsdorf: 834 Einwohner (1939)
53. Straupitz: 1.961 Einwohner (1939)
54. Voigtsdorf: 1.266 Einwohner (1939)
55. Waltersdorf: 329 Einwohner (1939)
56. Warmbrunn, Bad, Stadt: 6.051 Einwohner (1939)
57. Wernersdorf: 409 Einwohner (1939)
58. Zillerthal-Erdmannsdorf: 2.967 Einwohner (1939)

Quellen:

Statistik des Deutschen Reichs. Band 550: Amtliches Gemeindeverzeichnis für das Deutsche Reich. Berlin, 1940.

Statistik des Deutschen Reichs. Band 552: Volks-, Berufs- und Betriebszählung vom 17. Mai 1939.

Heft 3: Die Bevölkerung des Deutschen Reichs nach der Religionszugehörigkeit. Berlin, 1942.

Heft 4: Die Juden und jüdischen Mischlinge im Deutschen Reich. Berlin, 1944.

Die Reichstagswahlen im Stadtkreis Hirschberg 5. 3. 1933

Wahlbeteiligung 87,5 %

Abgegebene gültige Stimmen insgesamt 18.984

NSDAP 9.856

SPD 3.696

KPD 1.413

Zentrum 1.149

DNVP (Kampffront Schwarz-weiß-rot) 2.108

DVP - Deutsche Volkspartei 201

Christlich-sozialer Volksdienst 140

Deutsche Bauernpartei 10

Deutsch-Hannoversche Partei -

DDP (Deutsche Staatspartei) 411

Andere Parteien -

b) Landkreis Hirschberg

Einwohner Landkreis Hirschberg : 78.060 (1925) - 80.264 (1939)

Konfessionsstruktur Landkreis Hirschberg im Riesengebirge 1939

Evangelisch: 79,6 %

Katholisch: 16,6 %

Gottgläubig: 2,1 %

Glaubenslos: 1,0 %

Sonstige: 0,7 %

Jüdische Bevölkerung im Landkreis Hirschberg nach der Volkszählung vom 17. Mai 1939

Juden insgesamt: 33 (davon 9 männlich)

davon Glaubensjuden: 21 (davon 5 männlich)

Jüdische Mischlinge 1. Grades: 34 (davon 18 männlich)

davon Glaubensjuden: 0

Jüdische Mischlinge 2. Grades: 27 (davon 16 männlich)

davon Glaubensjuden: 0

Die Reichstagswahlen vom

im Landkreis Hirschberg 5. 3. 1933 Wahlbeteiligung 89,3 %

Abgegebene gültige Stimmen insgesamt 49.746

NSDAP 26.407

SPD 10.427

KPD 4.156

Zentrum 2.498

DNVP (Kampffront Schwarz-weiß-rot) 4.710

DVP - Deutsche Volkspartei 381

Christlich-sozialer Volksdienst 344

Deutsche Bauernpartei 48

Deutsch-Hannoversche Partei - DDP (Deutsche Staatspartei) 775

GENERAL INFORMATION ABOUT THE POLISH REGION OF GÓRY IZERSKIE / ISER MOUNTAINS

Localization and reach

Góry Izerskie (Iser Mountains) form the western member of Sudety mountain range. From east and south-east they border the Kotlina Jeleniogórska (Jeleniogórska Basin) and Karkonosze, from south and south-west through the basin of Nysa Łużycka they are contiguous to Łużyckie Mountains and in the north they connect with Iser Foothills (Pogórze Izerskie). The eastern border forms the lowering of Zimna Przełęcz (525 m), the south-east border follows the Kamienna basin from Piechowice to Szklarska Poręba (886 m) and continues south along Mielnica, Mumlava and Izera till Rokytńic and Jizerou. The south border is conventionally following from Vysokeho nad Jizerou in the west through Pencin and Dlouhy Most till Liberec. The western border is a tectonic fault following from Liberec in the north through Mnišek, Detřichov to Frydland. The northern border follows from Frydland northwest through Dolni Řasnice to Jindřichovic by Smrek and follows till the national Polish border. From there towards east through Pobiedna, Krobica along Stary Trakt Handlowy Zytawsko-Jeleniogórski (Old Commercial Route) through Gierczyn and Przechnica till Kwieciszowice and on the border of Stara Kamienica Basin to Kromnów at the foot of Zimna Przełęcz.

Góry Izerskie create an expanding and branched orographic system reflecting the complex geological structure of the entire mountain complex with granite central part and metamorphic aureole. The mountain ridges and massifs forming this system are mostly laying evenly with a parallel of latitude. They are characterized by wide, sometimes concave hilltops with domed tops, covered by peat lands and often grown with forest. They constitute fragments of old tertiary surface planation which in earlier tertiary period underwent tectonic partition and irregular, askew up thrust till the present height, seldom exceeding 1000-1100 m above sea level. In the area of Czechoslovakia beginning from the west a short Oldřichovský Hřeben with Špicak (724 m) stands out and connects from south-east with the wide-spread with several heights among which Holubník (1070 m), Černa hora (1084 m), Smědavská hora (1084 m) stand out and the highest Jizera. (1122 m). North of the valley of Směda and south of Nove Město under Smrek Vlašský hřeben follows towards south-east with the heights: Smrk (1124 m), Černý vrch (1023 m) and Zamky (1002 m). Strědni jizerský hřeben with Český vrch (912) is adjacent from the east, parallel but much shorter. In the south, distinctly separated from the rest of the mountain complex, parallel situated tops in the area of Jablonec nad Nisou and Tarnavařd reach culmination in Cisařský Kamen(637 m), Černe studnice (869 m) and Hvězdě (958 m).

The Polish part of Góry Izerskie includes two parallel ranges, built from metamorphic rocks: a lower northern one, called Grzbiet Kamienicki and a higher southern one, called Wysoki Grzbiet. They are divided by valleys: in the western part of the river Kwisa flowing through Obniženie Świeradowa (Lowering of Świeradow) and in the eastern part of Mała Kamienna. The nipple of both ranges is the saddle pass Rozdroże Izerskie (767 m).

In Poland Wysoki Grzbiet begins from the west with Smrek height (1123 m) through which it connects with Vlašský hřeben in Czechoslovakia. Towards the east over a hilltop levelled to 1000 m the following heights arise: Stóg Izerski (1107 m), Łużec (1035 m), Podmokła (1001 m) and finally the broad range of Zielona Kopa with the culmination of Góry Izerskie, Wysoka Kopa (1126 m). From here a separated arm with Krogulec (1001 m), Kozi Grzbiet (933 m) and Tkacka Góra (880 m) heads towards south. The granite range of Krogulec subsides easily towards Przełęcz Szklarska (Szklarska Pass). East from Wysoka Kopa Wysoki Grzbiet

becomes distinctly narrower and the top parts more rocky. Here Izerskie Garby (1088 m), Zwalisko (1047 m) and Wysoki Kamień (1058 m) stand out. Towards the east Wysoki Grzbiet easily subsides towards Zbójeckie Skały (686 m) towards Górzyniec. Grzbiet Kamieniecki begins in the west with a lofty top of Sępia Góra (828 m) just above Świeradów Zdrój and then follows towards the east through Dłużec (867 m) and Kowalówka (888 m) from which an arm ending with Wygorzel (518 m) heads towards south. Grzbiet Kamieniecki through broad top of the tallest Kamienica (973 m) subsides to Rozdroże Izerskie behind which it follows as a distinctive ridge through Jastrzębiec (792 m) and a number of smaller culminations till the shallow Babia Przełęcz (646 m). Behind Babia Przełęcz an isolated Ciemniak (699m) rises subsiding through Bobrowe Skały towards Zimna Przełęcz (525 m).

Geological structure

The Polish part of Góry Izerskie belongs to the unit named Iser metamorphit which constitutes the north western shield of Variscan granite intrusion of Karkonosze-Iser block. It is composed of different types of metamorphic rocks: gneiss, clusters of granite and mica slate, created mainly during the Caledonian orogenesis. There are three basic types of gneiss categorized according to structural and textural features: gneiss, fine grained gneiss, and gneiss*. A separate category is composed of rumburski granite (called iser granite) occurring as lenses in gneiss. Locally leuko granite occurs as well. Within gneisses and granite-gneiss parallel narrow ranges of metamorphic mica slate occur. These ranges include: range of Szklarska Poręba constituting the eastern part of Wysoki Grzbiet and the range of Stara Kamienica extending from Wojcieszycze to the east through Kromnów, Stara Kamienica, Kwieciszowice, Gierczyn, Krobica till Czerniawa Zdrój in the west, constituting the northern slopes of Grzbiet Kamieniecki. Metamorphic slates occur in several varieties. Typical medium and coarse-crystalline mica slates occur in Grzbiet Kamieniecki. These are grey, silver grey and green grey slates muscovite-sericite-chlorite, locally enriched with biotite, garnet, rarely turmaline and disten*. Also cassiterite and sulphide minerals can be found here. Nodules and lenses of quartz and fluorite were discovered. Massive, thermally transformed and very resistant slates called hornfels* can be found in Wysoki Grzbiet in contact with Karkonosze granite, in a range 6 km long from Izerskie Graby till Zbójeckie Skały. The occurrence of veined quartz is connected to the complex of metamorphic rocks, mainly in the area of Świeradów Zdrój (Rozdroże Izerskie) and cassiterite in the area of Gierczyn-Krobica and cobalt in the area of Przecznicza-Gierczyn. At the northern foot of Grzbiet Kamieniecki a tectonic fault follows (fault Kamienica-Rębiszów), active in the later Tertiary (neogea). The occurrence of basalt, mainly in the form of dikes is related to the fault.

Mineral resources

Precious but few mineral resources can be found in Góry Izerskie. In the whole range of Grzbiet Kamieniecki from the state border till Stara Kamienica area in the ore-bearing areas 1-5 m wide stannum ore occurs (Sn). These are mainly cassiterites (stannum oxide SnO) containing 0,15-0,6 % of pure metal. The traditions of stannum ore extraction in Gierczyn date back to the XV century. The mines were active with intervals till the end of XVIII century and in the most favourable period (end of XVII century) the production amounted to about 20 tons of stannum per year. In the beginnings of XIX century cassiterite was extracted also in Krobica. After the II World War an evaluation was made confirming the possibility to resume extraction. These deposits are connected also to cobalt ores. These are cobalt and arsenic sulphides (smaltyn and safloryt*) and cobalt-manganese compounds extracted in the area of

Przecznica and Krobica since the half of XIX century for ceramic manufacture.

Among rock minerals only gneiss, leuko granite and mica slate deserve attention. Gneiss with practically unlimited deposits was extracted earlier locally to be used as road metal and for construction materials. Leuko granite occurring in the southern side of slate range, mainly in the area of Kopaniec can be used in ceramic industry to produce technical porcelain and faience. Mica slate extracted in the region of Krobica can be used after grinding as carrier of chemical substances for agriculture and as powder for building (roofing) paper.

In the area of Świeradów Zdrój veined quartz occurs. It is used in ceramic industry and in metallurgy. The biggest quartz vein extends with a range of about 10 km long and 10-80 km wide. It is extracted in the mine Stanisław in Izerskie Garby.

In the area of tectonic displacement by Świeradów-Czerniawa medicinal water occurs. These are acidic waters, acid carbonate, calcium-magnesium and ferruginous, considerably radioactive (10-50 nCi/l) and with different grade of mineralization. Since a long time they are used in balneotherapy. Balneotherapy uses also peat from Iser peat bogs extracted for THE precious therapeutic mud. These are extracted in two deposits: Jakuszyce in the area of Szklarska Poręba and Izera in Hala Izerska. Sporadically occurring jeweller's and decorative stones: garnets, amethyst, rock crystal (quartz), turmaline and others do not have economic importance.

Climate

The climate conditions similarly like in Sudety mountains are formed according to global radiation and atmospheric circulation, depending on the local factors: mountain barrier orientation, altitude and topographic features. In the lowest belt of Góry Izerskie, at the altitude of 450-600 m the average annual temperature is 6,5°, the growing season (with average temperature above 5°) lasts about 200 days and begins half April. The thermic summer (with average annual daily temperature above 15°) is short and lasts only 20-25 days. The belt of 600-800 m is characterized by average annual temperature of about 5,5-6°. The growing season lasts about 190 days and begins at the end of second decade of April. There is no thermic summer. The highest belt above 800 m covers the plateau of Góry Izerskie. The average annual temperature amounts to only 4,5°, the growing season is shortened to approximately 175 days beginning at the end of April, and average daily temperature of this period does not exceed 10°.

A distinguishing feature of Góry Izerskie climate is the high level of precipitation whose annual total in the top belts exceeds 1200 and even 1500 mm, with maximum peak in July and minimum in February.

The snow mantle on the northern plateaus and slopes remains longer than on the same altitude in other parts of Sudety, on the average above 110 days.

The dominant winds are south-west, with the exception of May, June and July when northern winds prevail. In the course of the year there are over 5 times more cloudy than sunny days. Fogs and mists are frequent, especially in October. The least misty month is June. The most sunny days are in September.

Water

Through the central part of Góry Izerskie runs the European watershed, dividing the basins of the Baltic and North seas. The main rivers dewatering Góry Izerskie and discharging into Odra are: Nysa Łużycka with the tributary Smeda and Bóbr with Kwisa and Kamienna. The rivers Izera and Ploucnice discharge into the river Łaba. The sources of rivers and brooks flowing

from Góry Izerskie are alimented by underground waters, mainly of fissure and debris type as well as the rainwater stored in high peat bogs on plateaus. The high level of precipitation occurring irregularly during the year and a considerable inclination of the slopes with weak soil permeability favour violent flow of waters, causing catastrophic floods in the valleys and intermontane basins. These floods occur as a result of violent snow melting in spring, and because of torrential rains in the summer. After a series of big floods at the end of the XIX century most of mountain brooks were regulated and built up with various constructions regulating the water flow.

Flora

From geobotanical point of view Góry Izerskie are included in the mountain province as part of the western Sudety area. The major part of the area is occupied by a belt of lower mountain region (401-1000 m). A small part covering Wysoki Grzbiet over 1000 m and the area extending south has upper mountain region flora and occasionally subalpine.

As in the past, woody complexes prevail here which however, as a result of economic activity in the XIX century turned artificially from broadleaved forest with big share of European beech (*Fagus sylvatica*) and sycamore (*Acer pseudoplatanus*) or mixed forest in the lower mountain region into black coniferous acid forest. It is composed of densely growing Norway spruce (*Picea excelsa*) on acid soil, strongly shadowed and for this reason does not allowing the development of bushes and green undergrowth. This monoculture of spruce trees (*Piceetum*) and weakened resistance resulting from strong air pollution in the last period was the cause of frequent wind blows and catastrophic disaster of dinghy larch bell (*Zeiraphera griseana*) (from 1979) which consumed hundreds of hectares of Izery forests.

The broadleaved species constitute presently only a small addition, with several complexes of maintained beech wood (*Fagetum*): on the southern slope of Wysoki Kamień, at the road from Świeradów Zdrój to Czerniawa (close to Pobiedna) and on the slope of the Czarny Potok valley. In those complexes richer undergrowth developed in which dog's mercury (*Mercurialis perennis*), squinancy (*Asperula odorata*), (Galeopsis tetrahit), yellow archangel (*Galeobdolon luteum*), violet (*Viola silvestris*), bedstraw (*Galium saxatile*) and Turk's cap lily (*Lilium martagon*) occur.

In the upper mountain region coniferous forest Norway spruce (*Picea excelsa*) is the almost exclusive species, with rarely occurring small patches of mostly bilberries (*Vaccinium myrtillus*), wavy hair grass (*Deschampia flexuosa*) and tufted hair grass (*Deschampia caespitosa*) and crowberry (*Empetrum nigrum*). By the brooks Carpathian birch can be found (*Betula pubescens* v. *carpathica*), silesian willow (*Salix silesiaca*), monkshood (*Aconitum callibotryon*), (*Mulgedium alpinum*), buttercup (*Ranunculus platanifolius*), meadow rue (*Thalictrum aquilegifolium*).

Small top parts of Wysoki Grzbiet belonging to the mountain pine belt (*Pinus mughus*) are situated on the altitude of 1000-1100 m. Subalpine meadows dominate here with undergrowth similar to the meadows in the Izera valley. Especially prominent are: garden angelica (*Archangelica officinalis*), rock cress (*Arabis Halleri*), milkweed gentian (*Gentiana asclepiadea*), hawkweed (*Hieracium aurantiacum*), and (*Hieracium prenathoides*), cinquefoil (*Potentilla aurea*), (*Meum anthamanticum*), narcissus anemone (*Anemone narcissiflora*) and (*Pencedarium ostruthium*).

Thanks to high precipitations and concavities of the land on different altitudes highmoor peat bogs formed, as well as suspended peat bogs situated on flat areas and occurring more often on slopes. Bigger ones can be found on Hala Izerska and close to Świeradów Zdrój. The

following rare species in its rich plant complex attract attention: longleaf pine (*Pinus uliginosa*), dwarf birch (*Betula nana*), mountain juniper (*Juniperus communis*), sundew (*Drosera*), deerhair bulrush (*Trichophorum caespitosum*), cloudberry (*Rubus chamaemorus*). A great peculiarity is rarely spotted glistening moss (*Schistostega osmundacea*).

In the area of Góry Izerskie two nature reserves are situated. These include: "Izery Peat Bog" and "Crocuses in Górzyniec". But practically entire area of Góry Izerskie is worth of protection, especially the Izera valley and numerous, dispersed rock forms with very diverse shapes. By the decision of WRN in Jelenia Góra in 1986 the area of Protected Landscape Karkonosze-Góry Izerskie was created. It covers entire Góry Izerskie constituting a buffer zone for Karkonoski National Park.

Fauna

The fauna composition in Góry Izerskie does not differ considerably from the remaining parts of Sudety even if more species of Atlantic origin can be found here. Bigger mammals such as bears, wolf, wild cat, and beaver were killed off in XVIII century. Presently game species such as deer (*Cervus elaphus*) and roe deer (*Capreolus capreolus*) and closer to the fields wild pigs (*Sus scrofa*) feeding on mixed forest and on cropland can be found in bigger numbers thanks to weak land development. Sometimes mouflon (*Ovis musimon*) arrives from Karkonosze area – wild mountain sheep from Sardinia, brought into Karkonosze in the years 1912-1913.

Small mountain mammals like shrew (*Sorex*), vole (*Microtus agrestis*), bank vole (*Clethrionomys glareolus*) are numerous. As for birds capercaillie (*Tetrao urogallus*) should be named and black grouse (*Lyrurus tetrix*), and among smaller species Alpine accentor (*Prunella collaris*), water pipit (*Anthus spinoletta*), dotterel (*Eudromias morinellus*), black redstart (*Phoenicurus ochruros*), nutcracker (*Nucifraga caryocactes*), ring ouzel (*Turdus torquatus*), dipper (*Cinclus cinclus aquaticus*), wood lark (*Lullula arborea*), red crossbill (*Loxia curvirostra*), grey-faced woodpecker (*Picus canus*), three-toed woodpecker (*Picoides tridactylus*), which is a great rarity.

The waters of brooks, in most cases too small for fish habitats and peat bogs are inhabited by different types of invertebrates, including quite rare crustaceans. A big national peculiarity was pearl oyster (*Margaritifera*) fished for precious pearls from at least XVI century. Because of robbing fishing practices in the XVIII century and progressing pollution of the river Kwisza and its upper tributaries, the pearl oyster became extinct probably in the beginning of the XX century. In 1965 an attempt of regeneration took place in the upper Kwisza with individuals from Czechoslovakia but without positive outcome.

History and settlements

Occasional news about Sudety mountains appeared already in the ancient times, although the mountains were named different then. Together with contiguous areas for many centuries Sudety constituted a border between Silesian and Czech-Moravian tribes. The role of the border was facilitated by vast, difficult to cross primeval forests. In the areas around the river Bóbr north of Góry Izerskie one of the Silesian tribes - Bobrzanie has been living since centuries. The western neighbour was the Lusatian tribe of Bieżunczanie. This country was called Zagost. Already in the medieval ages permanent settlements reached the Depression of Stara Kamienica. Przedgórze Rzębiszowskie and Kotlina Mirska – somewhere on the altitude of the village Rybnica, Stara Kamienica, Grudza and Kamień, in broadly understood foreland of Grzbiet Kamieniecki. Farming on woody, submontane and montane soils required hard effort, great energy and perpetual care of entire generations.

About the year 900 a powerful state of Przemysłidzi grew in Bohemia. Its influences reached Odra and included the forest areas of Góry Izerskie. In the second half of the X century the Polish state was born. During the reign of Mieszko I the entire area of Silesia was incorporated into Poland. Bolesław Chrobry incorporated the southern part of Lusatia – Milsko. This land was occupied by the emperor Konrad II in 1031. Then probably for the first time the river Kwisa functioned as border between Silesia and Lusatia; Góry Izerskie were located within the borders of Bohemia, Lusatia and Silesia. In the XIII century, especially in its second half after a terrible Mongol invasion a big settlement reform begun, based on western models. New settlers arrived from the west, including the German lands. A part of them begun to settle in Góry Izerskie. The villages located between the foot of Góry Izerskie and Gryfów Śląski with time grew into so called gryfowski estate, belonging for centuries to the noble Schaffgotsch family.

In the XIII century Silesia was fragmenting into a growing number of independent duchies. In that time świdnicko-jaworskie duchy was founded. Also the Silesian part of Góry Izerskie was included in its territory. The independence of this duchy ended with the death of duchess Agnieszka, widow after the last Świdnica duke, Bolek II. The duchy passed under the Czech reign. For long centuries also the kwiski region located at the left bank of Kwisa river belonged to Bohemia. Only in 1635 the region became incorporated within Saxony.

In the years 1740-1741 most of Silesia was seized by Prussia. The same happened to the Silesian part of Góry Izerskie. In this time administrative district lwówecko-bolesławicki and jeleniogórski were created. They formed part of głogowski cameral department and from 1809 of a newly created Legnica regency.

After Vienna congress in 1815 a piece of Góry Izerskie belonging up till now to the Saxon part of Łużyce was incorporated into Silesia. In the same year changes were introduced to the administrative division of Silesia. The hitherto existing administrative district lwówecko-bolesławiecki was divided into two districts: lwówecki and bolesławiecki. In 1819 lubański district was reshaped, including the western part of Góry Izerskie. This administrative division remained in force with minor modifications till 1973.

A major turning-point for the described area – similarly as for the entire Silesia – was the year 1945 when the land after long centuries became incorporated again to our state, initially in dolnośląskie district, since 1950 in wrocławskie voivodship, and from 1975 in jeleniogórskie voivodship.

Economy and land use

Difficult climate and soil conditions account for the fact that almost entire area of Góry Izerskie is covered with forests (over 70%). Because of this forestry is of utmost importance. As a result of many years' irregularities and forest damages occurred in the last years caused by air pollution and subsequent attack by dinghy larch beetle, forestry struggles with big difficulties related to maintenance and exploitation. Huge tracts of forest in Wysoki Grzbiet and partially in Grzbiet Kamienicki are dead, and additionally destroyed by xylophages. Agriculture is significant only on the peripheries, mainly in the northern part of the region. Taking into consideration the surface within administrative borders of localities, there is 13 137 hectares of arable land (45,3% of the entire area). These are mainly *soils with high content of rock frame, classified as mountain complex: cereal-potato and oat-pasture. Only at the border with Pogórze Izerskie and Kotlina Jeleniogórska mountain cereal complex can be found and even more rare wheat mountain complex. The possibilities to achieve higher crops are considerably limited and for this reason a gradual egress of population occurs from higher

situated villages. In the remaining ones stock-breeding is important, less frequent is sheep breeding. Green land, mostly weak cover over 70% of arable land. Industry is limited to towns situated on the fringe of the region. Only quartz exploitation advanced high in the mountains (Izerskie Garby). Apart from those, sericite slate are exploited in Krobica and therapeutic mud in Izerska Hala. More important is wood treatment in sawmills (Piechowice and Świeradów Zdrój) and furniture factory (Piechowice). The tradition of centuries is continued by Cristal glass works Julia in Szklarska Poręba and its workshop in Piechowice. There the only plant of machine industry is situated and in Pobiedna a textile plant. For economy as a whole most important is recreation and therapeutic services. The recreation infrastructure is well developed; apart from FWP (Workers' Holiday Fund), companies recreation facilities and sanatoria there is a vast network of pensions. They are mostly located in Szklarska Poręba, Świeradów Zdrój and Czerniawa Zdrój. The tourism infrastructure is much weaker, limited to PTTK facilities in Szklarska Poręba and in Stog Izerski. Accommodation facilities are to be found only in Szklarska Poręba and Świeradów Zdrój, as well as ski lifts.

Material culture and art

Material culture of the part of Góry Izerskie belonging to Poland did not create individual features but forms a mix of many elements characteristic to the whole Sudety area. The cause can be attributed to the fact that Góry Izerskie are mostly northern, once densely wooded slopes of difficult to access mountain crests, which since centuries constituted a natural barrier and a border of Silesia. As a result settlements in this area occurred very late. Originally shepherds' huts and forest settlements appeared. Till half of the XV century the region was explored to recognize its natural resources. Exploitation of discovered gold, silver and copper ores and glass melting constituted the main reasons for settling in this area. The XVI and XVII centuries belonged to mining and glass period. In that time almost all of the present villages and settlements located in the lower ranges of Grzbiet Kamieniecki were founded. The settling action was supported by groups of Bohemian colonists settling mainly in the neighborhood of Unięćice following religious persecution in Austria.

The oldest known monuments of the area date to this period. These are mostly churches, partially built on the spot of earlier, wooden predecessors. They possess gothic features but in their present form underwent considerable reconstruction. These include a church dating from the end of the XV century in Proszowa and churches from the XVI century in Kopaniec (original from the XIV century), Kromnów and Kamienica Mała. In spite of development of mining, metallurgy, crafts and later weaving craft, not many material monuments remained due to war destruction in the XVII and XVIII century. The most durable trace of development is the settlement network from that time preserved till today, consisting of 40 units: 2 towns, 15 villages and several hamlets. The older villages are characterized by a concentrated form. These are mostly chain villages located along river valleys. Younger villages and hamlets were founded on mountain slopes.

The second phase of activity in Góry Izerskie dates from the moment of incorporating Silesia to Prussia. In this time development and reconstruction took place. Many new processing workshops were founded, crafts and trade developed. Efforts were undertaken to reconstruct agriculture meant to support weaving craft through flax crops and increase in sheep breeding. In the beginning of the XIX century a considerable development of industry and craft took place. The existing villages became centers of crafts and manufacture. A new surge of natural resources exploitation took place related to dyeing trade and glaziers. At that time numerous

houses were built and the main occupation of its dwellers was weaving craft. These were wooden buildings of characteristic construction* which allowed to use the attic not only for flax storage purposes but also to contain a higher number of weaving looms in one room. This type of dwelling houses apart from dwelling and farming buildings of similar construction constitutes the most numerous and characteristic groups of maintained architectural objects in all villages of the region. The oldest buildings of this type date from half of the XVIII century and the most numerous group constitute XIX century objects dominating in the area. The most interesting are complexes in the following villages: Krobica, Kopaniec, Chromiec, Antoniów and many groups of buildings within Szklarska Poręba, Świeradów, Czerniawa and Pobiedna. Another characteristic element of the culture are specific features of sacral and palace architecture appearing from half of the XVIII century and realized according to the Prussian trend. The best example is the church and palace in Pobiedna. In that time many protestant churches were built as well as houses for clergymen and chanters.

Simultaneously attention was drawn to the useful values of many mineral springs whose therapeutical properties were known previously. In the XIX century further springs were discovered and as a result change occurred in the direction of the region development. It happened after the natural resources were exploited and forests devastated. Since that time the region became oriented towards rest and therapy function. Health resorts in Szklarska Poręba, Świeradów and Czerniawa developed. As a result of railway and road network development these centres grew and begun to dominate in the region.

At the turn of the century numerous spa resorts, baths, sanatoriums, well-rooms were built. One of the most interesting from architectural point of view is Dom Zdrojowy (Spa Resort) in Świeradów built in 1899 with the longest in Poland roofed wooden walk gallery. Many pensions were built then, mostly in Secession style. But the spa style is shaped mostly by pensions in Norwegian-Swiss style with many wooden porches and galleries. The most interesting include complexes of spa resorts: Odrodzenie, Zacisze, Perła and Szarotka in Szklarska Poręba and Narcyz, Wrzos, Neptun in Świeradów Zdrój.

Currently further industrial activity is pursued in the region as well as rest and therapy function development. Apart from a number of investments new spa houses and sanatoriums of interesting design were constructed followed by many pensions. New sport and recreation objects were built as well mainly for skiing purposes.

Because of peripheric location of the area, low population density and lack of bigger urban centres on the one hand and with a developed rest and therapy function on the other, artistic life did not develop here. Only Szklarska Poręba has attracted distinguished writers and painters in the past. Cultural initiatives are undertaken for visiting spa guests for whom lectures, exhibitions, artist performances and presentations are organized. For them also the Days of Blooming Rhododendrons are organized in Świeradów Zdrój. At the end of the year military artistic groups meet here as well. The only cultural center of the region has its seat in Świeradów Zdrój. In Szklarska Poręba tourist song festival takes place.

The local inhabitants, mainly the older generations originate from different region of the country. For this reason there is no local folklore which did not develop after 1945 and the vernacular culture of the immigratory population is not cultivated. The region lacks marked folk artists, amateur groups and folk customs.

Excerpts of Dictionary entries about villages

Chromiec stream

1. Bohe Sefen, Chromiec
2. Stream, right tributary of Kamienica river. The spring is localized on the altitude of 605 m on the northern slopes of Grzbiet Kamienicki between Smolnik and Kozia Szyja. Outlet at the altitude of 480 m between Chromiec and hamlet Międzyzylesie. The length of the stream is 1,7 km. The sources are situated on a meadow, in its lower part the stream forms a shallow valley.

Chromiec: village

1. 1747 Ludwigsdorf, 1945 Ludwikowice. 1948 Chromiec.
2. Till the 40s of the XVIII century it was a village in jaworski duchy. Till 1815 in the jeleniogórski district. Until 1973 within the village of Stara Kamienica in jeleniogórski district. Until 1975 in Stara Kamienica council in jeleniogórski district. Since 1975 in the council of Stara Kamienica in the voivodship of Jelenia Góra.
- 3.
4. 291 hectares, composed of 227 agricultural area and 38 hectares of forest.
5. Small village characterized by scattered building structure on the altitude of 490-580 m in the upper part of Kamienica valley on the northern slopes of Smolnik in Grzbiet Kamienicki. It is connected to Antoniów. The surrounding hills are built of granite and gneiss. The adjacent area consists of arable land fenced by characteristic walls made of loose stones.
6. Chromiec was founded probably at the end of the XIV century with connection to the creation of forest glass works. The works operated in the neighborhood of the village in XIV/XV-XVIII century. The traces of slag heaps are still visible. Until the beginning of the XVIII century Chromiec was the property of Lwówek Śląski. Later it became property of the Schaffgotsch family. In 1782 there was a church there, 2 schools, a farm and a mill. It was a big and populated village. In the half of XVIII 72 yeomen and landless peasants lived there. In 1825 there were 82 houses and a mill to grind oak bark and a sawmill. In 1978 there were 45 farms. The population in Chromiec is on a more or less stable level but the number of inhabitants maintaining themselves from non agricultural sources tripled. At the border of the village there is a forester lodge and animal refuge in the surrounding forests.
7. The village maintained the characteristic building structure composed of housing and farming buildings situated parallel to the slope. In the most part the buildings are made of brick with the first floor of framework construction, most frequently ... The roofs are asymmetrical, covered mostly with slate. Part of the houses are of ... construction. Most of them originate from the third and fourth quarter of the XIX century. The most interesting are numbers 5-11, 16-18, 27,28,31 and 63 with beam ceiling.

There was an inn in Chromiec till 1945 with a pension of 15 beds by a frequently used route to the refuge in Rozdroże Izerskie. Currently a summer holiday camp.

Picture of Chromiec: house of mixed construction

Antoniów

1. 1783 Antoniwald, 1786 Antonienwald, 1947 Antoninów, 1948 Antoniów

2. Until the 40s of the XVIII century a village in jaworski duchy. Till 1815 in bol-lwówecki district. Until 1973 part of Kwieciszowice in lwówecki district. Until 1975 in Stara Kamienica council in jeleniogórski district. From 1975 in Stara Kamienica council in Jelenia Góra voivodship. In 1973 Jaroszyce became part of Antoniów.

3.

4. 247 hectares, composed of 198 arable land, 30 hectares of forest.

5. Small village of scattered structure, in the eastern part of Grzbiet Kamieniecki on the southern slopes of Swierczek going down to the valley of Kamienica. The surrounding hills are built of granite and gneiss. Antoniów is located on the altitude of 520-550 m. In the adjacent area big forest complex with predominance of spruce. The valley part is occupied by arable land. The lower part of the village connects with Chromiec. In the upper part of the village east from the buildings Zródło Karola is located.(water spring)

6. Antoniów was founded in the years 1660-1670 as a farm in the property of Schaffgotsch family. Previously glass workers connected to glass production center in Chromiec and Piechowice operated here. The farm evolved through the years in a village with scattered buildings structure with characteristic single farms on the edges of a more compact building structure in the center. In 1682 the village received its name from the count Antoni von Schaffgotsch. In 1747 41 yeomen and landless peasants lived here and in 1786 there were 53 of them. Also a paper mill was operating here. In 1840 there were 140 weavers here, 18 other craftsmen and tradesmen and a paper mill, sawyers, mill for oak bark and water mill. In 1976 there were 37 farms and in the last years the number of people maintaining themselves from non agricultural sources grew twice.

7.1. By the road a wooden belfry with stack roof. Built on the turn of the XIX century.

7.2. The village has maintained completely the original structure and building composed of differently formed farms. Numerous houses with przysłupowa, sztachulcowa, zrebowa konstrukcja, *, and mixed construction mostly from the 3rd and 4th quarter of the XIX century , numbers 32-35.

8. Until 1945 there was the refuge Kromerbaude in Antoniów with 12 beds in 5 rooms. Currently part of summer holiday camp.

Międzylesie (means in Polish: Between woods)

1. 1747 Ramberg, 1825 Ramrich, 1945 Gogolice, 1960 Międzylesie.

2. Part of the village Kopaniec.

3. Together with Kopaniec.

4. Included in the area of Kopaniec.

5. Hamlet of the village Kopaniec situated on the altitude of 460-480 m. It was founded at the mill at the river Kamienica at the feet of Trzciniak (Ramberg).

6. In the first half of the XVIII century a hunters house was located here in the property of the Schaffgotsch family. Later a mill was built as well as a settlement. In 1978 there were 6 farms in Międzylesie.

Mała Kamienica

1. 1305 Parvum Kempnitz, 1399 Hinterdorf, 1789 Hindorf, 1825 Hinterdorf, 1945 Kepnica, 1950 Mała Kamienica.
2. Until the 40s of the XVIII century a village in the jaworski duchy. Until 1973 in Stara Kamienica in the jeleniogórski district. Until 1975 in the council of Stara Kamienica in the jeleniogórski district. From 1975 in the council of Stara Kamienica in the voivodship of Jelenia Góra. Hamlet Sosnka belongs to Mała Kamienica.
- 3.
4. 728 hectares, including 495 ha of arable land and 187 ha of forest.
5. A long chain village at the border of Izerskie Mountains and Pogorze Izerskie. It is located at the foreland of Grzbiet Kopaniecki at the altitude of 400-500 m. It is surrounded by arable land.
6. Mała Kamienica was founded at the Old Trade Route Zytawsko-Jeleniogórski at the end of the XIV century. At the end of XVIII century it was property of the count of Roder and in the first half of XIX century of the count Bresler. In 1774 Wietz von Escher acquired the mining concession to extract cobalt ores there. The miner's gild Jacob was founded which begun to build mine and rinsing facilities but in 1781 these operations were abandoned because unprofitable. In 1789 there was a protestant school and farm in Mała Kamienica. In 1825 the village was composed of 120 houses together with Sosnka. In 1978 there were 67 farms. The amount of people maintaining themselves from sources other than agriculture tripled. The number of inhabitants is stable.
7. 1. The church of Saint Barbara, in late gothic style from the 2nd half of XVI century, rebuilt in the beginning of XVII, renovated many times, also in 1867 and 1958. The interior of the church with a separate chancel, octagonal tower. Preserved portal from the XVI century of late gothic features.

Walls of Kopaniec

South of the village of Kopaniec, on the slopes of the Isermountains (Góry Izerskie), you will find huge walls of stones.

1. Description of the walls

Góry Izerskie are low mountains, little known and little explored but vast and interesting. Relatively few tourists visit them compared to the nearby Karkonosze mountains. A small village Kopaniec situated on one of its tops does not attract attention of mass public either. Perhaps this is why one of the most interesting objects in the area escaped the attention of both tourists and researchers.

In the area of Kopaniec and nearby villages in the forests and fields extend kilometers of stone walls of unknown age and origin. They are situated mostly on the top and slopes of Grzbiet Kamienicki which constitutes the lower range of Góry Izerskie. The walls are several metres wide and from 1,5 till 5 meters high. Probably their dimensions were bigger once because with the passing of time their lower part could cave in under ground level and the whole complex eroded and suffered from destructive factors. Some of them are better preserved than others; in those in the best state their characteristic structure can be clearly seen: the ridges are built from close-fitting, bigger stones and the inside filled with smaller, loose rock pieces. The stones are not bound by any mortar. The composition of rocks from which the walls are built is

uncomplicated, it is mostly granite with smaller additions of quartz and minerals. The walls are often situated on the edges of fields and meadows forming kinds of irregular, often discontinued quadrangles. The total length of the walls amounts to probably over ten kilometers (!!!). Their age is up till now not exactly known. It is known only that the walls must be at least several hundred years old because the only reference in all sources and documents about them dates from the seventeenth century. Apart from this notice no further information can be found anywhere, not even in the ante war guides mentioning the attractions in Seiferschau (Kopaniec) make any reference about this interesting and worth visiting monument. From information I could gather it seems like the walls have never been and are not included in any monument register. Where does the mystery of the walls come from? Where do they come from? Who built them and with which purpose? It is not easy to answer those questions.

There are several hypotheses concerning their origin and several attempts to link them to other similar constructions.

Similar constructions in Europe

Equivalent constructions to Kopaniec walls can be found across entire Europe, from the Adriatic Sea through Austria, Bohemia, Slovakia, Poland, Germany till England. The biggest concentration of these walls is in the neighborhood of Trieste. They are built of stones not connected by mortar.

The lack of mortar made many researchers suppose that originally the constructions must have been supported by special wooden constructions. But neither in Kopaniec nor in any equivalent constructions no trace of similar wooden scaffoldings can be found.

Perhaps the Kopaniec walls did not need any wooden support constructions and could be stable without them.

No traces of human beings inhabiting permanently these constructions were found. It seems unfounded to hypothesize that they could be ancient fortified settlements. Research performed on other walls have proven that they have lost their role and became dead archaeological monuments long time ago.

We do not know the reasons why these objects have declined. It could have been caused by occupation of the area by alien tribes who did not show any interest in the cult centres of the local population. This could at least partially explain lack of any or very few references about the walls in the source materials.

3. The first hypothesis attributes the origin of the walls to the Celts, Indo-European nation which penetrated vast parts of Europe about 800 BC, including Bohemia and southern Poland. Celts built big fortified settlements functioning as big centers of craft called oppidum. The Kopaniec walls could be the remains of such centers since they are strategically positioned on mountain top, a communication route passes nearby and mineral resources can be found in the neighborhood. Their construction differs though, from oppidum walls. In this case the quadrangle entrenchment theory seems more probable. 250 of such constructions are presently known. These were supposedly the places where Celts would perform their cult rituals so they functioned as sanctuaries. In this case their location is favourable since cult stone walls were built mostly on mountain and hill tops.

It is interesting to note that the distances between Celtic centres in Europe were between 40 to

100 km. The distance from Kopaniec to other probable Celtic cult centres: mountain Ślęza close to Wrocław and location Závist close to Prague is also about 100 km.

An interesting element, although freely interpreted by myself is a connection between the Celtic father of gods Cernunnos embodied by a figure with deer antlers on his head and the oldest image of Rzepiór (Rübezahl) – Mountain Spirit portrayed as awesome diabolic figure with similar antlers. Many of the above mentioned links and Celtic sanctuary features correspond to Kopaniec walls. In Poland there are few places where Celtic origin of settlements was definitely proven so if this hypothesis should be true it could make a hit..

4. Next hypothesis connects the walls with Walloons who were gold-diggers penetrating Silesia including Góry Izerskie from the XII century on. They were the first explorers of the mountains and pioneered the way for mining which ousted them eventually as competition. The remains after Walloons were mysterious signs on stones and “walloonian books” with descriptions of routes leading to treasures. However, the connection of Walloons to the walls is risky. Still, some interesting elements emerged. Undoubtedly they were present in the neighbourhood of the walls because the old sites of gold washing are situated nearby (example: Wilcze Płuczki). Second, close by the walls there is a big concentration of Walloonian signs, not occurring anywhere in the neighbourhood. It is strange because Walloons would leave slant cross signs to mark routes or roads and not by specific constructions. The hypothesis that Walloons built the walls is not very much probable since these people never settled down and such a construction would be unprofitable for them.

5. Hypothesis of Knights of St John of Jerusalem

The next theory is connected to the knights of Malta. These knights were awarded with a huge piece of land close to Strzegom (60 square km) and later in Góry Izerskie in the XIII century. They began to develop farming on the primeval forest areas and to explore minerals. It is possible that Kopaniec walls were performing some economic function. It is interesting to note through that in Malta where the knights order seat was located kilometres of walls can be found with construction and positioning similar to those in Izery. Also, the second cross occurring most often on the walls is Maltese cross with doubly forked arms. This is a next proof of the connection between the knights and the walls.

6. Other hypotheses

There are many other hypotheses as to the origin of Kopaniec walls, for example their connection to Great Moravia state which included in the medieval ages northern Bohemia and perhaps also parts of Sudety. During its best years similar wall constructions were built in Bohemia and Hungary.

Conclusion

These walls awake interests of archaeologists and historians including the famous professor Henryk Samsonowicz. Currently they are the pride of the small Izery village but they should be included in the national list of historical monuments. This year some students from Kopaniec school worked on this and the results of their work can be seen in the Royal Castle in Warsaw. The Karkonoskie museum took care of the walls too. We hope in the future if finances allow to be able to perform more detailed research to explain the mystery of origin of these unusual constructions.

Umgebindehäuser

Bundwerk oder Bundwerkhäusl wurden die Umgebindehäuser in der Oberlausitz ursprünglich genannt. Der Begriff des Umgebindehauses entstammt nicht wie vielfach angenommen wird dem Volksmund, sondern wurde erst durch wissenschaftliche Arbeiten geprägt. Erst durch die weitere Verwendung des Begriffes durch die Fachwelt und die Literatur, gelangte der Begriff „Umgebindehaus“ in breite Volksschichten.

So klar und bildhaft wie der Begriff des Umgebindehauses ist, so unklar ist dessen Herkunft. Es gibt eine Reihe von Theorien, welche aber angesichts entgegenstehender Tatsachen nicht haltbar sind. So wurde beispielsweise angeführt, die unterschiedliche Trocknung des Holzes sei für die Herausbildung des Umgebines verantwortlich. Bekanntermaßen trocknet eine waagrecht aufgeschichtete Balkenwand weitaus stärker zusammen (quer zur Faser), als vertikal verbaute Holzer (längs zu Faser). Daher nahm man an, dass die Toleranzen, welche zwischen Blockstube und Fachwerk entstehen, durch ein weiteres Stützgerüst (Umgebinde) ausgeglichen wurden. Allerdings ist diese Theorie nicht haltbar, da es genügend zweistöckige Blockbauten gibt, welche ohne irgendwelche Stützsysteme auskommen. Darüber hinaus treten in Gebieten mit Umgebindehäusern zweistöckige Blockbauten auf. In der Regel waren dies Häuser mit höherem sozialem Status wie zum Beispiel Schulen, Forst- oder Amtshäuser. Ein weiteres markantes Beispiel für äußerst stabile Blockbauten stellt das großrussische Haus dar. Damit ist diese Theorie nicht haltbar. Das Umgebindehaus geht also nicht auf den unterschiedlichen Trocknungsprozess des Holzes zurück.

Allgemein bekannt dürfte die sogenannte „Erschütterungstheorie“ sein. Danach sei das Umgebinde entstanden, um die Erschütterungen der Handwebstühle auf die Blockstube zu beschränken und eine Übertragung auf das Obergeschoß zu vermeiden. Um es gleich vorweg zu nehmen, die Erschütterungstheorie ist absoluter Unfug und gehört ins Reich der Fabeln und Sagen. Seien wir ehrlich, können wir uns wirklich vorstellen, daß ein Handwebstuhl, welcher nur durch die Muskelkraft eines Menschen betrieben wird Erschütterungen verursacht, die ein ganzes Haus ins Wanken bringen? Weiterhin gibt es weite Landstiche mit Umgebindehäusern, in welchen die Handweberei überhaupt keine Rolle spielte. Trotzdem wird die Erschütterungstheorie immer wieder von der Trivilliteratur aufgegriffen und in verschiedenen Facetten forciert. Entstanden ist die Erschütterungstheorie zum Ende des 19. Jahrhunderts. Der seinerzeit einsetzende Tourismus führte die Besucher auch in die Oberlausitz. Offensichtlich waren diese über die eigenwillige und romantische Bauweise so erstaunt, daß sie nach Erklärungen suchten. Aufgrund der Handweberei, welche damals in der Lausitz noch häufig anzutreffen war, stellte man die Verbindung zwischen Webstuhl und Haus her. Weiterhin ist insbesondere für die Oberlausitz und Schlesien festzuhalten, daß die Leineweber arme Leute waren und daher auf den seinerzeit preiswertesten Baustoff Holz angewiesen waren. In diesem Zusammenhang ist weiterhin zu beachten, dass die Blockstube durch ihre Eigenschaft gleichmäßige und trockene Temperaturen herzustellen für den Herstellungsprozess des Leinwebens besonders geeignet war. Bis heute hält sich die Erschütterungstheorie hartnäckig. Verständlich ist dies schon, ist doch die Einfachheit des Erklärungsversuchs auch für schlichte Gemüter nachvollziehbar. Trotzdem müssen wir uns eingestehen, dass das Umgebindehaus nicht aufgrund der Leinweberei entstanden ist.

Eines der ältesten, heute noch erhaltenes Umgebindehaus stammt aus dem Jahre 1660 und steht in Neusalza Spremberg. Es handelt sich um das sogenannte Reiterhaus. Allerdings könnte

man Anblick des Inneren des Reiterhauses (es ist als Museum eingerichtet) wieder versucht sein, an die Erschütterungstheorie zu glauben. Dort befindet sich nämlich ebenfalls ein Webstuhl. Allerdings gab es um 1660 noch keine flächendeckende Leinweberei in der Lausitz. In Bezug auf die Entstehung Reiterhauses ist zu beachten, daß der Bauzeitpunkt im Jahre 1660 nicht gleichzeitig bedeutet, daß dies das erste Umgebindehaus war. Das heute bekannte älteste Umgebindehaus stammt aus dem Jahre 1602/3 und steht auf der Oststraße 30 in Ebersbach.

Schließlich gibt es eine Reihe weitere Erklärungsversuche, welche die Entstehung des Umgebundes aus einem kulturhistorischen Hintergrund ableiten wollen. So wird angenommen, die Franken, welche durch religiös bedingte Vertreibung in die Lausitz gelangten, hätten die Fachwerkbauweise mitgebracht und mit den vorhandenen Blockstuben, welche dann slawischen Ursprungs seien sollen, verbunden. Diese Theorie wird teilweise noch mit der bereits abgelehnten Theorie des unterschiedlichen Trocknungsprozesses von Holz kombiniert. Andere Ansätze gehen davon aus, dass das Umgebinde als gesamte Konstruktion slawischen Ursprungs sei und hätte sich aufgrund der Bodenständigkeit der Slawen im mitteldeutschen Raum erhalten. Allerdings würden beide Ansätze nicht erklären können, wie die Umgebinderkonstruktionen in Norwegen entstanden sind.

Das Umgebindehaus.

Entstehung und Konstruktion dieses Haustyps:

Beim Umgebindehaus handelt es sich um einen ganz besonderen Haustyp, der sowohl ein Blockhaus mit einem Fachwerkhaus oder auch ein Blockhaus mit einem zweiten Blockhaus kombiniert.

Dabei wird zuerst ein eingeschossiges Blockhaus gebaut. Um dieses Blockhaus herum werden Ständer aufgestellt, welche das Haus sozusagen "umbinden". Diese Ständer tragen dann entweder eine weitere Etage oder das Dach des Hauses. Dieser "Aufbau" wurde je nach Bedarf und Möglichkeiten als Fachwerkbau oder als Blockbau erstellt. Besonders gut erhaltene Umgebinderhäuser gibt es heute noch in Schlesien, Böhmen, und der Oberlausitz.

Über die Gründe für diese außergewöhnliche Bauart wurde lange gerätselt. Manfred Gerner hat in seinem Buch "Umgebinderkonstruktionen..." (siehe Literaturliste) eine, wie ich finde, schlüssige Theorie dargestellt.

Demnach wurde diese Bauweise deshalb angewandt, um die schon immer anfällige Konstruktion des Blockbaus zu stützen. Wie ich ja schon unter dem Teilpunkt Blockbau erläutert habe, trägt bei dieser Bauart jede kleinste Öffnung für Türen oder Fenster zu einer Schwächung der gesamten Konstruktion bei. Aber auch das Schwinden und Schwellen der Blockstämme, sowie das schnelle Verfaulen der unteren Blockstämme waren ein konstruktives Problem. Deshalb kam es oft bald zu Reparaturversuchen. So wurden die Blockwände mittels senkrecht verholzter Holzstiele ausgesteift. Oder aber es wurden vorkragende Dachbalken durch Stützen gestützt. Von hier aus war es dann kein weiter Schritt mehr bis zum Umgebindehaus.

Nun stellt sich aber trotzdem noch die Frage, wieso Umgebinderhäuser nur in bestimmten, teilweise weit auseinanderliegenden, Regionen vorkamen. Als Grund dafür dient zum einem sicher das Klima der jeweiligen Region, sowie der dortige Baumbestand. Blockhäuser haben

aber auch eine sehr gute Wärmedämmung. Deshalb wurden sie auch hauptsächlich in kälteren Gegenden gebaut.

Nun brauchte man aber doch mehrere Räumlichkeiten, die aber unmöglich alle geheizt werden konnten. Dazu hätte man in jedem Raum einen Ofen bzw. eine Feuerstelle einrichten müssen, da ja die Wärme aus dem Blockbau wegen der guten Wärmespeicherung nicht entweichen konnte. Also schlug man zwei Fliegen mit einer Klappe und erreichte damit eine gut geheizte Stube, sowie weitere, nicht beheizte, Räumlichkeiten. Durch das Umgebende wurde nun auch gleichzeitig das Blockhaus gestützt und gesichert.

Blockbauten waren aber auch dort besonders häufig vertreten, wo viel Fichten- und Tannenholz zur Verfügung stand. So kam es auch vor, dass die über dem Blockbau angebrachte Konstruktion nicht als Fachwerk- sondern ebenfalls als Blockbauweise ausgeführt wurde. Diese beiden Bauten waren somit unabhängig voneinander, die Verformung der einen Konstruktion beeinträchtigte die zweite Konstruktion in keiner Weise.

Seifershau

Seifershau liegt 700 – 800 m ü.d. Meeresspiegel und zählt 1000 Einwohner. Altkemnitz, die vorletzte Station vor Hirschberg auf der Strecke von Görlitz her, ist die Bahnstation, von der aus Seifershau zu Wagen in einer halben Stunde, zu Fuß in etwa 50 Minuten erreicht wird. Das Postauto Krummhübel – Hermsdorf – Schreiberhau fährt dicht unterhalb Seifershau vorbei, wo auch eine Haltestelle für den Ort besteht. Seifershau liegt hoch über dem Tale mitten in den Vorbergen, und seine obersten Häuser reichen bis auf die Höhe des Zackenkammes. Hier schließt dieses Berggelände unmittelbar an den Hochstein mit Schreiberhau und damit an das Hochgebirge selbst an. Es ist durch diese Lage zu einer Sommerfrische geworden, die jährlich von durchschnittlich 700 Fremden besucht wird. Seifershau hat sich seine Eigenart als Gebirgsdorf voll bewahrt, und seine gemütlichen Häuschen erfreuen das Auge allenthalben. Auch an guten bürgerlichen Barockbauten fehlt es nicht, besonders im Niederdorfe. Als Erholungsort in frischer Gebirgsluft ist Seifershau über jedem Zweifel erhaben. Die Waldmassen in nächster Nähe garantieren die schönste Erfrischung von allem Alltagstrubel. - Zu Seifershau gehört noch die Kolonie Ramberg nahe bei Hindorf und Ludwigsdorf, welches letzteres zum Kirchspiel Seifershau gehört und selbst Sommerfrische ist.

Seifershau ist schon ein recht altes Gebirgsdorf. Es ist in den Jahren 1343 bis 1377 entstanden, und sein Name war ursprünglich Seifriedshau. Seit 1377 gehört es zur Freien Standesherrschaft Kynast. Es war seiner Zeit eines von den neuen Dörfern, die dem Besitzer des Kynast Gottsche Schoff zinspflichtig waren. Die Gründer des Ortes waren vermutlich aus anderen Teilen Schlesiens vertriebene Kolonisten. Es wird angenommen, daß der Führer dieser Zuwanderer Seifried geheißen hat. Während des 30-jährigen Krieges flüchteten sich viele Bewohner in die Einsamkeit der Berge und Wälder, um den Kriegsgefahren zu entgehen, und der Ort hatte dadurch eine bedeutende Zunahme der Bevölkerung zu verzeichnen. Nach dem Kriege entfaltete sich in Seifershau ein blühender Handel mit Leinwand, wobei die Handelshäuser Menzel, Hartmann, Fromhold usw. in hohem Ansehen standen. Noch heute bekunden die künstlerisch gearbeiteten Grabsteine auf dem hiesigen Friedhof die Wohlhabenheit einiger Bewohner in damaliger Zeit. Im Jahre 1857 wurde in Seifershau eine Spitzenschule errichtet,

die das kunstreiche Nähen der Brüsseler und Brabanter Spitzen lehrte, womit sich noch heute einzelne Bewohner beschäftigen. Auch die Anfertigung von Sanduhren für Kirchen wurde in früheren Jahren hier betrieben. In den Jahren 1880/81 hatte der Ort eine bedeutende Zunahme zu verzeichnen, so daß die Einwohnerzahl auf 1500 Seelen stieg, die aber in den Jahren 1888/92 infolge geringer Arbeitsgelegenheit und Wohnungsnot bis auf 900 zurückging. Erst in den letzten Jahren ist wieder ein Aufstieg zu verzeichnen.

Alt Kemnitz i. Riesengebirge, Kreis Hirschberger im Jahre 1927

„O Täler weit, o Höhen!“ ruft der Wanderer unwillkürlich aus, wenn er vom Bahnhof Altkemnitz (Hauptstrecke Berlin – Görlitz – Hirschberg) den Zug verlassen hat und den Blick schweifen läßt bis zu den Bergriesen des Sudetenkammes und nach Norden bis zu den blauen Höhen des Boberkatzbach- Gebirges. Und wie eine verlockende Speisekarte den Feinschmecker, so begrüßt ihn die Wegemarkierungstafeln der Ortsgruppe des Riesengebirgsvereins und bietet ihm die reichste Auswahl in Naturschönheiten wetteifernder Wanderziele, deren Namen allein schon dem für die Wunder der Bergwelt Empfänglichen das Herz höher schlagen lassen. Ludwigsbaude, Hochstein, Flinsberg, Bibersteine und Bober-Talsperre nur seien genannt, die in wenigen Stunden zu Fuß zu erreichen sind. Weniger Rüstige und Wandermüde können sich des zweimal täglich zwischen Flinsberg und Hermsdorf und Kynast verkehrenden Postauto bedienen. Aber auch Altkemnitz Selbst bietet den Erholungssuchenden eine reiche Abwechslung in kürzeren und weiteren Spaziergängen, denn es liegt im sanft ansteigenden Tale des Kemnitzbaches, von bewaldeten Hügeln lieblich umkränzt. Ob von einsamen Feldwegen, ob von verkehrsreichen Straßen, ob von freier Höhe, ob vom Bergwald aus; immer zwingt das Landschaftsbild zum Verweilen und zur Bewunderung. Überrascht und überwältigt zugleich schaut man von der Höhe des Steinberges auf das einzigartige Panorama des Riesen- und Isergebirges, das in seiner ganzen Ausdehnung vor den Blicken des entzückten Beschauers liegt. „Trinkt ihr Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Überfluß der Welt!“ ruft man hier unwillkürlich aus.

Als Zeugen Alter Vorzeit bewundern wir im Dorf die Kemnitzburg, die Stammburg der Reichsgrafen von Schaffgotsch, und im Höllengrund nach halbstündiger Wanderung den Opferstein. Interessante Felsbildungen zeigt die Steinrücke bei Neukemnitz, auf bequemem Wege in 33 Minuten zu erreichen. An Bequemlichkeiten braucht auch der verwöhnte Großstädter nichts zu missen: Postanstalt, Telephon, zwei Ärzte, Apotheke, Gasthäuser, Bäcker, Fleischer, Konditor, elektrisches Licht in jedem Hause, kurz, allen Ansprüchen ist hier Genüge getan. Gottesdienst wird in zwei Kirchen für beide Konfessionen gehalten.

Bequeme Bahnverbindungen über Hirschberg nach Schreiberhau und Krummhübel ermöglichen in Tagestouren den Besuch der Schneekoppe, der Schneegruben, der Reifträgerbaude und aller übrigen Schönheiten und Wunder der Hochgebirgswelt.

Darum rufen wir allen zu: Erholungssuchende, Wanderlustige, kehrt ein in Altkemnitz, der Pforte zu Rubezahl!

Reibnitz i. Riesengebirge, Krs. Hirschberg im Jahre 1927

Reibnitz mit 813 Einwohnern ist die letzte Eisenbahnstation vor Hirschberg auf der Görlitzer Strecke und liegt in einer reizvollen Hügellandschaft. Eine Anzahl größerer Bauernwirtschaften und zwei Kirchen kennzeichnen den Ort. Die Gründung der evangelischen Kirche ist Friedrich dem Großen zu verdanken. Das maßgebende Schriftstück wird in dem trefflichen Werk von Lehrer Larl Schmidt in Hirschberg „Bilder aus der Heimatgeschichte des Hirschberger Tales“ mitgeteilt. Es lautet: „Auf Sr. Königl. Majestät in Preußen allergnädigsten Befehl soll der Prediger Großmann in Kemnitz und Reibnitz und denen da herumliegenden Dörfern den Gottesdienst halten, auch alle Actus ministeriales verrichten, übrigens aber den Katholiken keinen Eintrag tun, wonach sich ein jeder, wes Standes er sei, zu achten hat.

Im Hautquartier zu Rauschwitz vor Glogau, den 4. Mai 1741. „Zweifellos ist in Reibnitz ein alter Rittersitz gewesen, und das Geschlecht derer von Reibnitz leitet seinen Namen von dem Orte her. Nach V. Schaetzke („Schlesische Burgen und Schlösser“, Verlag L. Heege, Schweidnitz) wird hier urkundlich Henricus de Rybnicz genannt, dem Namen nach wahrscheinlich ein polnischer Ritter, der hier unter den Piasten seßhaft und dessen Geschlecht germanisiert wurde. Bis 1423 sind die Reibnitze im Dorfe ansässig gewesen. Wo ihre Burg gestanden hat, ist ganz ungewiß. Möglich ist, daß es dieselbe Stelle war, wo jetzt die Ruine „Läusepelz“ und das angrenzende Vorwerk gleichen Namens stehen. Diese Ruine dürfte im Verhältnis kein allzu hohes Alter besitzen, denn in mittelalterlicher Zeit baute man aus naheliegenden Gründen so große Fenster nicht so niedrig über dem Erdboden. Auch erscheinen die Mauern sehr dünn für eine Burg. Das hat wohl auch zu der Annahme geführt, daß der Bau ursprünglich nur ein Beduinenkloster gewesen sei, aber auch das ist sehr ungewiß. Der Name wird, sicherlich mit Unrecht, als „laudis palatium“ gedeutet, von anderen aber mit dem umgebenden Sumpfgelände zusammengebracht. Jedenfalls tappt man hier vollständig im Dunkel bis auf die Gewißheit, daß hier einst tatsächlich ein Herrnsitz stand.

Schlesische Textilindustrie

Charlotte Steinbrucker

Während die schlesische Tuchweberei bereits zu Zeiten Karl IV. im 14. Jahrh. blühte, entfaltete sich das Leinengewerbe erst um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert als freies, nicht zunftgebundenes Gewerbe auf dem Lande. So verwandelte sich in der 2. Hälfte des 17. Jahrh. das ganze schles. Gebirge in eine große Manufakturlandschaft, die bald die doppelte Siedlungsdichte aufwies wie die schlesische Ebene.

Während der Gegenreformation wanderte beinahe das ganze evangelische Tuchmachergewerbe nach Polen aus, wo daher die meisten Tuchmachersiedlungen deutschen Ursprungs sind.

Nach der Beendigung des 30-jährigen Krieges begannen Weberei und Spinnerei auch in Schlesien aufzublühen. Weite Flachskulturen entstehen, eine Spezialität bildete die „Schleyerweberei“, und 1787/88 belief sich der schlesische Leinenexport auf etwa 7,9 Millionen Taler. Im Jahre 1790 hatte Schlesien bei einer Einwohnerzahl von 1,5 Millionen 28 704 Leinenstühle in Gang, die von 50 553 Arbeitern bedient wurden. Der Niedergang der blühenden schlesischen Leinenindustrie wurde durch die Kontinentalsperre eingeleitet und durch die Einführung des in England erfundenen mechanischen Webstuhls und der Spinnmaschine vollendet. Im Jahre 1858 mußten z.B. im Görlitz-Laubaner Bezirk faßt 50%

aller Gestellungspflichtigen als völlig dienstuntauglich bezeichnet werden, weil sie durch die Notzustände in großes Elend geraten waren.

Über die Anfänge der schlesischen Baumwollspinnerei weiß man nichts genaues. Erst am Ende der fünfziger Jahre des 19. Jahrh. gibt es im Regierungsbezirk Breslau sechs mechanische Baumwollspinnereien mit 58 000 Spindeln. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts breitete sich die Baumwollwebe-rei aus, die sich zunächst nur auf Handstühle beschränkte. Im Jahre 1849 gab es im schlesischen Gebirge neben 14 460 Leinewebern bereits 24 992 Baumwollweber. Die in den dreißiger Jahren des 19. Jahrh. Entstehende Baumwollindustrie verteilte sich auf die Kreise Frankenstein, Strehlen, Lauban , die Grafschaft Glatz und die Reichenbach - Schweidnitzer Kreise. Infolge der Entfernung der Bezugs- u. Absatzquellen entwickelte sich die Baumwollindustrie nur langsam weiter. In den Kreisen Landeshut, Hirschberg, Neustadt in Oberschlesien, Freiburg, Bolkenhain und Neusalz a. d. Oder, in denen die Flachsverarbeitung von jeher zu Hause war, wurde die Baumwollverarbeitung nur als deren Ergänzung angesehen.

Die Wollverarbeitung nahm am Beginn des 19. Jahrh. nach Aufhebung des Zunftzwanges einen neuen Aufschwung. Den Ruf der Herstellung feinsten Wolle genossen in Schlesien die Schäfereien von Oels und Namslau. Die bedeutendsten Wollstädte am Ende des 18. Jahrh. waren Grünberg und Goldberg. Schlesische Wollfabrikate wurden nach Russland, Griechenland, der Türkei und dem Orient ausgeführt. Im Breslauer Bezirk gab es über 1.2 Millionen Schafe mit einem jährlichen Wollertrag von rund 21 000 Zentnern. Erst in den sechziger Jahren geht infolge der Konkurrenz Australiens, der La-Plata-Staaten und Südafrikas die Wollproduktion zurück. Der Schafbestand sinkt um 83% und der Breslauer Wollmarkt schrumpft mehr und mehr ei. Fremdländische Einfuhr verdrängt das einheimische Rohmaterial, so daß die Wollindustrie sich nur schwer weiterentwickeln kann. Die Zahl der selbstständigen Tuchmacher wird am Ende des 19. Jahrh. immer kleiner. Trotz der Einfüh-rung der textilen Maschinenteknik wird etwa noch ein Viertel der gesamten Textilien auf Handstühlen gewebt. Auch im 20. Jahrh. behaupteten die einzelnen Zweige der schles. Textilindustrie ihre früheren Standorte. Die Leinenindustrie blieb bestehen im Waldenburger und Riesengebirge und dessen Vorbergen, aber auch in Sprottau und Sagan, die hauptsächlich Buntware herstellende Baumwollindustrie in Schweidnitz, Reichenbach, Görlitz, Waldenburg und der Grafschaft Glatz und die Wollindustrie in einer Reihe niederschlesischer Städte, vor allem Liegnitz, Görlitz, Seidenberg in der Oberlausitz, Bunzlau, Hirschberg, Wüstegiersdorf, Breslau, Sagan und Grünberg. Noch im Jahre 1925 beschäftigte die mechanische Weberei H. Hanke in Reinerz neben 1500 Maschinenstühlen gegen 2 000 Handweber und andere Heimarbeiter mit der Herstellung von Leinengeweben. Das Rohmaterial wurde zum größten Teil eingeführt, trotzdem die mit Flachs besäte Fläche sich 1938 noch auf etwa 14 600 ha belief, während die Wollproduktion 1943 nur noch 340 t betrug.

In engem Zusammenhang mit der Textilindustrie entwickelte sich das Bekleidungs-gewerbe, in dem 71 817 Arbeiter, unter ihnen sehr viele Frauen beschäftigt waren.

Schreiberhau i. Riesengebirge, Krs. Hirschberg

Geschichtliches über die Entstehung des Ortes. Stand 1930

Der Ort verdankt sein Entstehen der Fabrikation des Glases. Die früher hier alles bedeckenden Waldungen veranlaßten zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Anlegung einer Glashütte an der Stelle, wo jetzt das „früher Kretschmer`sche „ Bauergut Nr. 3 in Nieder-Schreiberhau steht, und da über das zu ihrem Betriebe gehauene Holz ein Forstschreiber Rechnung führte, ihm auch wahrscheinlich in dem sich nun bildenden Haae eine Wohnung angewiesen wurde, soll hiervon der neue Ort den Namen „Schreibers-Hau“ erhalten haben.

Der Erbauer und erste Besitzer dieser Hütte ist unbekannt.

In ihrer Nähe siedelten sich die Arbeiter an und begannen bald einige abgeholzte Plätze urbar zu machen. So oft das Holz in der Nähe der Glashütte verbraucht war, wurde diese abgebrochen und weiter in die Waldung verlegt, was im ganzen 7 mal geschehen sein soll. Spätere Standpunkte der Glashütte waren etwa an der Stelle des jetzigen Garten 20, des Hauses Nr. 66 auf der Hüttstadt, der Weißbach, dem sogenannten Weiberberge und der Kolonie Karlstal.

So brach die Glashütte dem Orte immer weitere Bahn, denn die bei ihr beschäftigten Arbeiter, Handwerker und Künstler zogen ihr nach und verkauften ihre früheren Wohnungen in der Regel an Leute, die aus fremden Orten hierher kamen.

Diese beschäftigten sich nun eifriger, als es die Glashüttenleute tun konnten, mit Ackerbau und Viehzucht, und so entstanden bald an der Stelle der ersten Glashütte und in Nieder-Schreiberhau überhaupt, die ersten Bauerngüter und Gärtnerstellen, die also zu den ältesten des Ortes gehören.

Im 17. Jahrhundert kam die Glasfabrikation in die Hände der um den Ort hochverdienten Preußlerschen Familie. Etwa im Jahre 1616 nämlich wanderte Wolfgang Preußler aus Böhmen, wahrscheinlich aus der Krischlitzer Gegend, hier ein und erbaute 1617 die Glashütte an der Weißbach, jetzt „Sanatorium Hochstein“.

Ihm folgte Hans Preußler, welcher 1642 die Mahlmühle an der Weißbach anlegte, für die er nach mancherlei Anfechtungen sich 1644 die kaiserliche Erlaubnis von Kaiser Ferdinand III. In Wien auswirkte. Diese beiden waren katholisch, der Nachfolger Hans Christoph Preußler I. wurde evangelisch.

Zur weiteren Vermehrung des Ortes von außen her gaben die Verfolgungen der Evangelischen in dem benachbarten Böhmen und der auch in Schlesien wütende 30-jährige Krieg (1618-1648) Anlaß. So ließ sich schon zur Zeit der Reformation eine gewisse Maria Pluch, die dem Religionsdruck im Nachbarlande entflohen war, in einem der hiesigen Täler nieder, das nach ihr den Namen Mariental erhielt. Die Geschichte dieser Maria Pluch ist romantisch ausgeschmückt worden. Angeblich war sie die Gattin eines Güterbesitzers und wurde, da sie ihrem evangelischen Glauben treu blieb, von diesem sowie von ihren beiden Söhnen getrennt; sie soll diese niemals wiedergesehen haben. Sie selbst nannte, in Bezug auf ihre Schicksale, den Ort ihrer Niederlassung „Jammertal“. Durch den Religionsdruck in Böhmen wanderten in dieser Zeit etwa 80 Familien hier ein, unter anderen drei Hollands. Wahrscheinlich sind die jetzigen Träger dieses Namens Nachkommen jener wegen ihrer Treue am evangelischen Bekenntnisse Vertriebenen, und der Winkel des Marientals, die Holländer-Häuser genannt, die

Zufluchtsstätte ihrer heimatlosen Vorfahren gewesen. Große Verwüstungen hatte der 30-jährige Krieg auch in der Umgegend hinterlassen. Aber das friedliche Schreiberhau sah weder Kriegsfackel noch Kriegsschwert. Es war damals nur ein einziger Zugang hierher möglich, der bei dem jetzt noch unter diesem Namen bekannten Wachtstein vorbeiführte. Hier, wo man auch die Umgegend genau übersehen konnte, wurde Tag und Nacht Wache gehalten, und alle Zeiten waren die rüstigen Einwohner bereit auf ein gegebenes Zeichen bewaffnet herbeizueilen und jedem ungebetenen Gast den Eingang mit Gewalt zu verwehren.

Auch soll schon sehr frühzeitig Bergbau am hiesigen Orte betrieben worden sein und zwar wurde der gewonnene Schwefelkies zur Bereitung von Vitriol benützt. Die alten Halden sind noch jetzt im Niederdorfe und am schwarzen Berge sichtbar. Im 30-Jährigen Kriege blieb dieser Betrieb liegen und wurde erst 1775 von C.M.Preller wieder aufgenommen, um 1817 vollständig einzugehen. Nur das Vitriolwerk (Schmelzhütte) wurde von dem Glashüttenbesitzer Benjamin Matterede noch einige Jahrzehnte weitergeführt.

Mit Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts wurde der Ort immer ansehnlicher. Es kamen nach und nach Glashändler, Glasvergolder, Glasmaler usw. hierher, man fing an Musikinstrumente zu verfertigen, Handel und Wandel nahmen immer mehr zu, auch Holzspalten, fahren und Flößen wurde ein ergiebiger Nahrungszweig für die Gemeinde. Damals bestand der Ort aus 7 Bauergütern, 20 Gärtnerstellen und 285 Häusern, worin 1851 Evangelische und 80 Katholische wohnten. Man lieferte statt des bisherigen nur geringen Glases immer vorzüglicheres und machte in der Kunst, es durch schleifen, gravieren, bemalen und vergolden zu veredeln, immer weitere Fortschritte.

Die erste Schleifmühle wurde etwa 1758 auf der Stelle der jetzigen Villa Katharina im Weißbach-Tale erbaut und enthielt nur 2 Räder, an denen böhmische Schleifer ihre Kunst zuerst ausübten. Später stieg die Zahl der Schleifmühlen auf 22 mit mehr als 300 Arbeitern. Da nun die Glashütte Karlstal den Bedarf an Glas nicht mehr befriedigte, wurde 1794 eine zweite in Hoffnungstal angelegt, die 1821 abbrannte, im folgenden Jahre von den Gebrüdern Jonathan und Benjamin Matterede wieder aufgebaut und gemeinschaftlich betrieben wurde.

1842 trat zu den bisherigen noch die großartige reichsgräflich Schaffgotsch'sche Glasfabrik Josephinenhütte (genannt nach der damaligen Grundherrin, Reichsgräfin Josephine von Schaffgotsch), die unter der Leitung des Herrn Franz Pohl aus Neuwelt in Böhmen zu höchster Blüte gelangte und ihre Kunsterzeugnisse nach allen Weltteilen versandte.

Von diesen 3 Glashütten besteht hier heute nur noch die letztgenannte, die in der Nachkriegszeit mit der Fa. Heckert-Petersdorf und Neumann-Stäbe-Hermsdorf (Kynast) unter dem Namen Josephinen-Hütte A.G. in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde.

Im Jahre 1843 bestand der Ort schon aus 7 Bauergütern, 20 Gärtnerstellen und 350 Häusern, worin 2995 Evangelische und 533 Katholische wohnten.

Von dem hiesigen ersten Schulwesen ist sehr wenig bekannt. Die Vermutung liegt nahe, daß gleich nach der Erbauung der evang. Kapelle, 1488 in Nieder-Schreiberhau, an derselben ein Schreiber oder Küster angestellt war, der zugleich das Amt eines Lehrers versehen hat. Nach Wegnahme der Kirche wurde ein katholischer Lehrer eingesetzt. Der evangelische

Schulunterricht konnte jedoch nicht gänzlich unterdrückt werden und alte Überlieferungen zufolge hat in dieser Zeit ein frommer Mann, Hans Georg Liebig, in einer Dachkammer des sogenannten großen Hauses „in den Bränden“, (früher wurden hier Holzkohlen gebrannt), die Kinder heimlich unterrichtet. Desgleichen wurden an irgendeinem verborgenen Orte, z.B. in einer Schlucht zwischen Schreiberhau und Petersdorf sogenannte Buschpredigten von fremden evangelischen Geistlichen abgehalten.

Erst im Jahre 1740, nach Einzug Friedrich des Großen in Schlesien, wurde die freie Religionsausübung hier wieder gestattet.

Von den anderweitigen früheren Schicksalen des Ortes sei noch erwähnt: Wasserfluten, die in dem nahen Petersdorf bisweilen verheerend wirkten, haben hier früher niemals bedeutenden Schaden angerichtet, doch haben schwere Gewitter und Feuersbrünste die Bewohner oftmals in Schrecken versetzt.

Der im Jahre 1806 mit Frankreich ausgebrochene Krieg berührte auch den hiesigen, von derartigen Beschwerden bisher verschont gebliebene Ort.

Im Spätherbst 1806 sammelten sich aus verschiedenen, in jenem unglücklichen Kriege aufgelösten preußischen Regimentern, mehrere hundert Soldaten, die auf den Feldern oberhalb des kath. Kirchleins in Nieder-Schreiberhau eine Art Lager errichteten und sich auf eine ernstliche Verteidigung einzurichten schienen. Die Bewohner des Ortes hatten aber von ihren Verteidigern unsäglich viel zu leiden und waren froh als diese, nach der Kapitulation von Glatz, bei Annäherung der Bayern, Württemberger und Sachsen, den Ort fluchtartig verließen.

Im Befreiungskrieg 1813 zogen hier nur wohlgeordnete Truppenteile der Verbündeten durch und wurden von den Bewohnern bestens gepflegt.

Während in früheren Zeiten die Glasindustrie die Haupteinnahmequelle der Ortseinwohner bildete, ist jetzt die Fremdenindustrie mit ihren vielen Fremdenheimen, Gaststätten und Heilanstalten, die dem Ort ein anderes modernes Gepräge verliehen hat.

Obwohl der Ort und besonders das Gebirge schon früher alljährlich von vielen Wanderern bereist wurde, der Wintersport kam damals noch nicht in Frage, sind die ersten Sommergäste mit etwas längerem Aufenthalt erst seit etwa 1867 zu verzeichnen.

Das erste Hotel wurde 1869 erbaut. Es ist dies das Königs Hotel. Aber schon in den siebziger Jahren wurden von auswärts wohnenden Herrschaften einige Landhäuser für längeren eigenen Sommeraufenthalt errichtet.

Anfang der neunziger Jahre setzte eine außerordentliche Bautätigkeit ein, die sich nach der Fertigstellung der Eisenbahn von Petersdorf über Schreiberhau nach der Landesgrenze (1902) noch steigerte. Die Eisenbahn fuhr von 1892 ab nur bis Petersdorf.

Heute besitzt der Ort fast 8000 Einwohner, also das Doppelte wie vor ca. 50 Jahren. Im Jahre 1910 wurde mit dem Bau der Wasserleitung begonnen, der mehrere Jahre währte, und durch die der Ort in seiner gesamten riesigen Ausdehnung, in vielen zerstreuten Ortslagen, mit gutem Trinkwasser versehen wird.

Verfasst von G. Matteredne

Hirschberg im 15. Jahrhundert

Schreiber unbekannt

Im 15. Jahrhundert war Hirschberg noch von dichten Wäldern umgeben, die unzugänglich und von Wild und mancherlei Raubtieren belebt waren. Der Biber baute damals noch seine Burgen (der Bober hat seinen Namen daher), Fischreiher horsteten zahlreich und Bären durchstreiften die Wildnis.

Die Berghöhen um die Stadt waren von Burgen besetzt, so auf dem Hausberg, das Bolkenhaus auf dem Berg bei Eichberg, auf dem Schloßberg beim Grünbusch und der Kynast. Schon stand die 1403 von Ritter Gottsche Schoff gegründete Zisterzienserprobstei bei dem „warmen Bade“, einer Heilquelle. An Ortschaften gab es damals bereits Conradisdorf (jetzt Kunnersdorf), Grunau, Straupitz, Harte und Berwigsdorf. Beide Boberufer waren mit dichtem Wald bestanden.-

Die Stadt Hirschberg war mit Mauern umgeben, mit Basteien und hervortretenden runden Türmen, die von den drei Tortürmen überragt wurden, dem Schildauer-, Burg- und Langgassentor. Vor der Mauer lag ein breiter Graben, davor eine niedrige zweite Mauer und ein sturmfreier Raum. Zwischen Hausberg und der Stadt stand die um 1300 erbaute Niedermühle und das Hospital Corpus Christi. Nur ein wenig ragten über die Mauer die spitzen hölzernen Giebeldächer der Häuser hervor. Ein Gebäude nur sah weit über die anderen hinweg, die um 1300 von Herzog Bernhard von Schweidnitz erbaute katholische Kirche. Das Straßennetz war wohl etwa das gleiche, wie es heute noch besteht, wenn auch durch die großen Brände 1549 und 1634 manche Veränderungen später erfolgt sind. Ein Straßenpflaster gab es damals noch nicht. Die Häuser waren aus Holz mit kleinen Fenstern und Türen, alles war eng und finster. Nur der Marktplatz war frei. Das Rathaus stand in der Häuserreihe an der Ecke zur Gerichtsgasse. Die hölzernen Lauben umzogen schon damals den Marktplatz, sie haben sich später erst in die steinernen Gewölbe verwandelt, die wir kennen.

Für ihr Gemeinwesen und Gewerbetreiben hatten die Bürger sich vom Kaiser und ihren Herzögen von Schweidnitz und Jauer verschiedene Privilege erteilen lassen, so das Recht, ein Wursthaus zu gründen, d.h. Fleischhandel zu treiben. Um 1350 erhielten sie das Recht, eine Badestube zu halten, das Recht des Gewandschnittes und das Weichbildrecht. Letzteres besagte, daß „niemand im ganzen Weichbild außer der Stadt solle Gewand feil haben noch verkaufen, Salz und Malz verkaufen, Kretschamwerk treiben noch keine anderen Handwerke“. Dazu kamen die Rechte für einen Weinkeller (Ratskeller), Waagehaus, Kram- und Scherkammern und sogar ein Münzrecht.

Auch die Interessen ihres Handels und Bergbaues verfolgten die Hirschberger eifrig und erhielten von Kaiser Karl IV. Abgabefreiheit auf den Märkten in Breslau und Prag, wenn sie mit ihren Waren dorthin zogen. Als Grundlage für ihre bürgerliche Freiheit und Selbstständigkeit erwirkten sie von der Königin Anna, der Gemahlin Kaiser Karls, ein Privilegium, daß sie keine Dienste außerhalb des Fürstentums leisten dürften und daß jeder bei seinem Gerichtshofe gelassen werden solle. So war das Gemeinwesen durch eine städtische Verfassung wohl geordnet.

Auf dem Hausberg saß der herzogliche Burggraf, welcher zugleich Oberrichter war. Der letzte war 1423 ein Gottsche-Schoff. In der Stadt regierten Bürgermeister und Rat, welche alljährlich mit großer Feierlichkeit neu gewählt wurden. An den Markttagen, die wie bis zuletzt am Donnerstag stattfanden, herrschte lebhafter Verkehr, da viel Landvolk in die Stadt kam. Immer mehr wuchs das Vermögen der Stadt und mehrere Kämmergeüter waren in ihrem Besitz. Die Hirschberger standen sich gut mit ihren Landesherren und mit ihren mächtigen Nachbarn, den Rittern vom Kynast und Greiffenstein. Auch blieb unsere Gegend vom Krieg verschont.

Am Anfang des 15. Jahrhunderts war also Hirschberg eine wohlhabende Stadt. Im allgemeinen liegen über diese Zeit nur sehr wenig schriftliche Mitteilungen vor. Doch dreimal finden wir den Namen der Stadt in der Geschichte dieses Jahrhunderts erwähnt. Das eine Mal in der politischen, zum anderen in der Kriegsgeschichte und zum dritten Male in der Kulturgeschichte.

Im Jahre 1420 tritt in Breslau unter Kaiser Sigismund ein Gerichtshof zusammen, um einen Aufstand der Zunftgenossen abzuurteilen. Dazu wurden Vertreter mehrerer schlesischer Städte berufen, darunter auch Hirschberg. Die zweite Erwähnung Hirschbergs erfolgt im Rahmen der Hussitenkriege, dieser nationalen, sozialen und religiösen Bewegung der Tschechen, die sich voll Hass gegen alles Deutsche richtete. Im Verlauf dieser Kämpfe kamen die Hussiten nach der Zerstörung von Lauban und Lähn 1427 auch vor Hirschberg. Nach Erstürmung des Schloßberges im Grünbusch und der Burg auf dem Sechstädter Berge begann eine schwere Belagerung der Stadt. Aber alle Angriffe wurden erfolgreich abgewehrt und die Hussiten zogen sich über Landeshut mit großer Beute zurück. Noch lange Zeit später feierten die Hirschberger am Anfang Oktober zum Andenken jener glücklichen Verteidigung ein dreitägiges Fest.

Das dritte Mal, da der Name unserer Stadt erwähnt wird, hat einen kulturellen Grund. Im Jahre 1470 kehrte ein Hirschberger Schuhmachersgehilfe, Joachim Girnth, von seiner Wanderschaft nach Hause zurück. Er hatte in Holland die Schleierweberei (feine Leinwand) gelernt und legte den Grund zu einem Gewerbe, welches zu großer Blüte gelangte und nicht bloß für Hirschberg, sondern auch für viele andere Städte des schlesischen Gebirges eine Quelle reichen Wohlstandes geworden ist.

An der Schwelle zum 16. Jahrhundert konnte Hirschberg mit Befriedigung auf das verflossene Jahrhundert zurückblicken. Jedoch, die glückliche und friedliche Jugendzeit war vorüber. Die Religionskriege des 16. und 17. Jahrhundert, der siebenjährige Krieg und die Freiheitskriege haben der Stadt viel Leid gebracht und ihre Blüte halb zerstört. Doch dies gehört einer späteren Zeit an als dieser, die geschildert werden sollte.

Von den sagenhaften Goldgruben im Isergebirge Schilderungen aus dem Isergebirge von Erhard Krause

Als eine der höchsten Erhebungen des dichtbewaldeten hohen Iserkammes, der mit Ausnahme seiner drei aussichtsreichen Eckpfeiler (Tafelfichte, Heufuder, Hochstein) vor 1945 noch nicht der Touristik erschlossen war, tritt aus der Südlehne des 1126,5 m hohen Hinterberges (höchste Punkt des Kammes) die Erhöhung des Goldgrubenhübels (1087 in) hervor, welchen seinen Namen den sagenhaften "Goldgruben" des Gebirges verdankt, die bereits im 14. und 15. Jahrhundert das Ziel welscher Gold- und Edelsteinsucher gewesen sein sollen. Wann diese Gruben bergmännisch erschlossen wurden und ob in ihnen jemals wirklich Gold gefunden wurde (?), ist ebenso unbekannt wie die genaue Waldflurstelle, auf der sie sich befunden haben sollen. Die Angaben der Forstleute und Waldarbeiter, die dazu verschiedene Örtlichkeiten in dem zum Teil noch urwaldartigen Kammgebiet bezeichneten, erwiesen sich als unzutreffend.

Einer der wenigen Gebirgsreisenden, der die Gruben in Augenschein nehmen konnte, war der ehemalige Pastor in Petersdorf (Riesengebirge) und spätere gelehrte Professor der Theologie in Breslau, Johann Tobias Volkmar. Dieser gelangte im Jahre 1760 in Begleitung eines ortskundigen Führers von der großen Iserwiese dorthin. In seinem Buch "Reisen nach dem Riesengebirge" (gedruckt in Bunzlau 1777) berichtet er darüber in seiner "dritten Reise" u. a.: "Heute schreibe ich Ihnen aus einer so einsamen und wüsten Gegend, wo ich allen Anblick einer bewohnten Welt verloren habe. Hier sind abscheuliche Schlünde zu beiden Seiten, die überall von langgedehnten Bergen eingeschlossen wurden und die mit nicht zu übersehenden Wäldern bedeckt sind, und hier bin ich mit meinen Reisegefährten von allen Menschen verlassen... Mein Endzweck führte mich von der Iserwiese wieder linker Hand zurück auf den Kamm oder Schärfe, mit welchen Namen die Inwohner dieser Gebirge die äußersten Höhen und Berge andeuten, und hier gelangte ich ohne Weg durch Gesteine, Sümpfe, Gerüche von faulem Holz, Wald und Sträucher zu den Goldgruben. Diese sind bloße Gruben, an denen man nichts von Bauwerk gewahr wird, doch stehen sie auch voller Wasser und sind mit keinen Stangen zu ergründen. Das Gesteins, was herumliegt, ist bloß ein weißer Kiesel. Ihr Name der Goldgruben ist so alt, als alle Geschichte des Riesengebirges, ohne, dass uns ein Mensch einen Grund davon erzählen kann. So viel ist klar, dass alle alten Wegweiser der Goldsucher in diesem Gebirge auf diese Gegenden gegen den Abend zeigen..."

Von denselben kamen wir durch ein Spazierklettern von einer Stunde auf den Berg, welcher der weiße Flins genannt wird, und nun wissen Sie, wo ich bin... Das wirklich merkwürdige dieses Ortes ist der weiße Kiesel, aus welchem der ganze Berg besteht. Ein großer Teil desselben ist ganz kahl, ohne Baum und ohne Moos und Kraut. Hier lagen ehemals große gleiche Tafeln und lange Säulen von dem schönsten weißen Kiesel; allein weil man diesen Kiesel in unsere schlesische Glashütte führet und in Glas verwandelt, woher auch eben sein großer Vorzug für das böhmische Glas entstehet, sind sie zerschlagen worden; doch liegt noch ein großes weites Feld ganz aufgedeckt, welches von seinen weißen Steinen einen Glanz auf viele Meilen weite Berge wirft... Von diesem weißen Flins fängt ein gewisser Erdstrich an, der auf seiner Oberfläche überall solche weiße Kiesel in großen Felsstücken als auch in kleinem Sande zeigt; er geht durchs Gebirge bis Haindorf...

Man fertigte ehemals Dosen von diesem weißen Kiesel und diese färbten sich zitronengelb, wenn sie jemand nur einige Wochen in seiner Tasche getragen hatte. Könnte dieses wohl auch durch einen ausdünstenden Goldschwefel hergerührt haben? Etwas ganz besonderes hat dieser Berg darinnen, dass sowohl von der Seite nach Böhmen Quellen auf diesem Berg entspringen, deren Wasser so zitrongelbe als ein ungarischer Wein ist, welche Bäche beiderseits das rote Flos genannt werden. Das von der Mitternachtsseite fließt in den Queis und das von der Mittagsseite in den Zacken, und färben beide Flüsse, die sonst hell und weiß sind, ganz braun. Woher stammt diese Farbe? Kein martialische Wasser, das eine noch so starke Eisenerde oder Eisenschwefel führt, wird davon gefärbt, sollte daher es nicht eher einen ausgelösten Zinnober anzeigen? Ein Mann, der vor nicht gar langen Jahren gestorben ist, hat in eben diesen Berge einen gediegenen Zinnober gewusst, davon er andern Erzknennern verkauft, die ihn sehr reich an Gold gefunden; jener aber hat die Kenntnis des Ortes mit sich sterben lassen. Bei jeder Veränderung des Wetters sieht man an diesem Berge herunter und durchs Tal bis an den andern Berg hinauf gewaltsame Nebel ziehen, welche die Bergleute für metallische Auswitterungen halten...".

Soweit einige Auszüge aus dem Buch des gelehrten Pastors. Seine Ausführungen sind natürlich von dem abergläubischen Wissen der damaligen Zeit geprägt, aber dennoch nicht uninteressant. Wie der schlesische Völkskundler Will-Erich Peukert berichtet, war früher der Glaube von den ausdünstenden Goldschwefel im Quarz des weißen Flins allgemein verbreitet. Auch Hauptlehrer W. Wink] er weiß in seiner Chronik "Schreiberhau – seine Geschichte, Natur und Beschreibung" davon zu berichten. Bezüglich der Färbung des Wassers des Zackens durch das ihm vom Iserkamm zufließende Rote Floß bemerkt Winkler: "Das Rote Floß hat seinen Namen von dem Ockergehalte, den es mit sich führt. Doch scheint dies früher bedeutender gewesen zu sein als jetzt. Nach einer Mitteilung vom Jahre 1793 soll das Wasser dieses Flübchens nach seiner Vereinigung mit dem Zacken noch eine weite Strecke einen unvermischten rotgelben Streifen gebildet haben."

Auf der Suche nach dem in den alten Walenbüchern oft genannten "Siebeneckstein", bei welcher die Sage nach der Schlüssel zu den Schätzen der Abendburg verborgen liegt, hat Winkler mit einigen alten Waldarbeitern und dem früheren Besitzer der Gläserbaude, dem alten "Buschgläser", zu wiederholten Malen die Gegend um den "Gabelstein" (alter Walenort) und das Rote Floß abgesucht, jedes Mal ohne Erfolg. Auch Will-Erich Peukert suchte diesen Siebeneckstein 1929 in dem zwischen dem Zuge Grüne Koppe – Abendburg – Große Zackental sich erstreckenden Waldgebiet des östlichen Isergebirges, ohne ihn finden zu können. 1932 kam Peukert im Rahmen einer "Übung" des Deutschen Institut Sommer-Semesters wieder in dieses einsame Waldgelände. Abermals galt die Suche diesem sagenumwobenen Felsgebilde. Dabei wurden von den Teilnehmern dieser Übung auch die zwischen dem Lämmergrund, der "Alten Zollstraße" und der Abendburg vermuteten "Goldgruben" gesucht, um festzustellen, ob dort "Grabungen oder Bodenbewegungen in größeren Maße geschehen sein konnten." Die Reichsgräflich Schaffgottsche Forstverwaltung gab zu diesen Nachforschungen ihre Erlaubnis. Peukert berichtet darüber in dem Werk "Das älteste schlesische Walenbuch" (Breslau 1938), das Beiträge von Ernst Boehlich, Jungandreas und Peukert enthält, in seiner bebilderten Abhandlung "Der Walenwegweiser zur Abendburg" u. a.: "Wir gingen sämtliche Stellen ab. Der hinterste Wald des Isergebirges mit seinen Mooren und tiefen Gründen, dem brandroten Schwingel verwunschener Wiesen tat sich uns wieder wie ehemals auf. Nur – unser Suchen war ohne Erfolg. Von allen Orten blieb als einziger, der

möglicherweise in Frage käme, ein kleiner Jüngling, der "Dreiecksschlag" im Jagen 81 des Iserrevieres (Westseite des Goldgrubenhübel des Meßtischblattes "Flinsberg"), der Quellgrund des "Wilden Mann Zwiesels" übrig. Hier hatte der Iserförster vermutet, sei einmal die Bodenoberfläche verändert und möglicherweise geschachtet worden. Doch lehrten uns einige Versuchseinstiche, daß niemals der Boden bewegt worden ist. Die Hochmoordecke in einer Stärke von rund einem Meter war unberührt – und für den Zeitraum von 1400 bis 1932 wird man das Dickenwachstum, des Hochmoores in einer Seehöhe von 1100 Meter auf kaum einen halben Meter ansetzen. Man durfte deshalb nicht einmal annehmen, daß eine Grube bestanden habe, die nun unter dem Hochmoor verschwunden war. Hier hatte es nie Goldgruben gegeben!" An anderer Stelle seiner Abhandlung schreibt Peukert: "Der Umstand, daß wir im "Dreieckschlag" auf Bodenbewegungen geachtet haben lenkte den Blick von selbst aufs Gestein. Es zeigte sich dort, dass in der Nähe – die Flanke des Goldgrubenhübel umfassend und bis zur "Weißen Steinrücke" laufend – ein schmales Band Quarz zu Tage trat. Gold ist ja häufig in Quarz gebunden. Es schien uns nicht unmöglich, dass jene Gruben, die hier in der Nähe gesucht werden mussten, wenn anders der Wegweiser Sinn haben sollte – auf die auch den Namen "Goldgrubenhübel" des Messtischblattes (am Hinterberg) wies – dass jene Goldgruben, die wir nicht fanden und die doch dem Berg den Namen gegeben, in diesem Quarzband zu suchen seien. Die geologische Karte der Gegend erlaubte uns das Band abzugehen. Schächte und Gruben fanden sich nicht...

Das Resultat war nicht nur für uns, sondern im weiteren Umfange beachtlich. Es lehrte, wie wenig Flurnamen nützen; sie hatten uns von Ort zu Ort, von einem Punkte zum andern gelockt, wie ein Irrlicht den Wanderer narrt – ohne, dass wir zu finden vermochten. Was aber hat dann der Name zu sagen? Wenn man den Goldgruben im Wolfseiffendickicht einmal das Recht auf den Namen zusteht, dann zeigt es sich, dass unsere Goldgruben am Lämmergrund, Goldgrubenhübel, der weißen Steinrücke, am Großen Flins Zwiesel, in einer Art Halbkreis um jene liegen, als wäre der Name rund ausgeschwärmt. und habe sich an alle Stellen, die irgend als "Grube" erschien, geheftet. Freilich das ist nur eine Vermutung; aber sie mag uns vielleicht erklären, was sich sonst kaum wird erklären lassen..."

Bei den von Peukert erwähnten Goldgruben im Wolfseiffendickicht handelt es sich um den Forstort "Goldgruben" im Jagen 16 am Südabhänge des Waldes "Hainchen" am Kennitzkamme. Zwei km westlich von der Eisenbahn-Kreuzstation "Seiferschau" mündet der Wolfseiffen in den Zacken. Das Walenbuch des Johannes Wale aus Venedig erwähnt diese Goldgrube im Isergebirge mit den Worten: "Zwischen dem Kleinen Zacken und dem Wolf-Säuffen, da ist eine Grube, da ist löthig Gold drinnen...". Robert Cogho schrieb dazu 1895 im "Wanderer im Riesengebirge", Nr. 157, Seite 135: "Die Grube, ein alter, halb verfallener Schacht, ist noch heute dort vorhanden. Der bis auf 2 Meter mit Wasser angefüllter Schacht ist wie das Lot angibt, noch 10 Meter tief und soll zu Zeiten des "alten Männich", der vor etwa 40 Jahren Förster in Hartenberg war, über zwanzig Meter tief gewesen sein. Das Loch ist zugedeckt. Unter Wasser sollen noch die alten Betriebshölzer stehen. Neben dem Schacht finden sich noch einige Gruben, die auf Schürfversuche schließen lassen."

An dieser Stelle des Isergebirges scheinen also tatsächlich in sehr alter Zeit bergmännische Schürfversuche unternommen worden sein. Man wird das auch von den von Pastor Volkmar 1760 besuchten, jetzt nicht mehr feststellbaren Goldgruben am Hohen Iserkamm annehmen können, denen der Goldgrubenhübel seinen Namen verdankt. Ob aber in diesen Gruben

wirklich Gold gefunden worden ist, scheint doch sehr fraglich, wenn es auch feststeht, dass einige Quellbäche der Iser und des Zacken tatsächlich goldhaltige Sande geführt haben und zum Teil noch immer führen. Dies ist durch Versuche von Will-Erich Peukert im Lämmerwasser und den Flinsberger Zwiesel bewiesen worden, der darüber in seiner Abhandlung "Berggold" im Merianheft 10/1953 berichtete. Historische Belege über einen ehemaligen Goldbergbau im Isergebirge gibt es nicht, es gibt jedoch im Gebiet des Hohen Iserkammes und seiner Nebenkämme eine Anzahl eigenartiger Flurnamen, die auf eine einstige bergmännische Tätigkeit (Schürfversuche) in diesen abgelegenen Berggegenden schließen lassen. Erwähnt seien davon die Bezeichnungen "Beim toten Mann", "tote Frau", "im wilden Mann", "Beim toten Jungen", Winterseiffen, Dürrer Winterseiffen, Schwarzer Seiffen, und der bereits genannte Wolfseiffen.

Wie Peukert berichtet, ist die Bezeichnung "Wilde Mann" ein bergtechnischer Ausdruck und bedeutet: ein an nutzbaren Mineralien armer Bau. Mit "Täter Mann" soll der Bergmann aufgelassene Bergschächte, deren Abbau sich nicht, oder nicht mehr lohnte, bezeichnet haben. Die Bezeichnung "Seifen = Waschen" deutet auf ehemalige Goldwäsche hin. Für letztere Tätigkeit brauchte man nach Angabe von Pastor Volkmar "Nicht mehr als ein bergmännisches Waschmüldchen, in welches man etwas Quecksilber unter den Sand laufen lässt, welches sich an den Goldsand hängt, dass er dadurch vermöge noch größerer Schwere zu Boden liegen bleibt, man drückt darauf den Goldsand in einem Tuche zusammen, so läuft das Quecksilber hindurch und der reine Goldsand braucht nur noch geschmolzen zu werden." Dem gelehrten Pastor fehlte allerdings die Zeit, dies auf der Iserwiese selbst auszuprobieren, er meinte jedoch es gäbe viele Beweise dafür, dass im Zacken, in der Katzbach und in einigen Glätzischen und Mährischen Bächen Gold gewaschen worden sei. Volkmar zitierte in deutscher Übersetzung aus dem lateinischen Gedicht, das der Dichter Fechner dem Riesengebirge gewidmet hat und in welchem es von der Iser heißt: "Goldreich, an Wasser arm, belobter Iser Fluss. Du kannst Dich an den Rang der reichen Raven heben, Dem zweifelhaften Ruhm des Tages Beispiel geben, Und bist der Riesenbergs sein wahrer Pactolus."

Auch der schlesische Gelehrte Caspar Schwenkfeld (1563 – 1609) wusste von der Iser zu berichten: "In diesem Flusse werden Goldkörner, Rubine und die schönsten Hyacinthen und Granaten gewaschen." Hauptlehrer Winkler äußerte in seiner Schreiberhauer Chronik die Vermutung, dass wahrscheinlich schon vor der Gründung des Ortes Schreiberhau italienische Bergleute – "Wälsche" genannt, d.h. auch der Name "Wälscher Kamm" im Isergebirge – verschiedene Gebirgsabhänge nach Gold und edlen Steinen abgesucht haben. Als solche von den Wälschen besuchte Stellen bezeichnete Winkler u. a. Schoders Grund, das Rote Floß, die Abendburg und die Goldgruben hinter dem Weißen Flins. In dem alten Reisehandbuch "Neuester Sudeten Wanderer" von 1866 werden "Spuren alter Reuthalden am langen Berge und Goldgrubenhübel, aber keine historischen Belege darüber" erwähnt. Interessant ist eine Mitteilung in der alten Schrift "Sehr rare und nunmehr frey entdeckte experimentirte Kunststücke" (Zittau 1763). Es heißt dort auf Seite 84: "wenn man von Böhmischem Neustadt nach Schlesien geht und in das Dorf Ullersdorf kommt, so geht man das Dorf hinauf nach dem Flinsberg (Flinsberg) zu, als wenn man wollte hinauf nach der Iser gehen; allda, gleich am Wege linker Hand über das zweite Haus hin, sind unten am Wasser vor alten Zeiten Goldbergwerke betrieben worden, davon noch die alten Ruderz zu sehen sind." Heinrich Männich aus Groß Iser kannte nach Peukerts Angabe eine solche Goldgrube nördlich der Steinbrüche an der Weißen Steinrücke.

In Zellers "Hirschberger Merkwürdigkeiten" (1720) wird von einem Regensburger Kaufmann aus dem Jahre 1580 erzählt, dass dieser dreimal die Gegend um das Rote Floß und die Abendburg besucht habe und dreimal mit Schätzen reich beladen zurückgekehrt sei. Von dieser Schatzgräbergeschichte existierten, wie Winkler berichtet, in Schreiberhau mehrere Abschriften, die von den Inhabern sehr hoch geschätzt wurden. Die Kunde von diesen vermeintlichen Schätzen in den Iserbergen soll früher weit verbreitet gewesen sein. Noch im 19. Jahrhundert wanderten nach Winklers Angaben viele Goldsucher nach den genannten Punkten, die aber alle in ihren Erwartungen bitter enttäuscht wurden. Der von Winkler, dem alte "Buschgläser" und W. E. Peukert so lange vergeblich gesuchte "Siebeneckstein" der als Schatzort in den alten Walenbüchern eine wichtige Rolle spielt, war keine Erfindung der Wälschen. Diesen Stein gibt es wirklich. Er wurde bei der erwähnten "Übung" im Sommer 1932 von Peukert und seinen Begleiter nach langem Suchen in der Nähe des Flinsberger Zwiesels unweit der Abendburg gefunden. Er stand, genau wie in den Walenberichten beschrieben, auf drei Stufen. Peukert bringt von dem Stein in seiner Abhandlung Fotos. Weitere Bilder zeigen das felsübersäte Waldgelände, auf dem sich der Stein befindet, den Landschaftsbereich des "Wilden Mann" und Flinsberg-Zwiesels und das "Tor" der Abendburg. Auf einem veröffentlichtem Ausschnitt des Meßtischblattes "Flinsberg" hat Peukert den Weg des Walen vom Gabelstein über den "Siebeneckstein" zur Abendburg eingezeichnet.

Abschließend kann gesagt werden, dass der Name der "Goldgruben" im Isergebirge wohl auf jene geheimnisumwitterte Tätigkeit der welschen Gold- und Edelsteinsucher zurückgeht, dass aber die tatsächlichen Goldfunde in den Flüssen und Bächen des Gebirges sehr minimal gewesen sein dürften, und dass in erster Linie der einstige Reichtum der kleinen Iserwiese an Edelsteinen und Halbedelsteinen, insbesondere an Saphiren, den Ruf der schatzreichen Iserberge begründet haben, schrieb doch schon Pastor Volkmar 1777: "Alle Beschreibungen des Riesengebirges sind darinnen einstimmig, dass diese Iserwiese die größten Gold- und Demantschätze Schlesiens enthalte." Auch der klassische Schilderer des Riesengebirges, Dr. J. K. E. Hoser, vertrat die Ansicht, dass die weitverbreitete Meinung von den verborgenen Schätzen der Iserberge auf diese Iserwiese zurückgehe. Man machte damals allerdings keinen Unterschied zwischen Großer und Kleiner Iserwiese, sondern sprach nur von der "Iserwiese". Edelsteinführend sind jedoch nur die Ablagerungen der Kleinen Iser und des Saphirflössels auf der Kleinen Iserwiese; die Große Iser und ihre Nebenbäche auf schlesischer Seite der Großen Iserwiese bergen keine Edelsteine, weshalb mancher Schatzsucher dort sehr enttäuscht wurde.

Im Gegensatz zum böhmischen Teil des Isergebirges, wo sich in den damaligen Gebirgswäldern zahlreiche Marterln in Form von Gedenksteinen, Bildstöcken, Wegkreuzen usw. befinden, die an Unglücksfälle bei der Waldarbeit, Wandern und Klettern, an Wildererbegebenheiten und sonstige Ereignisse mit meist tödlichem Ausgang erinnern, sind auf der schlesischen Seite des Gebirges solche einsame Gedenkzeichen nur sehr selten anzutreffen. Der Grund dafür dürfte darin zu suchen sein, dass die frühere deutsche Bevölkerung im schlesischen Teil des Isergebirges überwiegend evangelischen Glaubens war und die Errichtung von Marterln und anderer religiöser Mahnzeichen meist nur in katholischen Gegenden gebräuchlich ist, was ja für das böhmische Isergebirge zutraf. Aber einige wenige solcher Gedenksteine gab es auch auf der schlesischen Gebirgsseite und einer der ältesten davon befand sich an der von Schreiberhau am Hange des Hohen Iserkammes unter der Abendburg (1047 in) und des Weißen Flins (1088 in) entlangführenden Alten Zollstraße, die über die

ehemalige Glasmachersiedlung Karlsthal (825 in) nach Böhmen führt.

Bei diesem wahrscheinlich noch heute vorhandenen Gedenkstein handelt es sich wohl um das älteste Marterl des Isergebirges überhaupt. Der Denkstein, ein zugehauener Granitfindling, befand sich in Hinter-Schreiberhau nur wenige Schritte von der Alten Zollstraße entfernt zwischen dieser und dem Hause Nr. 229, das in Blatt 11 und 12 von Glumms Schreiberhauer Ortsteilkarten den Namen "Sender" trägt. Er war aber von der Straße nicht sichtbar und trug die eingemeißelte Inschrift "H. P. + 1668". Der Stein erinnerte an den Schreiberhauer Glasmeister Hans Preußler, ehemaliger Besitzer der alten Schreiberhauer Glashütte im Weißbachtal. Hans Preußler war der Sohn jenes aus Witkowitz in Böhmen eingewanderten Wolfgang Preußler, der im Jahre 1617 mit Erlaubnis des Grafen Hans Ulrich von Schaffgotsch die Glashütte an der Weißbach gründete. Die Hütte stand dort, wo sich später das Sanatorium "Hochstein" befand. Das Weißbachtal selbst mit Hinter-Schreiberhau (700 – 800 in) liegt muldenförmig am Abhang des Hohen Iserkammes am Fuße des Hochsteinmassivs.

Wolfgang Preußler starb 1620 und hinterließ die Glashütte seinem 1596 in Böhmen geborenen Sohn Hans, dem 1644 der Kaiser (der Schaffgott'sche Besitz war nach dem Tode von Hans Ulrich von Schaffgotsch vom Kaiser konfisziert worden) die von Schaffgotsch verbrieften Rechte nicht nur bestätigt, sondern sogar erweitert hat. So erhielt Hans Preußler ein kaiserliches Privilegium zur Errichtung einer Mühle, einer Brauerei und Böldnerie. Die Tätigkeit dieses tüchtigen und umsichtigen Glasmeisters beschränkte sich aber nicht nur auf Schreiberhau, wo er die Glashütte an der Weißbach mit Nutzen und Energie bis zu seinem Tode betrieben hat. 1654 kehrte er vorübergehend in seine Geburtsheimat Witkowitz in Böhmen zurück, wo ihn der Prager Kardinal Graf Harrach mit dem Wiederaufbau der dortigen im 30jährigen Krieg zerstörten Glashütte beauftragte, die sein Vater 1616 verlassen hatte. Auch hier erhielt er viele Privilegien und ein 1044 m hoher Berg am Wolfskamm wurde ihm zu Ehren "Preußlerberg" genannt.

Die Hüttenglocke in Schreiberhau trug die Inschrift: "Hans Preußler, Glashüttenmeister 1655". Er starb 1668 im Alter von 72 Jahren an der durch den Gedenkstein bezeichneten Stelle durch Schlaganfall, als er reitend von einem Besuch des Quarzsteinbruches am Weißen Flins vom Hohen Iserkamm ins Weißbachtal zurückkehrte. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang, dass von dem großen Quarzstock am Weißen Flins, der sich durch eine vorzügliche Reinheit auszeichnete, die Glashütten im schlesischen Iser- und Riesengebirge jahrhundertlang gezehrt haben, so u.a. auch die von der Glasmacherfamilie Friedrich 1575 errichteten Hütte am böhmischen Furt in Schreiberhau.

Wanderte man von dem Preußler-Gedenkstein in Hinter-Schreiberhau die Alte Zollstraße weiter bergan, so gelangte man auf der Kammhöhe zum Wegstein Nr. 17, der auch "Branntweinstein" genannt wird und 999,5 m hoch liegt. Der Weg, der hier rechts von der Zollstraße abzweigte und über den Iserkamm ins Queistal führte, hieß im Volksmund der "Kirchweg". Zur Zeit der Gegenreformation zogen auf diesem Gebirgspfad die evangelischen Bewohner von Schreiberhau zu Taufen und Hochzeiten über den Hohen Iserkamm und Flinsberg nach Meffersdorf und andere damals zu Sachsen gehörende evangelische Zufluchtskirchen in der Oberlausitz. Es war dies die bewegte Zeit der "Buschprediger", in welcher die des Landes in Schlesien verwiesenen evangelischen Geistlichen an verschwiegenen Orten in den großen Gebirgswäldern das Evangelium verkündeten und die Sakrament

austeilten, vereinzelt auch aus Böhmen in die evangelische Lausitz emigrierte Prediger, welche den nach Schreiberhau geflüchteten Böhmen auch tschechisch predigten.

Als beliebten Versammlungsort der evangelischen Schreiberhauer zu diesen Waldgottesdiensten nennt der katholische Visitationsbericht von 1687 S. 297 den "Mönchswaldt", der nahe dem heutigen Eisenbahntunnel auf der Hartenberger Seite des Iserkammes liegt. Ein junges Brautpaar, welches mit großer Erbauung die Pfingstpredigt eines "Buschpredigers" gehört hatte wollte sich von diesem protestantischen Geistlichen in der Kirche in Meffersdorf in der Oberlausitz trauen lassen. Aber anstatt im Sommer bei der schönen Jahreszeit den beschriebenen Weg über das Gebirge zu machen, hatte es mit seinem Vorhaben bis kurz vor Weihnachten gewartet. Inzwischen war aber der Winter eingekehrt. Es bestand damals in der Stadt Hirschberg schon eine der sechs evangelischen "Gnadenkirchen" deren Bau den schlesischen Protestanten im Jahre 1706 laut Vertrag zwischen Karl VII. von Schweden und Kaiser Joseph I. zugestanden worden war. Der Fußweg von Schreiberhau nach Hirschberg wäre zwar weiter, aber bei der vorgeschrittenen Jahreszeit besser zu gehen gewesen als der beschwerliche "Kirchweg" über das Gebirge. Doch das junge Paar hatte sich für die Zufluchtskirche in Sachsen entschieden.

Es soll wenige Tage vor dem heiligen Abend gewesen sein, als das Brautpaar zu seiner Kopulierung aufbrach, nachdem es sich zuvor beim katholischen Pfarrer in Schreiberhau den "Permissionszettel" (Erlaubnisschein) abgeholt hatte, ohne den auf Grund landesherrlichen kaiserlichen Gebots die Trauung nicht vollzogen werden durfte. Es hatte im Gebirge noch nicht viel Schnee gelegen, doch war das Wetter dunstig trüb und kalt gewesen. Bis zum Branntweinstein auf der Kammhöhe war das sich liebende Paar rüstig vorangekommen, doch hatte es unterwegs zu schneien begonnen und sich ein starker Wind erhoben, der sich aber auf der ungeschützten Kammhöhe zum Sturm mit dichtem Schneetreiben steigerte. Das Vernünftigste wäre nun gewesen, sofort umzukehren und ins Tal zurückzugehen, doch das junge Paar hoffte offenbar, nach Überschreiten der Kammhochfläche im Schutze des Hochwaldes wieder sicheren Weg zu finden. Bei dem mit unbändiger Gewalt tobenden Schneesturms aber hatte das Brautpaar bald die Orientierung verloren, war vom Wege abgekommen und stundenlang in dem urigen und felsigen Gebirgsstocke hin und her geirrt, bis es schließlich vollkommen erschöpft bei einem hohen Felsblocke mit dachartigem Vorsprung etwas Schutz vor dem rasenden Sturm gefunden hatte. Hier hatte der Bräutigam, da inzwischen die Dunkelheit eingebrochen war, eine Höhle in den Schnee gegraben, in der sie die Nacht verbringen und am frühen Morgen ins Tal zurückkehren wollten. Dabei waren sie eingeschlafen und erfroren.

Seitdem heißt dieser Felsen am Iserkamm in der Nähe der Abendburg der "Brautstein" und es war Brauch geworden, dass junge Paare, die den Bund fürs Leben schließen wollten, vor ihrer Eheschließung zu dem Felsblock auf der Kammhöhe pilgerten und dort zur Erinnerung an das sich liebende Paar Blumen niederlegten. Auf dieser historischen Begebenheit fußend, schrieb während des zweiten Weltkrieges die Dichterin Margarete Passon-Darge in Schreiberhau die geschichtliche Winternovelle "Der Hochzeitsweg", die in ihrer schönen Sprache und Schilderung an Adalbert Stifters wundersame Weihnachtserzählung "Bergkristall" erinnert. Die Dichterin, welche während ihres Aufenthaltes in Schreiberhau das sogenannte "Berghäuschen" an der Hochsteinlehne (Iserkamm) nahe der Försterei "Am Schwarzen Berge" dicht unterhalb der Sudetenstraße Schreiberhau-Flinsberg bewohnte, wollte mit dieser Novelle, wie sie in

ihrem "Schreiberhauer Tagebuch" bekennt, ihre Dankesschuld dafür abtragen, was ihr diese Landschaft das Jahr über in die Seele gesungen hatte. Wörtlich schrieb sie: "Der Landschaft vor allem soll diese Erzählung gelten; das Menschliche soll ihr würdig sein, einfach und groß, denn darin liegt das Geheimnis des Echten." Und auf dem Schutzumschlag des Buches, das 1947 im Verlag P. Kuppler, Baden-Baden bereits in zweiter Auflage erschien und seitdem leider restlos vergriffen ist, steht: "In diesem edlen und schönen Buch ist verlorener Heimat ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Das Land in dem solche Dichtung geschrieben wird, mag an äußeren Gütern arm sein, das Unverlierbare ewigen Geistes strömt in um so vollkommeneren Akkorden."

Die Dichterin erwähnt in ihrer Erzählung den Ort Schreiberhau namentlich nicht, auch nicht den Namen der beiden Gebirge (Riesen- und Isergebirge), die das weitläufige Gebirgsdorf umrahmen, der ortskundige Leser aber erkennt unschwer den Schauplatz der Handlung, z. B. wenn sie vom Isergebirge in der Einleitung der Novelle schreibt: "Ein Brudergebirge steht ihm (dem Riesengebirge) nördlich gegenüber, von geringerer Höhe, doch ebenso rauh herben Wesens. Ehe es westlich entweicht, verbindet sich der niedrigere mit dem höheren Bergzug. Zwischen ihnen, wie sich öffnende Hände, liegt das Tal; darinnen das Dorf." Heimatliteraturkundige Leser bemerken sogar, dass Margarete Passon-Darge die beängstigend kargen, ja widerlichen Lebensverhältnisse des Bräutigams in dichterischer Freiheit mit eben denselben Farben und Details ausgemalt hat, mit denen der Schreiberhauer Hauptlehrer Wilhelm Winkler in "Erinnerungen aus meinem Leben" (1920) seine verzweifelt bedrückende Weißbachtaler Junglehrerzeit ab 1861 beschrieb. Bemerkenswerterweise ist von sämtlichen Heimatlandkarten nur in der von ihm für seine Heimatgeschichte gedruckten Karte 1:25 000 der Brautstein namhaft eingetragen.

Der Titel des Buches "Der Hochzeitsweg" bezieht sich auf den beschriebenen "Kirchweg" über den Hohen Iserkamm nach der ehemals sächsischen Oberlausitz mit den damaligen evangelischen Zufluchtskirchen in Meffersdorf, Gebhardsdorf und Wiesa. Wie der Meffersdorfer Oberpfarrer und Chronist Johann Ehrenfried Frietsche (1726 – 1796) berichtet, hielt sich von Schreiberhau, seitdem die Stadt Hirschberg die evangelische Gnadenkirche zum Kreuze Christi besaß, nur noch die Glasmacherfamilie Preußler zur Kirche in Meffersdorf, welche dem Gotteshaus 1686 die Orgel, 1692 mehrere große Glasfenster und 1731 den vor dem Altar hängenden Kronleuchter schenkte. Am Schlusse dieses Aufsatzes sei noch erwähnt, dass der letzte deutsche Forstmann im Revier "Hochstein", in welchem der "Kirchweg" zwischen Hochstein (1058 in) und der Abendburg über die Hochfläche des Iserkammes verläuft, der Schreiberhauer Heimatfreund Rudolf Rondthaler war (jetzt wohnhaft in Seevetal, Zum Müllerbek 20), der durch seine zahlreichen Veröffentlichungen zur Schreiberhauer Heimatgeschichte bekannt ist. Aus einer Anzahl neuer Farbfotos, die Herr Rondthaler vom Hohen Iserkamm aufnehmen ließ und freundlicherweise dem Verfasser dieses Beitrages leihweise zur Verfügung stellte, ist ersichtlich, dass der Wald auf dem Gebirgskamm vollständig abgestorben ist. Das vom Graswuchs stark überwucherte Kirchwegel, das kaum noch erkennbar ist, führt unter den gebrochenen und vertrockneten Baumstämmen dahin. Es sind auf den Bildern auch einige Felsblöcke in der Nähe des Kirchwegels zu sehen, von denen einer mit balkonartigem Vorsprung der erwähnte "Brautstein" sein kann. Genaueres müsste jedoch noch von Ortskundigen erkundet werden, vorwiegend von ehemaligen Waldarbeitern und Holzrückern, die Revierförsteranwärter Rondthaler 1945 / 46 zum kleinen Teil aus Schreiberhau, zum größeren Teil aus Seiferschau gewonnen hatte.

Die Quarzgänge im Isergebirge Schwer schmelzbares Mineral In reiner Form Bergkristall Basis zahlreicher Halbedelsteine Schilderungen aus dem Isergebirge von Erhard Krause

Als Nachzügler aus dem großen Schmelzflussbehälter im Erdinnern, aus dem einst der Isergebirgsgranit empordrang, sind Spalten und Hohlräume mit kieselensäurehaltigen heißen Quellen erfüllt worden, deren Ablagerungen zu weißem Quarz erstarrten, denn chemisch ist Kieselsäure- Quarz ein sehr hartes, schwer schmelzbares Mineral, das durchsichtig, aber oft durch Beimischungen gefärbt ist. Die reinste Quarzart ist Bergkristall. Hauptvorkommen ist Quarzsand. Als Felsart treten Quarzit und Quarzporphyr auf; letzteres Gestein aus dichter felsartiger Grundmasse ist mit Quarz und Feldspatkristallen durchsetzt. Wo der Quarz durch Spuren von Schwermetallen gefärbt ist, bildet er viele Halbedelsteine wie z. B. Rauchquarz, Amethyst, Jaspis, Chalzedon, Achat, Opal, Feuerstein u. a. Minerale, die früher auch im Isergebirge auf der als Edelsteinfundort berühmten Kleinen Iserwiese häufig gefunden wurden. Heute ist die "Schatzsuche" allerdings zwecklos geworden.

Das höchstgelegene Quarzvorkommen im Isergebirge befindet sich in 1088 m Höhe am Ostende des Hohen Iserkammes und wird als "Weißer Flins" bzw. als "Weißer Steinrücken" bezeichnet. Durch ihn kam der nahegelegene Badeort Flinsberg zu seinem Namen, der schon im 16. Jahrhundert "im Flinsberge" hieß. Die wildbrüchigen Quarzmassen, die schneeähnlich ins Queistal hinunter leuchten, liegen auf dem Bergrücken frei zutage. Sie lieferten den "wandernden Glashütten" im Schreiberhauer Tal, die seit 1366 urkundlich bezeugt sind und die je nach dem der Wald um sie abgeschlagen war immer höher hinauf in die großen Isergebirgsforste verlegt wurden, durch Jahrhunderte den Urstoff der Glasbereitung. Auch die 1842 gegründete Josephinenhütte hat hier noch eine Zeitlang Quarz für die Glasfabrikation brechen lassen, wovon ein aufgelassener Steinbruch Zeugnis gab. Neuerdings soll das Quarzvorkommen von den Polen ausgebeutet werden.

Die Sage erzählt, dass sich auf dem Weißen Steinrücken ein Götzenbild der heidnischen Sorbenwenden – Flyns geheißenen – befunden habe, das den "weißen Gott" Bielbog verkörperte und das sie anbeteten, bzw. Opfer darbrachten. Auch ist in der Legende von einem funkelnden, schatzreichen Schloss des Abgottes Flyns die Rede, das sich im Innern des Steinrückens verberge und welches nur Auserwählten an bestimmten Tagen sichtbar werde. Im Mittelhochdeutschen steht das Wort Vlins für Kiesel, bzw. für hartes Gestein überhaupt. Dem Quarzgestein des Weißen Flins entspringen das 1., 2. und 3. Queiszwiesel, die drei Quellbäche des Queis, auch entsendet die einsame Berghöhe im Isergebirge die Quellwasser des Kleinen Zacken.

Weitere bedeutende Quarzvorkommen finden sich in den Vorbergen des Isergebirges im Queistal und in dem schluchtenreichen Stadtwald bei Marklissa. Im letzteren wurde gern der "Weiße Stein" besucht, eine wuchtige, blendend schimmernde Quarzmasse. Auch die steilen Felsenufer des Queistales (ein Felsental von romantischer Ursprünglichkeit) sind oft von schneeweißen Quarzadern durchzogen, in denen mitunter blitzender Bergkristall eingewachsen ist. Bei dem Dörfchen Steine, das 1937 nach Engelsdorf am Queis eingemeindet wurde, liegt auf einem Quarzhügel ein großer, behauener Quarzblock, "Totenstein" geheißenen, bei dem es sich um eine alte Opfer- und Begräbnisstätte der Sorbenwenden handeln soll. Tatsächlich wurden in den Jahren 1730 und 1737 im benachbarten Ullersdorf vorchristliche Urnenfunde

gemacht.

Ein vermeintlich Golderz führender Quarzgang gab den Anstoß zur Gründung des einstigen Bergstädtchens und späteren Marktfleckens Goldentraum am linken Queisufer. Man war der Ansicht, dass solche Quarzgänge von goldhaltigen Erzadem begleitet würden, was sich in diesem Fall aber als Trugschluss erwies. Jedenfalls brachte das 1654 dort angelegte Goldbergwerk nicht den erhofften Gewinn und der "Traum vom Golde" erfüllte sich nicht, wie schon der Ortsname Goldentraum andeutet. Der Ort, welcher 1677 die Rechte einer freien Bergstadt erhielt, hat später, als die Kosten der städtischen Verwaltung ihn bedrückten, die Stadtwürde wieder abgelegt und sein altes Rathaus, das in einen Gasthof umgewandelt wurde, beherbergte danach Sommerfrischler.

Offenbar schon frühzeitig sind die Quarzvorkommen im Queistal auch für die Glasbereitung genutzt worden, denn nach dem Flurnamensforscher Dr. Arthur Zobel ist für den Bad Flinsberg benachbarten Isergebirgsort Krobsdorf der Bestand einer früheren Glashütte nachweisbar. Wie Dr. Zobel über die erst nach 1400 belegten Ausbauorte im Heimatbuch des Kreises Löwenberg in Schlesien berichtet, wird anno 1433 "die glasehutte by Fredeberg" (Glashütte bei Friedeberg) und anno 1433 "Nickel Schuwert us der glosehuttin obenig Fredeberg zu Crophdorff" urkundlich genannt. Wie lange diese Krobsdorfer Hütte bestanden hat und wann sie gegründet wurde, ist unbekannt. Bemerkenswert ist, dass anno 1376 ein Glasmeister Nyclas Queisser zu Hohenstadt im böhmischen Isergebirge genannt wird, der vermutlich aus dem Queistal nach Böhmen ausgewandert ist, da der Name Queisser vom "am Queis wohnend" abgeleitet wird. Vielleicht besteht hier ein Zusammenhang mit den ersten Besitzern der Krobsdorfer Hütte, die sicherlich schon im 14. Jahrhundert bestanden hat.

Gleichfalls aus dem Queistal dürfte die Glashütte in Bad Schwarzbach ihren Quarzbedarf gedeckt haben, die dort im Jahre 1651 von einem aus Böhmen eingewanderten Glasmeister namens Martin Schulz erbaut wurde und welche die Errichtung einer Reihe von Glasverarbeitungsstätten in der Meffersdorf-Wigandstaler Gegend nach sich zog. Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts blühte dort die Perl- und Granatschleiferei und drei von dortigen Glashändlern 1731 und 1732 gestiftete prächtige Glaskronleuchter für die Kirche zu Meffersdorf gaben Zeugnis von dem glücklichen Handel mit Glaswaren aus jener Zeit im schlesischen Isergebirge.

Aus dem Friedländer Kreisgebiet sind keine größeren Quarzvorkommen bekannt, es verdient jedoch Bemerkung, dass in der Gegend von Neustadt an der Tafelfichte eine frühere Glashütte vermutet wird, an die noch der von der ehemaligen Buschbrettmühle in Neustadt zur Kirchenruine St. Jacob in Heinersdorf führende "Glaserweg" erinnern soll. Wie verlautet, soll man bei Waldrodungen auf Reste dieser Glashütte gestoßen sein. Interessant ist der Umstand, dass die uralte Kirchenruine dadurch über Jahrhunderte hinweg Mauerreste bewahren konnte, weil die Mauern der um 1300 gegründeten gotischen Kirche in der Hauptsache aus Quarzsteinen zusammengefügt waren. Das Gotteshaus wurde um 1431 von den Hussiten zerstört.

Die alten Glashütten im Gablonzer Kreisgebiet des Isergebirges bezogen den Quarzsand vorwiegend aus dem Friedsteiner Gebiet bei Klein- Skal, wo der dortige Quarzsandstein in Blöcken gebrochen und nach Anfahrt zu den Hütten mit Hilfe von Pochwerken zerkleinert

wurde. Noch ungeklärt ist, woher die abgelegenen Waldglashütten in Friedrichswald (gegründet 1598), Neuwiese, Christianstal und Blattnei das Quarzrohmaterial erhielten. Einen "Weißen Stein" gibt es im Forstrevier Iser, auch den 8 m hohen Granitgipfel am Taubenhaus durchzieht eine Quarzader. Weiterer Quarz kommt am Seibthübel (819 m) und auf der Nickelkoppe vor. Der Buchsteiner Höhenrücken und der Marschowitzter Rücken sind aus Quarzitschiefer gebildet, der hier den Übergang zum Granit vermittelt.

348. Die Wahlen oder Venetianer im Erzgebirge.

(Lehmann, Hist. Schauplatz ec., S. 197 ec. und 250. Schurig, Beiträge zur Geschichte des Bergbaues im sächs. Vogtlande, 1875, S. 36 ec. Gräße, Sagenschatz d. K. Sachsen, No. 256. Documenta oder alte Uhrkunden und Nachrichten, wo hin und wieder im Römischen Reiche Gold- und Silber-Ertze, Goldkörner ec. zu finden sein sollen.

Abteilung in Dr. David Kellner, Schola metallurgica. Nordhausen, 1702. Fr. Bernau in der Comotovia, 4. Jahrgang, 1878, S. 108.)

Generiert: 23 January, 2012, 11:32

Von meißnischen Goldseifen im Ober-Erzgebirge schreibt Mathesius, dass dieselben den Welschen und Fremden viel besser bekannt, als den Inwohnern selbst. Das Wasch- und ledig Gold, das in Flüssen und Forellenbächen wächst, wird oft von Felsen und Gängen abgerissen oder von Grus und Dammerde ausgewaschen und vom Gebirge erledigt, es ist das edelste und reinste Gold, dem Kronengolde gleich gehalten und ist ein Quentlein mit 38 Groschen bezahlt worden.

Solche Goldkörner, Flietschen und „Flämmigen“ sind an Farbe und Gestalt nicht einerlei, etliche sind rot wie rostig Eisen, andere grau, etliche rau und blaufarbicht, etliche wie Pech, andere dunkel und durchsichtig wie die Granaten, etliche mild und mürbe, andere zerspringen im Schlag wie Glas, etliche sind viereckig, etliche groß wie die Erbsen und Bohnen, andere lassen sich „flötschen“ wie Blei, und diese hält man für die besten. Solche Goldkörner, die sich flötschen lassen, hat man am Schallerberg um Lengefeld in Brunnen und Bächen gefunden. Alle Bächlein an der Zschopau, die vom roten Haus auf den Stolzenhain in das Grenzwasser am Weinberg (Weipert) fallen, haben gediegene schwarze Goldkörner bei sich geführt, und die, so sich darauf verstanden, in kurzem reich gemacht. Im Grenzwasser Pila (Pöhla) hat man ebenfalls gute Goldkörner gefunden, die sich auch flötschen lassen, desgleichen im Bächlein Conduppel schwarze Körner, die man auf dem Amboss breit schlagen konnte. Im Preßnitzer Wasser haben die Alten gut Gold gewaschen, und hinter dem Spitzberge über Jöhstadt hat der Bach viel und gute Silberkörner gegeben und heißt noch davon der Silberbach. In allen Bächen zwischen Wolkenstein und Annaberg, die in die Zschopau fallen, hat man Granaten gefunden, in Farbe schwarz, braun und rot, als der beste Zusatz zum Gold, außerdem Amethysten und Körner, dem Eisenstein gleich und so gut als Rheinisch Gold. In Forellenbächen um Marienberg, Fernrückertswald und Glashütte haben die Alten gediegene Goldflietschen klein und groß gewaschen, die sich auch flötschen lassen. Daher auch die Forellen, die in solchen Goldbächen wachsen, Auratae genannt, von Gold, nicht eben ab aureolis maculis, dass sie goldfärbig wären, dieweil sie um Annaberg und Scheibenberg auch gemeinlich mit schwarzen Sprenglein gefunden werden, sondern von goldführenden Bächlein, oder bei sich führendem Golde, wie andere wollen. Am Schwarzwasser und seinen Einfällen über und um Platten,

Gottesgab und Breitenbrunn, in ihren Zinn-, Lauter- und Küheseifen von der Goldenen Höhe herein, werden noch bis jetzt Goldflietschen im Ausmagneten und Reinmachen des Zinnsteins in Federkielen gesammelt, und bisweilen seine Stüflein gediegenen Goldes gefunden, welche von Chymisten höher denn ander Gold gehalten werden. An der Schneeberger Mulde um Schneeberg, Auerbach, Dörrbach, Fletschmaul u. s. w. werden auch Goldflietschen gefunden, und bei Eibenstock hat in einer Seifen, der Goldbrunn genannt, ein Mann des Tages 1 1/2 Pfund Goldkörner waschen können, davon ein Pfund 14 bis 18 fl. gegolten. Dieser Goldreichtum war die Veranlassung, dass sich seit mehreren Jahrhunderten Ausländer einfanden, welche umher zogen und Gold in Flüssen und in der Erde aufsuchten, dasselbe mit sich nach Hause trugen, daselbst gut machten und sich dadurch großes Vermögen erwarben. Man nannte diese Leute Wahlen oder Venetianer, weil sie größtenteils aus Venedig her kamen, sie stammten aber auch aus Florenz, Veltlin, Wallis, Graubündten und aus Walheim bei Mecheln in den Niederlanden. So haben zu Gablenz im Schönburgischen an einem Orte im Oberdorfe Venediger alle Jahre Goldkörner „ausgeküttet“, und nach Auffindung der Bergwerke zu Annaberg sind die Wahlen auch dahin gekommen und haben das reichhaltige Erz geschmolzen und auf eine bessere Art gut gemacht, als die dasigen Bergleute konnten. Man kennt von solchen Wahlen u. A. folgende mit Namen: Dr. Markus und M. Hieronymus von Venedig und Piger, Antonius von Florenz, Bastian Dersto von Venedig, Matz Nic. Schlascau, Adam und George Bauch, Christoph und Hanß, Friedrich und Barthel Fratres und Moses Hojung von Venedig, die sich von 1400 bis 1608 im Gebirge aufgehalten haben oder an Flüssen ertappt worden sind. Übrigens scheinen diese Leute sehr oft von guter Herkunft gewesen zu sein. Wahlen werden nach der Überlieferung auch als Gründer des Bergbaus im Vogtlande bezeichnet. Die Orte, an denen die Wahlen Gold oder Edelsteine gefunden, haben sie fleißig angemerkt und in Büchlein, sogenannte Wahlenbüchlein, eingetragen, wobei sie sich merkwürdigerweise der deutschen und nicht ihrer Landessprache bedienten. Zur Orientierung schnitten sie in Bäume oder meißelten sie in Felsen bestimmte Merkzeichen ein. Sie bedienten sich auch vieler abergläubischer Mittel, so z. B. haben sie zum Schmelzen, Rosten und zur Verwandlung der Metalle einzelne Kräuter gebraucht, wie das Mondkraut (Lunaria), bei Aufgang der Sonne im vollen Mond gepflückt, ferner Goldwurzel oder Martigen, Mondraute und Eisenkraut, auch Taubenkraut genannt. Sie sollen aber auch die Erze verthan oder verzaubert haben, damit sie niemand als sie finden könne. Sie sollen deshalb ein Stück Holz von einem Sarge genommen und an solche Orte, wo Körner, Erz oder sonst Metalle sind, oder in einen Baum in der Nähe eingeschlagen haben, und niemand habe sie dann ausfindig machen können, es sei denn, das Holz wäre verfault oder herausgefallen. Auch sollen sie Totenköpfe in die Brunnen und Erzgruben geworfen haben, die erst entfernt werden mussten, wenn man etwas finden wollte, ja zuweilen sollen sie einen bösen Geist dahin gebannt haben. Gleichwohl gab es auch wieder Mittel, um diesen Zauber aufzuheben, so wurde folgendes angegeben: „Kreuch dreymal rücklings vorne um das (verzauberte) Loch, wenn es nicht aufgethan, so ist's auf jener Seite verthan worden und so hast du es auf dieser Seite noch einmal verthan: So gehe und kreuch auf jener Seite sechsmal rücklings herum, so tust du jenes und deines auf, dann wirst du es recht finden, also kannst du auch alle anderen Sachen, die vertan sind, wieder aufmachen, sie mögen verzaubert sein, wie sie wollen.“ Jedenfalls sind die Wahlen bergverständige Leute gewesen und deshalb hat der Aberglaube sie zu Zauberern und Teufelsbannern gestempelt. Einige Proben aus obengenannten Wahlenbüchern, soweit sie sich auf das Erzgebirge beziehen, mögen hier Platz finden. „Im Tharandischen Walde liegen Erz- und Kupfergänge so reich an Gold und Silber, dass es nicht zu beschreiben. Wenn man von Höckendorf geht, darunter liegt ein Bergwerk, ist so reich an Silber, dass Erzgebirge Museum

<http://www. erzgebirge-museum.de> Powered by Joomla! Generiert: 23 January, 2012, 11:32 vor
viel tausend Thaler daraus genommen worden. Nicht weit davon liegt der graue Stollen, da
fließet die Weißeritz, über dem Wasser nach dem Tharandischen Walde, dem Berg hinauf liegt
ein reiches Bergwerk, darinnen Rothgülden- und Glaserz am Bruche stehet, auch bereits das
Wahrzeichen an einem Baume zu finden, eine spitze Keulhaue und unter dem Baume ein
großer Stein, darauf drey Kreuze gehauen. Weiter hinauf in dem Walde wird man mehr
Zeichen an Bäumen finden, und mitten durch die Bäume streichet ein sehr mächtiger
Kupfergang einer Ellen breit, und liegt der ganze Mann da, nach dem Wasser der halbe Theil,
der Arm nach Freiberg, und das ganze Corpus liegt nach dem Tharander Walde, wie die
Zeichen vermelden. Zu Höckendorf, wo das Silber-Bergwerk ist, welches aber durch Gottes
Strafe wegen Übermuths überschwemmt ist, hat ein Bauer 1660 gediegen Silber ausgeackert.“
„Bei Dippolswald ist ein Dorff, das heist Rotenbach, davon eine Meile bricht guter gelber Kieß,
der ist sehr gut.“ „Henichen (Hainichen) ein Städtlein 2 Meilen von Freyberg, darbey liegt ein
Dorff, heist Machern, alldar ist ein Waschweeck von guten Körnern und Gold, liegt nicht weit
von Ottendorff an der Waldeck, da man durch den Wald gehet.“ „Bey der Zella in dem Wald
bey Sibeln (Siebenlehn) und Nossen an der Mulda gelegen, da liegt gut Ertz und ein guter
blauer Schiefer.“ „Bey Frauenstein ist ein Fluß gelegen, 2 Meilen etwa von Soda (Sayda?), bey
einem Gerichte, da findest du zween Wege, einen zur rechten, den andern zur linken Hand, da
gehe den Rasenweg fort, derselbe führt dich an einen Steig , dem folge nach , so kömmt du an
ein Wasser, die Grimnitz (Gimlitz?) genandt, gehe daran wohl hinauff und zwart zur rechten
Seite desselben, so kömmt du an einen alten Graben , da vorzeiten eine Mühle gestanden ,
folge demselben abermahls nach, so kommest du an einen Fluß, darinnen Forellen sind, der
führet Körner, die sind wie natürlich Gold, und hab ich Hieronymus Weigard Hauß und Hoff
davon erbauet. NB. Wenn die Körner naß sind, sehen sie schwärtzlich aus. Gehe von dar
weiter die Grimnitz hinabwärts, biß du zu einem Steige kommest, gehe aber nicht darüber,
sondern den Weg , der da das Holtz herab gehet, so kommest du wieder an einen Fluß, dem
folge nach, so kommest du an ein Brüchig, wasche dar, so findest du schwarze Körner, die ich
nicht genugsam verloben kan, ihres Nutzens wegen. Darnach gehe über die Grimnitz zurücke
auff eine halbe Meile Wegs, da wirst du an einen großen Berg kommen, nahe bei einem Dorff,
Lichtenberg genannt, da findest du gegen das Dorff am Berge weiße Letten, so sehr gut
abzutreiben ist.“ „Bey Marienberg zwischen dem Olbernhause und Katternberg (Olbernhau und
Katharinenberg) bricht ein spißiger Maecasith in einem schwarzen Schiefer.“ „Bey Zwickau
liegt ein Dorff, heist Rotenbach, daselbst soll ein Bach seyn, welcher Gold und Silber-
Granatenstein führet. Item bey einem andern Dorff, so eine Meile von Zwickau lieget,
Nahmens Hartmanns Grünen, findet man auch Körner, die sich fletschen lassen. Item zur
Neumaeck anderthalb Meilweges von Zwickau ist ein gut Gold-Seiffen, und bricht auch Silber
und Antimonium daherum.“ „Wenn du kommest gegen Dürresbach oder Auerbach, frage nach
dem Fluß-Maul oder Fletschmaul, darnach Eibenstock, allda frage nach dem Gold-Brunnen,
darinnen sichere und suche, so findest du schwarze Körner, deren 1 Pfund 14 biß 18 fl. gilt.
Diese Gelegenheit ist eine Meile vom Schneeberg, und kannst du in einem Tage 1 biß 2 Pfund
waschen.“ „Hinder Otten im Voigtlande auf der Kutteneide gehe zu oder vor St. Peters -
Capell bei 2. Ackerlänge, gegen dem Großleinwerts, so kömmt du zu einen hohen Felsen,
darbey ist nahe ein alter Glaßofen, und hat vorzeiten eine Glaßhütte daselbst gestanden, da
findest du ein weiß Wasser gegen dem schwarzen Berge zu, darinn sind gute Goldwasch-
Körner enthalten, bißweilen als Erbsen oder Bohnen groß. Willt du allda nicht waschen, so
gehe wiederum hinab zum Hirschberge, da kommest du zu einen abgeschnittenen Baum, von
diesem Baum gehe eine Ackerlänge, so kömmt du zu einer zwieselichten Gabel, daselbst lege

dich nieder auf die Erde, und höre wo Wasser rauschet unter der Erden, räume das Moos daselbst hinweg, so auff Holtz, gegen Mitternacht zu gelegt ist, so wirst du einen Ertzgang antreffen, welcher das herrlichste Gold führet. Von dannen gehe weiter auff dem Rasen fort gegen Mittag vom Holtze an, da wirst du zu einen Brunnen kommen, in selbigen ist noch das schönste Gold enthalten. Von diesem Brunnlein gehe dem Wasser, das daraus entstehet, nach, so kommst du an ein Steingewölbe, da warte auff. Item Bey der Capellen unter den Fenstern gegen Mittage wirst du eine Hand in einen Baum geschnitten finden, die weiset dich nach der ziehnen Gabel, da kömst du zu einen Brunnlein, woraus die Zwoyt (Zwota) entspringt, dem Fluß gehe nach zu der ziehnen Gabel, daselbst suche, so wirst du viel Gold finden. Item Wenn du zur Kutteneide, bey St. Peters Capell, bist, so frage nach St. Peters-Brunn, und gehe dem Flusse nach, biß er in einen andern Bach fällt, daran gehe förter und siehe dich um, so findest du ein Zeichen in einer Tanne und eines in einer Fichten, so nicht weit von einander stehen, dazwischen suche, da wirst du einen Schacht finden, der ist verdeckt, mache denselben auff, so findest du einen gelben Gang, von guten Gold-Ertz, davon das Pfund 10 fl. gilt. Item, Auff der Kutteneide frage nach Weyher, ist eine Meile davon ein Dorff, daselbst liegt eine Mühle, heist die Geigers-Mühle, am Bach, ein Armbrust-Schuß weit davon zur linken Hand ist ein Felsen, darinn bricht ein schöner Gold-Talck und sonst noch ein schwarz Ertz, das ist Maecasith.“

„Von Großlitz (Graslitz) aus gehe über eine Wiese am Wasser hinauf und siehe dich nach einer Buchen um, daran ein Kreutz gehauen ist, von derselben gehe einer Ackerlänge am Berge hinauff, so wirst du eine sehr große alte Fichten finden und nahe dabey einen alten Stollen, darinnen ist ein Gold-Ertz-Gang, dessen Pfund ist vor 14 fl. Verkauft worden. Item. Wenn man von Großlitz aus der Holen geht, so kommt man zu einen Fohrenbach, der fleust Kreutz weiß über den Weg, daran gehe zur rechten Hand hinauff so lange biß an die Quelle desselben Baches, daraus er entstehet, die liegt auf einen hohen Berg, und wirft viel Sand aus, den sichere, so wirst du schwarze Körner finden, die viel Gold halten, davon das Pfund 15 fl. gilt.“

„Zu Schöneck frage nach der Helle und gehe von dar um St. Johannis Tag, bey St. Peters Capelle, der auffgehenden Morgensonne gerad entgegen, biß zu Mittags 11 Uhr, so kommst du auf eine weite Heide, da eitel Birken stehen, davon gehe zwei Steinwürffe gegen Mittag zu, so kömst du an ein Gemöß bey einem Wässerlein, räume das Gemöß hinweg und grabe daselbst ein, so wirst du einen großen Reichthum von Gold antreffen. Item. Im Holenstein eine halbe Meile von Schöneck ist ein Stollen, darinnen bricht ein Quartz, so weiß Gold-Ertz hält.“

„Auffm Schneeberg frage nach dem Schloß Wiesenburg, dabey fleust ein Wasser hinweg, an diesem gehe aufwärts fort biß du kommst dem Schafstall gleich, daselbst stehet ein Teich, über diesem Teich suche in dem Wässerlein, so wirst du viel und gute reichhaltige Gold-Körner darinn finden, welche dir die Mühe wohl belohnen werden.“

„Eisenberg ist ein Schloß also genennet, laß dasselbe auff der linken Hand liegen und gehe gerichts nach demselben wohl hinauff, auff den Kamp, und gehe gegen der Sonnen-Auffgang, nach Brix zu, auf dem Kamp, dann gehe auff das Schadehauß, so nahe darbey liegt, wenn du darhinder kommst, so kehre dich um, und wende den Rücken nach Erzgebirge Museum <http://www.erggebirge-museum.de>

Powered by Joomla! Generiert: 23 January, 2012, 11:32der Sonnen-Auffgang, siehe von dar wieder auff oder nach den Kamp, so wirst du einen Rasenweg, auff St. Katharinberg zu, erblicken, dann gehe einen guten Armbrust-Schuß weit, nach dem Kamp zu, hinein, da wirst du einen Steinfelß finden, dem stelle dich zur rechten Hand, gegen das schlimme Thal nach dem Schadeberge zu, und gehe daselbst im Thal nach 2 Hügeln gerade fort, so wirst du in einer Tannen eine Hand eingeschnitten finden, von derselben kömst du zu einem Wasser, das zwischen dem Schottenberg hinflust, da kannst du viel Gold waschen.“

„Wenn man von Brix auff Seida gehet, in dem Wald fleust ein Wasser, darinn sind gute Körner,“

„Zwischen

Krohenzahl (Cranzahl) und Breßnitz fleuset ein Wasser, darüber gehet ein Brücklein und nicht weit davon stehet ein großer Baum mit einem krummen Ast, als ein Arm, da findet man schwartze Körner, die man auff einen Amboß breit schlagen kann.“ „Bei Kupferberg liegt ein Dörfflein, heist zum Holitsch an einem Berge bei dem Halß-Gericht, daselbst findet man je zuweilen auch gediegene GoldKörner.“ „Auff Satzunge gegen Konnetur (Komotau?) nicht weit von einem Wege, da stehet eine Stein-Tanne, auf welcher Wurtzel ein Zeichen eingeschnitten ist. Nicht weit davon soll ein Wässerlein fließen, und um die Tanne ist eine Grube, in welcher ein schöner Goldhaltiger Maecasith bricht.“ „Schlackenwerth oder Schlackenwerda. Frage hiervon nach der Eger in die Nössel, wohl hinten am Steige findest du ein Loch in dem schwarzen Brand, kreich darein, so wirst du viel Gutes antreffen.“

„Hawenstein (Hauenstein) liegt eine Meilwegs von Schlackenwalda, von Hawenstein gehe in das Gründlein unter die Fichten, da der gestümmelte Baum stehet, allwo der liebe Gott dran hengt, und von dar weiter zu einen Felsen, etwa einer Ackerlänge vom alten Hammergraben, da ist ein Loch inne, worinnen viel weiß Gold enthalten ist, welches nach der Cementation dem Arabischen und Ungarischen gleich ist. NB. Lieget nach dem Fichtelberge zu.“ „Von dem Hauenstein, da man in den Stollen gehet, fleust ein Wasser herab in die Eger an den jungferstein, dasselbe Wasser hat gute Körner, so viel Gold halten, das ist das reichste Seiffenwerk im ganzen Böhmerland. Diese Körner sind schwärtzlich und gediegen.“ „Im Walde bei Hasenstein (Hassenstein) unter einer Tannen, so gezeichnet ist, stehet ein Gang Spannen breit oder mächtig, welcher eine große Feste neben sich hat, darinnen ist ein sprenglichter Kieß, hält 12 Loth.“ „Item. Von dem Hasenstein frage und gehe nach einem Dorff, heist Brunnersdorff, gehe von dar ferner oben bey dem Dorff und der Mühlen hinaus, und frage nach einem Dorff, heist Wernersdorff, so nicht weit davon ist, alldar gehe auch oben die Straß nach dem Klösterlein, so kömmt du zu einem Dorff, ehe du in das Städtlein kommst, heist Zirnabis, und an der Straßen vor dem Dorff findet man Amethysten am Wege und Äckern. Zur rechten Hand nach dem Gebirge, etwa einen Armbrust-Schuß dem Berg hinan, da ist ein Loch, kreich darein, so findest du einen Gang voller Amethysten.“ „Hagensdorff liegt nicht weit von Hasenstein, oder Hasendorff und Bleißdorff, bey diesem Hagensdorff hat vor Zeiten ein Kloster gestanden, wie noch zu sehen ist, darzu gehe, so findest du ein Berglein wie eine Mauer, darunter ist ein Stollen, in welchem man viel Granaten findet, ja! wenn man suchet, auch auff den Äckern daherum. Desgleichen auch auff dem Hasenstein im Eichwald, über dem alten Kloster. Item zum Hauenstein bey der Hauß-Mühlen ist ein schöner Goldgang.“ „Item. Bey Zirnisch ist ein Gründlein auff der rechten Hand, das heist die Schona, ist ein Wasser, darinnen hat ein Hirte geseiffet oder gewaschen und viel Gold funden, daher er sehr reich worden, und seinen Hirtenstand verändert, Massen er feine Güther an einem ihme gefälligen Orthe erkaufft und sich sehr wohl eingesetzt hat.“ „Item. Von den Caden an der Eger hinauff fleust ein Wässerlein, welches von Hauenstein in die Eger fleust, darinn findet man in weißen Quärtzlein gediegen Gold, und ist der reichsten Seiffenwerken eines in gantz Böhmen-Land. Dergleichen Quärtze und Gold-Körner findet man der Orthen herum fast viel in den sandigten Flüssen und Wasser.“

„Item bey Caden im Steinbruch stehet ein Letten eines Fingers breit, dessen Centner hält 14 Loth Silber.“ „Item Bey den vierzehn Nothhelffern nach dem Klösterlein über der Steinern Brücken, jenseits des Spitzberges in der Silberbach, hat ein Hirte in einem Tage, nebst seiner Huth- und Weide-Verrichtung, ein Loth Gold gewaschen, an Körnern, die er vor Gold nur angesehen und erkennet hat, die andern hat er ohnerkandt weggeworffen.“ „Zur Hohen Tanne am Galgenberg, bey der Silberbach, da die zwey Flüßlein einen Steinwurf weit herabfließen, findest du einen alten Stumpff von einer abgehauenen Birken, in welchen ein Bilgramsstab geschnitten ist mit einem Sack. Zwischen dem Stumpff und Bach findest du eine Hurt, die hebe

auff, darunter ist ein Loch in Stein gearbeitet, in welchem ein Gang einer Ellen breit des herrlichsten Gold-Ertzes ist. Kanst du die Hurt nicht flugs finden, so rumpele oder stöhre mit den Füßen oder Stock zu rings umher, biß du es hörest dummeln, allda wirst du viel Gold finden.“ In der Umgegend von Elbogen erzählt man, dass alte Leute noch im vorigen Jahrhunderte Goldsucher aus Welschland angetroffen hätten, welche mittelst Wünschelrute und Haue den unterirdischen Schätzen nachspürten. Besonders geschah dies am sagenreichen Krudimberge. Doch hat man sie niemals bei ihrer Arbeit, sondern stets vor und nach derselben gesehen. Bei dem Dorfe Steinmeißl bei Elbogen sahen Waldarbeiter aus den „Grundhöhlen“ durch eine Art Rauchfang Rauch aufsteigen, doch nie konnten die Leute entdecken, wer das Feuer angemacht. Man meinte, dass es Venediger gewesen, die hier und im Hans-Heilingsthale Erze suchten. Der Wald bei dem Hornesbauerhofe war einst für Venediger ein wichtiger Fundort von Erzen. Besonders sollen sie in einer Höhle an der Morgenseite der Felsen ihr geheimnisvolles Werk getrieben haben. Es ist das eine Höhle, welche sich, wie die Sage berichtet, am Karfreitage öffnet, so dass man in die Felsen hineingehen und Schätze heben kann. - In Platz wird erzählt, dass ein Italiener (Venediger) namens Antonio Stoll hier auf Silber einschlug und wirklich in zwei Bergwerken Silber fand, von dem er auch an die Regierung abgeliefert hat. Die Zeit, wann dies geschah, ist unbekannt. In den Vorbemerkungen zu diesem Abschnitte unserer Sagen wurde bereits darauf hingewiesen, dass sich die Überlieferungen von Gold suchenden Venetianernaüßer im Erzgebirge auch in anderen deutschen Gebirgen vorfinden. Das Volk verlegt ihre Heimat fast durchgängig nach Venedig, wo sie prachtvolle Paläste besitzen und von wo sie in gewissen Zeiträumen wiederholt kommen. um die deutschen Gebirge zu durchstreifen. Im Zlatorog von Rudolf Baumbach wird ihr Treiben folgendermaßen geschildert : Der alte Jaka lacht ganz eigentümlich, Wenn Venetianer kommen in das Tal. Er weiß recht wohl, warum die klugen Welschen Verlassen ihre frönen Marmorhäuser Alljährlich, um die Berge zu durchstreifen. (Er spricht:) - - - Was -, frag´ ich, treiben Die Venetianer denn bis in den Spätherbst? Warum denn kriechen sie durch alle Schlugen Der Berge mit dem Hammer und dem Gürtel? Warum denn schleichen sie durch alle Bäche Gleichwie die Otter, der verschmitzte Fischdieb? Warum sie´s tun? Sie suchen Gold und finden´s, Denn Gold in Menge liegt in unsern Bergen, Nur weiß es nicht ein jeder auszuspiiren So gut wie jene klugen Venetianer. Sie wühlen aus der Erde und sie Erzgebirge Museum <http://www. erzgebirge-museum.de> Powered by Joomla! Generiert: 23 January, 2012, 11:32schmelzen Aus Kieselstein und waschen aus dem Bachsand Das gelbe Gold und schleppen´s in die Heimat. Erzgebirge Museum <http://www. erzgebirge-museum.de> Powered by Joomla!

Venetianer

Walen oder Welsche sind Bezeichnungen für fremde Mineraliensucher, die meist aus Venedig kamen und um die sich viele Sagen in Mitteleuropa ranken.

Inhaltsverzeichnis [Verbergen]

1 Historischer Hintergrund

2 Bedeutung als Sagenfigur

3 Literatur

4 Weblinks

Historischer Hintergrund [Bearbeiten]

Für die Glasproduktion um 1500 in der damaligen Republik Venedig waren Zuschlagstoffe,

z.B. Braunstein, erforderlich, die dem Glas seine berühmte Klarheit verliehen (venezianisches Spiegelglas). Deshalb wurden Mineralsucher in die Alpen ausgeschickt, um diese Substanzen zu sammeln. Auch manche Färbestoffe für das Glas wie Kobalt waren in Italien nicht in ausreichendem Maße zu finden und wurden in weit entfernten Gebirgsgegenden wie dem Riesengebirge und dem Erzgebirge gesucht.

Es wird jedoch vermutet, dass die Bezeichnung „Venediger“ nicht auf die Mineralsucher italienischer Herkunft beschränkte. Vielmehr wurden damit auch reiche, im Bergbau tätige Kaufleute bezeichnet, die zwar nicht aus Venedig, sondern größtenteils aus Deutschland stammten, mit Venedig jedoch regen Handel trieben.

Bedeutung als Sagenfigur [Bearbeiten]

Die zur Mineralsuche ausgesandten Menschen machten zwar gelegentlich Andeutungen über den Wert der gefundenen Mineralien (Der Stein, den der deutsche Bauer nach der Kuh wirft, ist mehr wert als die Kuh), doch blieb der Verwendungszweck außerhalb Venedigs weitgehend verborgen. Das führte im Volk zu der Annahme, die Venetianer würden Gold sammeln. Viel später auftauchende Walenbücher, die angeblich Notizbücher der Mineraliensammler sein sollten und bei sorgfältigem Studium zu Goldfunden führen könnten, bezeichnet R. Schramm jedoch als Fälschungen. Dennoch wurden solche Bücher in relativ großer Zahl gedruckt und riefen eine große Zahl von Kuxgängern auf den Plan, die ebenfalls in den Bergen nach geheimen Schätzen suchten. Hinweise auf solche Schätze sollten die so genannten Walenzeichen liefern, die von den Walen auf Felswänden zur Markierung und zum späteren Wiederauffinden eingeritzt worden sein sollen.

Aufgrund ihrer fremden Sprache und ihres unverständlichen Tuns in den Bergen wurden den Venetianern oft magische Eigenschaften zugeschrieben: Die sagenhaften „Venediger Mandln“ konnten angeblich fliegen, hatten ihr geheimes Wissen direkt vom Teufel und belohnten arme Bauern für gute Taten fürstlich. Die meisten dieser magischen Eigenschaften sind auf reale Vorkommnisse zurückzuführen: Die Venetianer tauchten häufig überraschend auf und verschwanden schnell auch wieder und dürften manchmal hilfreiche Einheimische mit großzügigen Trinkgeldern belohnt haben. Der in den Sagen häufig beschriebene mysteriöse „Berg- oder Schatzspiegel“ der Venediger wird heute als einfaches, der Bevölkerung aber unbekanntes Vergrößerungsglas oder Goldwaschpfanne interpretiert.

Literatur [Bearbeiten]

Christian Gottlieb Lehmann: Nachricht von Wahlen, Frankfurt/Leipzig 1764 (Digitalisat)

F. Wrubel: Sammlung bergmännischer Sagen, 1883

Heinrich Schurtz: Der Seifenbergbau im Erzgebirge und die Walensagen, Stuttgart 1890 (Digitalisat)

R. Cogho: Die Walen oder Venediger im Riesengebirge, 1898

Leo Winter: Die deutsche Schatzsage, Köln 1925

Rudolf Schramm: Venetianersagen von geheimnisvollen Schatzsuchern. Leipzig: VEB Deutscher Verlag für Grundstoffindustrie, 1. Aufl. 1986, 2. Aufl. 1987, 3. Aufl. 1990

Pyrker, Eva-Maria : Der Bergname Venediger und die Sagen von den Venedigermandln : Ein Versuch zu ihrer historischen Erklärung. - Innsbruck, 1971. - (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, S. 215 - 226)

Weblinks [Bearbeiten]

Von alten Walenzeichen im Riesen- und Isergebirge

Die Wahlen oder Venetianer im Erzgebirge
Walen und Walenzeichen im Lausitzer Gebirge
Das Geheimnis der Zwerge ARD/NDR-arte Dokumentarfilm von Sven Hartung Deutschland,
2010, 52mn
Kategorien: Bergbaukultur und -tradition Sage Steine-Erden-Bergbau

Jarosław Szczyżowski **The Mysteries of Our Mountains – A Thing About Glassworks**

People are saying that changes are coming, that the giants are to return. Giants with eyes as great as millstones, arms as huge as oak boughs and heads like blocks of rock, but instead of them I only see dwarves and a fire that is casting long shadows on them. Fire as if from glass furnaces, where spirits guard the mystery of ruby glass. People say these glassworks are phantoms. They appear in early autumn shortly after dusk. From the Valley they can be seen right after sunset. Faint lights or will-o'-the-wisps around the Abendburg, the Evening Castle. They say these lights will keep appearing until the mystery is passed on to a living person who will start making glass like it was done centuries ago. That's what they said only a hundred years ago. No one remembers about it anymore. There are no glassworks anymore. No ruby glass (robijn glas). Everything faded away. The distant ridges I see every day from the Valley are usually trampled by people to the point of madness and yet no one can look inside them like an alchemist looks into the belly of the earth to discover the philosophical stone. *Visita Interiora Terrae Rectificando Invenies Occultum Lapidem*. For the prophecy to come true, this has to be a person of a soul that is pure, chaste and fragile as crystal glass. But if just one crack appears on such a soul, it won't produce a pure sound anymore and the prophecy won't be fulfilled. A man named Hans Rischmann created a lot of stir when, on 19 July 1632, he announced on the Prudelberg a long-term prophecy, which later circulated in many copies, about juniper- and angelica-overgrown glassworks longing for the company of man. He also prophesied that glass drops would rest in the earth for another thousand of years before living fire burns in them...

I am holding several of such drops in my hand now. I'm wondering what the glassmaker thought when the drop, freed from the blowpipe, fell on the ground. Safely hidden, it survived centuries. These glass drops belong to those who were here before us. Loving, longing, crying, happy, poor, rich, replete, hungry, sober, drunk, thieves, saints, liars... What could their maker have been thinking about in such a short time? His loved one? Home? Family? God? Life and death? Transience? Or perhaps that he himself is God, creating universes enclosed in small glass forms? I can ask a hundred such questions and any answer would be good. It will be safer when they remain a mystery enchanted by the glassmaking magus in the blue-greenish drop. A piece of the soul is hidden in it. A fragment of the universe. That's why it won't be juniper and angelica (*jeneverbes en engelwortel*) dancing to the sound of the wind rolling down from the Abendburg, but a living man who will understand the essence of the mystical all-being enchanted in this magical glass archive of human existence – a mystical union, *unio mystica*... No one has found a ruby glass drop yet...

The story seemed interesting enough to cause me to make a trip from Hirschberg to Weisse Flins. Particularly intriguing is that part of the story which tells about a mysterious cave located on the mountain's northern slope. According to old legends, it leads to the centre of the earth. One can meet there a character that in the old books was referred to by the initials J. K. Legend says he was an alchemist who experimented with fire and glass. He also supposedly produced the elixir vitae. The effects of his efforts in the shape of smells and vapours lingering above the Izerian villages fuelled rumours about the magic and gold-making performed there. The real mystery was the production process of ruby glass. The alchemists believed that due to the addition of gold, such glass had magical properties, similar to the lapis philosophorum. I will make the trip alone. Initially at least. I will start in Cervimontium. In order to stress the complexity of the events through which we shall travel across the centuries, I will deliberately be using several different names of the same place (Cervimontium, Mons Cervi, Hirschberg im Riesengebirge, Jelení Hora, Hiršberk, Hornšperk, Jelenia Góra). The real trip, though, begins in Kopaniec...

But let's start from the beginning. I'd like this to be more than just a walk. What I'm interested in most of all is a journey through the ages, which is why I start it, as a matter of convention, at Jelenia Góra's oldest building, where I'm standing now. As the old chronicles say, 'In praise of God and the holy martyrs Erasmus and Pancratius, a wooden church was built in this square in the year 1108, during the reign of the Piast prince Bolesław III Wrymouth. Having burnt down in 1303, it was rebuilt thanks to the generosity of Prince Henry I of Jawor in stone, in the same place and same shape in which it survives today, and was consecrated on the Sunday following St. Bartholomew's'. I'm interested not so much in the church itself as in the place where the monumental structure was erected. It's a power place, one where the level of geomantic energy is much higher than usual. Consequently, it may have been an ancient worship site. Man's home, the burial sites of his ancestors and the places where he worships his gods have to be situated so that the environment exerts the best possible influence on the living and their surroundings. Centuries ago, it was believed the dead had the right to it, so their burials sites or altars devoted to them should be located in places where the natural forces were auspicious. Such energy is also known as telluric energy. Its distribution throughout the surface of the planet is uneven and determined by the geological factors. Also the heightened activity of the Sun affects the level and flow of this energy. Telluric energy usually runs along natural paths composed of conductive minerals such as quartz or metals. Such paths are called ley lines in Western culture or 'dragon lines' in the Far East. The ancients understood this energy and erected stone structures at high-concentration points to be able to derive knowledge and other benefits. It's precisely for the same reason that the ancient Mayans or Egyptians observed the movements of the Sun, knowing that it was an energy to be worshipped and revered. It has long been known that low doses of telluric energy, if transmitted by the right person, can improve the level of mental energy and increase spiritual power. Larger doses can even prolong life. Can we conclude that a dose large enough can make one immortal? An elixir vitae? I won't be going on at length about geomancy here, because it's neither the time nor season. What I'm interested in is getting before dark to Kopaniec – Seiferschau.

And so I set out. I have two ways to choose from. Either to leave the city hubbub as soon as possible and go to the confluence of the Kamienna and Bóbr rivers and then cut across the former garden of the muses, the Helicon, or choose the other way, through urban area, and

enter the Izerian Foothills only from the town of Calidus Fons, otherwise known as Cieplice. Today, the Helicon is nothing but a mess of scattered marble blocks that have already befriended the nettles and moss so well they have little to tell us about this place, while Calliope, Clio, Erato, Euterpe, Melpomene, Polyhymnia, Terpsichore, Thalia and Urania have long left it and returned to Zeus and Mnemosyne. I won't describe here who they were and what their attributes, those interested can refer to Greek mythology. Let's therefore spare ourselves a trip through the Helicon and despite certain inconveniences, walk through town. I went out through the former gate at Długa Street to Warmbrunner Platz, today's Bankowa Street, where only forty-some years ago one could see a red-painted streetcar heading towards Cieplice. Today it's only the wall rosettes that used to hold the wires that remember its existence, mute witnesses of the era. This is where the old town ended. Several centuries earlier there were only green fields here, where strips of cotton voile were put out to dry in the sun. The view of the Rhipaeos Montes with the dominant Mons Giganteus was probably one-of-a-kind, just like the view from the top of the mountain itself. Only Jiřík from Řásně could tell us more about it, having been the first to win it, like you win the heart of a woman you love, even if she's cold and deadly dangerous. But that was a long time ago, in 1465. More was probably known by the mysterious Western men covered in black cloaks and wearing hats decorated by the celestial hexagram symbol who had first arrived here around the 12th century. After several hundred metres I arrive at an intersection where, in the 1990s, one of the houses bore a magnificent epitaph of the family Pohl, owners of the Josephine Glassworks in Schreiberhau, now Szklarska Poręba, among whose products was ruby glass, alabaster glass and cobalt glass. For years it was one of the best glasshouses in the world. This means that Franz Pohl must have known the secret of making ruby glass. He looks into a furnace and discovers the mystery. Gazing into the glow of hot, liquid glass, like a moth in its great imperfectness, he succumbs to its deadly allure. Today the Forest Glassworks Freaks have left the mountains, while we are being led by a strange desire, invisible to the human eye. The whole place where I am now is magical. Although time has effaced virtually all traces, there still remain faint relics in the shape of a cemetery wall and the stone foundations on which the Holy Spirit Chapel used to stand. If one came here in the night and with a proper spiritual attitude, one might probably learn many a secret and perhaps even Franz Pohl himself would appear in person. The former cemetery is where Jelenia Góra ended and Kunice – Cunnersdorf began. From there, it's straight ahead...

I've reached a small hillock. On my right grow three large oaks – holy trees, and beyond them a small establishment called the Drei Eichen. As if by the touch of a magic wand. I hear rattling in the distance – click, clack, click, clack, even and rhythmical... A streetcar reaches a lay-by, stopping in its eternal journey. Under the tree crowns, on giants' land, Ulysses with his companions have seated themselves. One can now fortify one's weary soul with some Echt Stonsdorfer, an herb liqueur made according to the old recipes of the Wurzelmänner (herbalists) from the Askiburgion Oros. According to legends, the mystery of the elixir of life is known only to the Lord of the Askiburgion who has passed the secret on to his hooded grey gnomes, the Buschmännel. They were once spotted on the Abendburg by Professor Will-Erich Peuckert, to whom I will return in due course. The Buschmännel, in turn, in the 16th century communicated the secret to the Mystic of the Human Soul, doctor Johannes Montanus of Strzegom, or Striegau. According to tradition, only one ingredient was missing for the elixir to work. The recipe was reportedly inherited by Countess Lodron nee Waldstein. Besides owning Miłków (Arnsdorf, Arnoldi villa, Arnoldivilla circa Hysberc, 1305), Głębock (Glausnitz) and

Karpacz (Krummhübel), the latter being the strict centre of the Wurzelmänner, Lady Lodron was keenly interested in herbalism and folk medicine and treated the local herbalists and herb doctors with grace and kindness. Unfortunately, at the crossroads of life and death she missed immortality and passed away in 1807. Historians say that happened either in Berlin, Duchcov (Dux) or Karpacz. But is that for sure if they don't know where she is buried? The recipe was inherited in turn, they say, by a local distiller from Stonsdorf (Staniszów), Christian Gottlieb Koerner, who rented the former inn between the Prudelberg (Witosza) and the church, converted it into a distillery and started producing the liqueur. Just like Countess Lodron, he failed to discover the missing link and shared her fate by dying in 1813... Or perhaps not? I'm standing under the three oaks and savouring the taste of the specific, which travellers treated themselves to on their way to immortality. From here the road goes to Warmbrunn and Schreiberhau. I look through the bottle's glass bottom and see Ulysses and his companions leaving the Drei Eichen and disappearing beyond the horizon of the Izerian Mountains on their way to Ithaca. It's time for me too. Cieplice on my way. The town's origins have become lost in the mists of time. Its warm springs were probably known to our ancestors of the Bobrzanie tribe, for whom bathing in springs had religious significance. Legend attributes the discovery of the town of Calidus Fons to the Silesian prince Bolesław I the Tall who, in 1175, ventured into the area in the pursuit of a stag he had wounded. By a spring where he saw the stag miraculously healed, he built a hunting lodge that eventually gave rise to a settlement. On 18 March 1281, Duke Bernard of Lwówek donated the Warm Springs to the Knights Hospitaller of the Strzegom Commandry. It to them who are thought to have started to mine the quartz deposits on the Izerskie Garby, as a result of which travelling glassworks mushroomed around the area. One evidence of this are the glass chandeliers in Cieplice's Church of St. John the Baptist, which were made by the Josephine Glassworks in Szklarska Poręba (Schreiberhau). They cast their glass charm on me. Unique and one-of-a-kind, marked by their creator's individuality. A ray of light – and magic starts happening. For centuries fortune-tellers have looked into glass balls and little girls into light-decomposing prisms to see the future. Perhaps they'll find the answer? Leaving the church walls, I take a look at the epitaphs. The sculpted figures of the Schaffgotsch and Zedlitz nobles look at me with their dead, stony eyes. Saying nothing. I leave Warmbrunn – Cieplice and head towards the Izerian Foothills.

The crossroads at the Cold Pass (Kalte Höhe) were divided by a cross. Such crosses stood at the entry to almost every village, serving as a sign and an important reminder that faithful people lived there. They were also erected at the end of the village to remind the passer-by: you're going out into the world. Remember whence you come. They were put at the crossroads to ask: left or right? Which way do you choose? Before them, there were holy trees and a god of a deathly pale face with a burning torch and a lion on his shoulder. He showed the souls where they should go. Resurrecting some and letting others into his kingdom, where he descended into the world of the dead at dusk and returned to that of the living at dawn. That's my way. Through Nebelberg, the Fog Mountain. Its northern side was known as the Black Slope and, during the times of the forgotten gods, regarded as a holy mountain. According to legends, a temple stood near the Owl Stone (Eulenstein), right by the Witches Place (Hexenplatz). I'm standing now in the very middle of this forest clearing, from which seven roads head in different directions. Questions suggest themselves. Left or right? Which way do you take? White or black? Day or night? Full moon or new moon? Ahead or back? And if ahead, then without going back, because the doorknob is on one side only. So back perhaps? People tell stories about women praying to the moon here, receiving power in this way to

perform all kinds of magic. They practice herbalism and spell casting. This is one of the places where the flow of telluric energy is particularly strong. There is a legend about a travelling hurdy-gurdy man who has stopped here for a while. If anyone hears the sound of his instrument, they are enchanted and will never leave these mountains, wandering around the Askiburgion – a sanctuary without priests – for eternity.

But let's move on. Less than half an hour later I'm in Kopaniec (Seiferschau). I've reached my destination for today. I'll stay here until tomorrow. In my further journey through the Sanctuary I shall have two companions. They live in the right place at the right time. If the Askiburgion were indeed to be a sanctuary without priests, these two would fill this void perfectly well. I shall not mention their names here. I'm not sure they'd like me to. Myself I'd call an adept of the art of knowing this mystical temple, the walls and polychromes of which are so changeable and infinite as is the river that has no source nor mouth.

It's a long night before us. The weather is exceptionally fine and warm. We'll spend the evening on the scree slope, from where we can admire the Abendburg in all its grandeur. The fire in the glassworks is already burning...

A starry sky sparkled overhead, showing a number of constellations. We noticed a small light on the High Ridge. It was barely visible at first, but soon grew stronger. Who are the mysterious visitors who've decided to spend the night by a fire up in the mountains? Night trekkers? A rare thing these days. The availability of hostels, more developed infrastructure, even simple love of comfort mean that the camping tourist has become today become a relic of a bygone era. So who is it on the other side of the valley? I think even Will-Erich Peuckert, the ethnology professor himself, wouldn't be able to answer the question even though he knew these mountains, their people and customs inside out. One can see a lot in our mystical sanctuary with the right frame of mind. Professor Peuckert looked where not everyone had a chance to, hence the nickname his students gave him, Hexenprofessor, 'witches' professor'. Let me add that besides the priests of this magnificent temple, one can also meet priestesses here, whom the said professor often mentioned in his writings. But can we call them witches? I wouldn't venture to say that. In order to understand the nature of things, it is necessary first to gain knowledge about the reality in which such tales originate, about the area and its local connections. Such knowledge can't be obtained without actually visiting these places, observing and experiencing them in storm, fog and snow. Whether this will be the top of the mountain in front of us or the Witches' Place, Hexenplatz, so unfortunately called when people had been taught for centuries that everything different is evil, doesn't matter. The same applies to the light on the High Ridge. Let's call it a methodical principle of scientific research into folk tales and legends, a principle that should be explained in theory and practice. Alas, in our times the possibility to learn local and regional oral traditions and their connections is gone almost completely, which is why we should learn to understand and see them anew. I see our priests and, above all, priestesses, because it's them we're talking about right now, quite often, even passing by them on the street. The trick is to understand before actually seeing rather than see with prejudice and misunderstand. So don't expect to see a witch flying above you on a broomstick. I've adopted precisely such a methodical principle of researching legends since the very beginning of this journey. That's why I'm here. That's why the light that's been shown to us can be the fire of a tourist waiting to restart his trek come dawn, but it can also be a glassworks or the aforementioned alchemist, J. K.

On the following morning we didn't hurry to get on our way. We sat in front of one of my

fellow travellers' house, drinking coffee and delighting in an extensive view of the Izerian Foothills and the Kaczawa Mountains, known also as the Land of Extinct Volcanoes. The most characteristic of those is Ostrzyca Proboszczowicka, or Spitzberg, its almost perfectly conical shape distinctly visible from virtually everywhere in the Jelenia Góra Valley and the surrounding elevations. It was between two volcanic necks – the Spitzberg and the Wilkołak (Werewolf), or Wolfsberg – that our witchcraft professor was born and raised. The person who inspired the young Peuckert with tales and legends from under the Spitzberg was his grandmother. She was truly a priestess of this hilly corner. According to Gerhard Pohl, personal secretary of Nobel-winning writer Gerhart Hauptmann, Peuckert knew, like Luther, how to look into the folk's mouth, and it paid off. Before he went to Breslau (Wrocław), chance had him find his way to a godforsaken mountain village, Gross Iser (Wielka Izera), which today is but a rueful memory and doesn't exist. Only the new school building has survived, today the Chatka Górzystów mountain lodge, where you can forget your way home and stay forever. Some have managed to do that. For a certain period of time Professor Will-Erich Peuckert taught there. Gross Iser/Wielka Izera and the whole area was what spurred his interest and research. It was there he became inspired by such Renaissance European mystics as Jakob Böhme, Angelus Silesius or Paracelsus. He plumbed the mysteries of the Rosicrucians, alchemists, herbalists and Venetians (gem and mineral prospectors). He studied hermetic knowledge, astrology, occultism and magic. Seven years ago I had the pleasure to be introduced to Professor Peuckert on a piece of paper via his biography, following a lecture by Przemysław Wiater, PhD, in Szklarska Poręba (Schreiberhau). Wiater has saved this important personage from oblivion and is the connection between me and Professor, thanks to which our acquaintance, or perhaps even friendship, has continued to this day. Alas, only in the spiritual dimension, because on 25 October 1969 Professor went on a journey of no return, and he'd certainly have had a lot to say yet. As Jakob Böhme put it, pearls are born when raindrops fall into open shells. The Hexenprofessor, Will-Erich Peuckert is certainly such a pearl. I shall be returning to him many times, but the sun is already high on the firmament and it's time for us to hit the road. Before we do, let me tell you a few words about my companions, the guides or priests I have the pleasure to be travelling with. My greatest problem is to invent nicknames for them. None of those I've come up fits. I don't want to be a copycat and call them by their initials, because that's already been done in a certain Book of Sudetic Spirits and although I know its author personally, it simply wouldn't be right to take the easy way. So perhaps I'll state their real names, because just as there are many Stevens, Davids or Marks, so there are many who go by the name of Leszek and Marcin. I don't think they'll condemn me for this. So Leszek and Marcin. Each deserves a separate story. I'd like to introduce the sanctuary's hosts a little today. Leszek lives in one of the Temple's 'towers' – at the top of Kopaniec (Seiferschau). He's got himself a wonderful viewing spot. He's like a lighthouse, so it happens more or less often that he's visited by those who can't find their place in the endless ocean of human existence or those who doubt the meaningfulness of their odyssey and lose faith in their being good sailors, getting lost in the dark abyss of foamy water. I am a perfectly good example myself, which is why my ship will sail up to the very bulwark of the Abendburg and moor there for eternity. When there's no crew aboard, it makes no sense to sail further. That's just errant drifting. But returning to Leszek, he's above all a good host and makes sure that all the Temple exhibits are in their right place. They are so numerous that some he discovers them anew and some for the first time, such as the discovery of a forest glassworks that, wrapped in tufts of grass and moss, has survived hundreds of years in the Askiburgion's side aisle. Marcin, in turn, lives by the entrance to the Sanctuary in Chromiec (Ludwigsdorf). He's responsible for

the technical condition and for making sure that all the exhibits on display are properly documented. He can even show up at midnight, in the middle of a blizzard, at Rozdroże Izerskie to check out whether everything is in order. If he decides that something is wrong in the set-up, he rearranges granite cabinets or quartz shelves on which the most exquisite examples of the Sanctuary's rock crystals and other precious stones are displayed. If he had a ladder long enough, he'd reach up to the sky itself and replace a star like you replace a burn-out light bulb. He's also a guardian of the Askiburgion's Oldest Trees, all of which he's listed in his book. No detail can ever escape him. That's how I'd briefly characterize the protagonists of the story to follow. Meanwhile, in the garden, the sundial shows the thirteenth hour. Only six are left to sunset. It's time for us to set out.

Marcin went out first and disappeared behind the corner. I was walking with Leszek, talking about various things. Marcin ahead called that first the glassworks. As if he had to check whether anything had changed there since last time. Whether it hadn't been dented by time too much over the last few days. On the left we're passing a house where you can see a ghost. It appears in a tailcoat and a black top hat. Until a few years ago the house was looked after by Piotr of Galeria Wysoki Kamień, but the ghost was so intrusive in its visits that the custodian couldn't stand it and moved out hastily, losing some of his personal belongings in the process. We leave the house behind us and reach a clearing with a basalt circle. Whence came this circle of basalt rocks is known only to the fir trees that surround it, or perhaps not even them. Another of the Sanctuary's unsolved mysteries. There is separate Thing About Stone Structures... but not this time, not now... We branch off to the right at the top of the saddle and, walking down, reach the glassworks in not many minutes. Marcin is already there, digging up fragments of blue-glazed glassmaking crucibles. The colour of the glaze is due to cobalt from Przeczница (Querbach), where it was mined on the eastern slope of the Prochowa (Pulverberg, 'powder mountain'). Inside the mountain was a mine that had its heyday in the 18th century. According to a legend, you can see a light there, emanating from inside. Locals say it's the spirits of the miners who were buried alive there. What can else can we say about our glassworks? It's too sleepy to betray its secrets to us. Many of them held such secrets. The glassmakers of old surrounded the glassworks by legends to keep the unauthorised away from their profession. Let's take for example the forest glassworks in Cicha Dolina near Piechowice (Petersdorf). Remotely located, it operated in a densely forested ravine, known as the 'Death Valley', between the mountains of Młynnik, Trzmielak and Sobiesz. The 'Leper Path' led there, so named during the great outbreak of the plague, known as the 'Black Death', which raged in Europe from 1348. The pandemic claimed at least a fourth of the continent's population and was taken by many as God's punishment for sins. So the name 'Death Valley' itself must have frightened people from not only Piechowice but the whole of the Riesengebirge, the Giant Mountains, as well. Cicha Dolina ('silent valley') is a place of nocturnal processions and skeleton dances, as in danse macabre. One can see there the figure of a headless man, who appears in several places in stories about the Giant Mountains. The mysterious apparition has also been spotted on Haumberg (Sępia Góra, 'vulture mountain'). The locals would see a supernaturally large figure with its head under its arm, riding up on what looked like a trolley by the house of the carpenter Exner, who would become glum and predict rains and floods. That Geierstein, the rock formation on top, wasn't a safe place was clearly obvious to an old shoemaker who lived there and local residents say the same today. Surprisingly many coincidences. Shall we reach a common denominator? It wasn't time for such deliberations. We re-entered on a forest road and were walking through the woods.

Marcin wandered off time and again, sometimes walking with us, talking, and sometimes disappearing somewhere, as if only half-real. I'd believe that me and Leszek are real. A vital energy pulsates in us, which we are fully conscious of. Marcin appears like a thought, an impulse, precisely at those moments when we're talking about something important. Like a complement. I thought I was able to control that. At some point I wasn't sure anymore whether there were two of us travelling or three. Our world and universe is full of all kinds of strange phenomena and powers. The trick is to learn to recognize those energies and there is so much of it here as I can grasp with my eyes, ears and mind. Beyond the boundaries stretches something else completely, which can be noticed with a minimal effort of perception. Beyond the boundaries of the Askiburgion Sanctuary in space, universes are only born. As in Enûma Eliš, the Babylonian creation myth. Babylon cosmogony: the world is ruled by a pantheon of gods. Askiburgion cosmogony: the Sanctuary is ruled by a pantheon of priests and priestesses... When above heaven hadn't yet been named, earth below had no name either. When earth had been called, Askiburgion Oros received its name. Is this yet another hidden element of the human psyche where real perception of the world doesn't matter? As in another dimension, where images, symbols and phenomena originate. These days, they're rather muted. They can manifest themselves as a result of traumatic experiences, shock, proper mental attunement or consciousness crises. What centuries ago was completely natural and obvious for us, today has been blotted out by all the crap that is poured into our heads. This means we have to rely on what we can find out through dreams, inspiration, revelation or visions. In order to learn that which is unreal and filtering through to our consciousness and reality, one has to go there personally. This means a certain risk because we'd have to die and then return to the world of the living, which is hardly possible. In conclusion, we have to accept that which surrounds us in this or another form, or try to refer to Freudian or Jungian theories – but even there we won't get a satisfying answer. Marcin has now tuned to our pace. We've reached the ruins of the former Leopoldsbaude mountain hostel. In 1888, besides room and board, it also offered horse and litter rent. Things got gloomier during the Second World War, when the place housed a labour camp and quartered the Reichsarbeitsdienst Niederschlesien 103 'Leopoldsbaude' unit. I hoped some traces would still be left in the earth. Since nobody had lived here for years, the local looters started operating, eventually turning the place into utter ruin. First the valuable things went, then the carpentry, stonework, until only the foundations remained. Nature did the rest. It had the best right to do so, after all. Out of the corner of my eye I saw a fleeing ghost... The place was full of them. Leszek and Marcin knew the feeling and such places. They'd been living here long enough to get fully into the uniqueness of the place. The silence was broken from time to time by the squeak of a hawk or a buzzard. We reached Rozdroże Izerskie. In the distance, the Izerskie Garby / Weisse Flins manifested itself majestically. We sat down for a moment to enjoy the ambience. A little later a man emerged from a forest road. About eight years of age, judging by his looks. Dressed in green corduroy pumps, a white shirt, a bottle-green jacket and trekking boots. A hat with feather and some badges. Intuition told me he wasn't Polish. A native? What was he doing in this remote place? Had lost his way perhaps? In his hand he held a tourist walking stick with pin-up medal badges. Exactly like those that were commonly used by tourists in the Riesengebirge / Giant Mountains. The man was heading exactly towards us. 'Guten Morgen!' We answered with the same. None of us speaks much German. Marcin speaks fluent English but I don't know if this could help in any way. The old man stopped to take in the same view. 'Wo gehen Sie hin? In die Berge?' We all answered the same, like in classroom at school. The man released his rucksack, took out a mess tin and swallowed a few gulps. He mused and didn't speak for quite

a while. Just nodding quietly under his nose, 'Ach so, in den Bergen...' And then fired off as if from a canon: 'In den Bergen gibt es Riesen!' This put us off our stroke. We looked at each other, wondering what he'd meant by that, as he'd spoken with dead seriousness. 'Haben Sie verstanden?' And again we answered unanimously, 'Ja, verstehen, verstehen!' This looked rather comically but the guy wasn't about laughing. 'Es gibt Riesen!' he repeated. 'Mein Gott! Passen Sie auf die Riesen auf! Mein Gott!' Either the old man was verrückt or something was indeed on. He reached for his backpack and started towards Kopaniec / Seiferschau. We stood there for a while, not knowing what to say. Marcin wanted to run up to the guy and ask him something but the strange visitor had just dissolved into thin air.

Last part translated from polish to English by Google translator

Our mysterious visitor has set us in such astonishment that we have for a long time with open mugs. Only exchanged glances. In Leszek and Martin smiles appeared on the face, though he did joke with one another and if they knew what it was all about. I was left with no choice but to join these eloquent glances and smiles. At the Crossroads Izerskie met another ghost. It Ludwigsbaude. The next shelter, in a state of agony, requiring immediate resuscitation. The design preserved, but so fragile, like a man left alone with the soul torn to shreds in an extremely deep depression. The atmosphere of the building was heavy and oppressive, as the afternoon air. It seemed that our roof will still leak tight. The first signs were leaden clouds gathering around. We went further by cutting the Way Sudeck. Forest road leading to the crossroads, where a trail bounced right into the pass, and the left was our right path that we went further. Along the way we passed the remains of the mine quartz. The mineral was here so that you can produce crystal tableware for princely courts of Europe. The road led to the right and quite steeply uphill. Przystawaliśmy from time to time to even breath. Only Martin pushed up the hill again, leaving us behind. The whole approach overcame silence. The second day of hiking I already gave the characters a and Leszek especially not in a hurry, so you accompany me to overcome the mountain. After several minutes, much leveled terrain. The high forest left far behind, and we welcomed młodnik larch planted after the last defeat of the ecological, which swept here in the late seventies and eighties of the twentieth century. We stop at a lonely spruce, to which someone nailed a small wooden plaque with the inscription "fiance's Stone". You can find a hundred, maybe a hundred fifty yards below the path. History, of which in a moment tell you really happened and not podarowałbym myself not posting it here. It is special for me. Whenever I passed that way I always opted for deep reflection and meditation. History of Anna Magdalena and Johan. For the most beautiful feeling, which is love, devoted, the most precious. It also immortalized in his story "Hochzeitsweg" Margarete Passon-Darg. The whole thing took place in the first half of the eighteenth century, when he came from Brandenburg to Schreiberhau - Szklarska Poreba, Christian Friedrich Gottschau - musician, organist and master of the construction of musical instruments, and that your adolescent to adulthood daughter Anna Magdalena, a son of eight years and five years, Michael Ernst Jacob Emanuel and the student - apprentice, Johan Grave. Gottschau, whose wife died in childbirth youngest son, was, as he seemed favorable job as a teacher in this mountain village. At his disposal was to be furnished house with a chamber, where he was to conduct children's classes evangelical religion. For Schreiberhau - Szklarska Poreba arrived in early spring. As it turned out nobody in the village did not expect, and the house in which they live had torn out the heart and have long since died of grief without his host. By the empty sockets of windows wind fell just to fly out the next. Survived only two dirty windows, which

successfully defended the light. Inside the broken chairs, benches and a table. All decorated with fancy lace spider web. On the floor and ran a ladder instead of stairs. Gottschau remorse that he had exposed his family to such inconveniences. The next day we all got down to hard work to adapt the house, which was a haven for mice and spiders to live and conduct lessons. Do not know the customs that prevailed in the village, and for locals, they were strangers. Life earned from driving lessons, choir and the instruments. As the months passed. Between Anna Magdalena and Johan began to flourish love. at the beginning they were timid looks, walks and help in difficult moments of everyday life. After two years they decided to get married. In order to receive the Protestant had to go through Isergebirge - Jizera to Wigandsthal - Pobiedna. They did not want to wait longer and even planned a wedding before Christmas. One day, early in the morning, blessed by Gottschau hit the road. Wandering the back of the mountains in his amorous infatuation did not notice the changing weather. More and more densely fog wrapped the tree, and the sky was pouring thick snow. White curtain almost completely cut off their path. Only then made that it got really scary. Each step caused them more and more effort. They did not want to turn back. The very thought that they would have to wait until the spring of that marriage was for them not to accept. They came to a fork in the road, which previously did not know. They went down the path to the right and the way they encountered a stream. Understood then that got lost. They were increasingly Frost, soaked and tired. Johan moved his beloved on the other side of the stream. Comforted by the fact that this was the last obstacle in their way. They walked along by the arms while maintaining the spirit. Meanwhile, dusk fell. Anna Magdalena did not have the strength to go on. She was exhausted. Johan in a gesture of entreaty, raised his hands to God and at that moment he saw rising from the dark rock block at which hulający wind stopped. In the darkness of the rock pit dug in the snow and lay down in the snow covering the both of them in the hope that it will survive until the next day. At times they felt that it is getting warmer and can finally relax. Sleep closed their eyes. Anna Magdalena wanted to say something else, but he gave a reassuring gesture Johan hand. Both crossed the world in which earthly law and the orders are of no importance. Above the mountain motions in the dance of death was raging gale and snowstorm. People hiding in their homes had hoped that young people manage to get to church. Gottschau the whole night he could not find the peace of walking from one corner of his room. When the next day it turned out that the young couple did not reach the church on the lookout for foresters were sent. After many hours they found the block of granite rock, which was to give them shelter. In the description, reference is made that the location pointed to foresters gray dwarf. Bride and groom were asleep in the arms of eternal sleep from which there was no awakening. Thus ends the story, and we stand beneath the stone. Buried beneath two glass teardrops, older than the whole story. With great regret, but also with joy. With regret, because I could not feel the smell of the next spring, wind noise, summer rain and freshly cut grass. With luck, because in the other world, for sure im not missing anything, and most importantly can be together. Today, even with the whole family. The sky above us is getting more and more gloomy, which in total adds up to the charm. We go on the road. We came to another crossroads in Abendburgiem - Evening Castle. Few minutes walk and we are on the spot.

Castle Evening - Abendburg - Abendburg Roth - Abendberg - Evening Top - Odenburk -
Abend Rottenberg - Abend Rotte Burg - Abendbruck - Obentrotisborgk - Schloßberg.

"When you get to the top of the mountain, see the great beech, which will have the right hands, and then search on the left hand of the old birch. On it you will find many characters, among them three triangles mark. When you find him, please refer to God, because it will You met a lot of adversity. You, however, do not be dismayed, but go ahead around the big rocks, and you'll find on the western slope of a deep chasm. The ravine will be beautiful doorposts of brown, shiny marble, in which the red metal door and window beside obscured. Come closer. Then look in the right side, pick up the moss, and you'll find the key slot, which open the door. Odsłoniwszy window you'll see miracles, because there is no second place in the world as the rich. You can take your treasures as you lift your, then Close the window close the door, put the key in place and walk away. I twice found this place, but because I used the wrong gold, hence the third time this place I could find. "

That evening he was featured in the book Castle Walloon Wroclaw by Antonius De Medici. But whether such descriptions are even any impression on someone? In the nineteenth and early twentieth century, such stories effectively to customers wabiły hory shelters, where access to Abendburgu was much easier than the trip from Bad Flinsberg - Świeradów whether Schreiberchau - Szklarska Poreba. About the same place already much has been written and much has been said. One of the best descriptions of what I had read Henry Waniek committed in the book "Hermes in the Silesian Mountains," to which I refer frankly, if someone interested in this subject matter. Before I begin something more to talk about this place, prepare a campfire with my companions. Somewhere in the distance heard the first rumblings of the storm already. The air seems electrified so that at any moment could unleash a real hell. We sat around the campfire, the day started slowly ended. Being in the Evening Castle, unless each of us deep down hoped to unusual manifestations of the forces of nature, or supernatural phenomena. The legend describes that this castle that stood here for centuries magicians turned into rock. The earliest writings in the fifteenth century there is mention of the place after him, where he had to keep the remnants of walls, dungeons and cellars. So far, nobody has conducted a detailed archaeological investigation, and therefore difficult to draw any conclusions. It is true that the place attracted people from the early Middle Ages. According to the applications in the area Abendburgu, Łuczyżanie emigrating to the east due to the persecution of Christians, who brought their faith on the sword, they had to hide God Flins statue made of gold. Religious rites celebrated long into X, or even the eleventh century. Interesting about the Will writes Professor Erich Peuckert in Silesian sagas. In the middle of the rock forming quartz Weisse Flins - Garby Mountains glittering palace opened to the god, filled with treasures. He lived in it seer and priest, who often accompanied by black cock. There is also another description of a dwarf dressed in gray and waving the book. In earlier centuries it was said that one can encounter demons, vampires and other demons. Such stories relate rather to the opposite effect intended, and attracted more adventurous and curious people who return to their villages, telling tall tales and let others write them on paper. On the other hand, it may in all this is more truth than we might recognize? If you go back to our telluric energy, according to specialists here creates his magnum opus. We sit by the fire. Below us is one of the largest if not the largest in Europe quartz vein in its purest form. Does the energy flows through all those who over the centuries came to the Castle Evening suffered some vision? Collective hallucination? Is hysteria? In the sixteenth century, were found descriptions of the existing Christian chapel there. These treatments commonly used to cover up the shameful place of pagan cults. Even in the thirteenth and fourteenth century brought

before the church first appeared appropriate "specialists" to the place of energy, "odpromieniować", or rather to direct it so that it flowed through the same zone of the sacred, where apart from the cleric could not stay no more. Can be concluded that the Christians of the Gentiles went to a system of transfer of old knowledge, so that the priests in their churches would reap unlimited benefits. Pagans In return they got the proverbial peace of mind. Times have changed. Today there is not a castle or a chapel. While it may appear, because the informal meeting here Secret Society. In their descriptions Evening Castle is associated with the date June 23 - solstice, the shortest night. During this time well to bring a handful of seed ferns, to find the treasure hidden in the castle. Today, Leszek was cautiously prepared them in a box and its metal-endowed us to experience this happiness. Records from 1897 describe the slope of the ridge Abendburgiem and on the day of solstice glow lit the fires burning. So maybe the legend of the burning furnaces of forest hut is untrue? In his defense we have, fortunately, another time. Bonfires were burning during the Night Sobotkos and smelting furnaces in late summer and early autumn. On the other hand, both dates are dangerously close together. The dark layer of clouds had not managed to meet with the horizon, allowing us farewell last rays of the sun. Has created an incredible atmosphere of the place, and the palette of colors in the sky adds a mystical aura Abendburgowi. With one certainly would agree. By entering Abendburg - Castle Evening, enter a magical place.

Today's meeting is insulated from what's outside the walls of the Sanctuary Askiburgionu. It is a ritual during which I experience a symbolic metamorphosis of the interior. Just as the chrysalis hatches from its cocoon, so the soul out of the darkness into a new person. Separation from the current world impelled me to a deeper reflection on the notion of death and the end. While we were there the three of us feel left alone, only with a piece of paper and pencil which writes down his philosophical testament. Leszek pulled out of the bag a human skull, a piece of bread, water containers to the salt, sulfur and mercury. Martin was a symbol of a rooster, a scythe and hourglass. These artifacts provide us with many symbols associated with metamorphosis and transformation. We can talk about the alchemy of spiritual or philosophical. On the rock wall, written in white chalk Abendburgu VITRIOL acronym, which is an ancient call to the analysis itself. That means the human being back to najintymniejszego nucleus, descend into the depths of himself, to the bottom of his soul, searching for its most secret content to find the atomic center, where you can build a different personality. Only after that you went and profane sacrifice, it is possible continuation of the process of transmutation, or spiritual transformation. The first lesson they must learn is that nothing is inherently good or bad. Only people like builders, can do anything good or bad, depending on how it will use. We can understand this idea, but the intellectual knowledge is insufficient here. Therefore must be re-checked, "not in order to fill a vase but to kindle the fire," wrote Montaigne.

Rooster Symbol announces the appearance of light, to life awakens dormant forces, proclaimed the triumph of light over darkness. Is associated with Hermes, which sets boundaries and helps us to exceed them. Ability to associate things by identifying their specific features is proof of the transition from knowledge to experience.

Symbol Scythes. Tool for harvesting. Only since the fifteenth century skeleton holds it in his hand. Death triumphs over every living creature.

Salt, which can be extracted from sea water is a substance arising from the collision of the elements water and fire.

Sulfur is associated with the sun. Alchemiści believed that it is just to the body like the sun to

the earth. This is a spiritual process. It symbolizes the power of procreation and transformation. May destroy or give life and energy. The so-called black sun has the power alchemistów purifying and regenerating. Sulfur in salt, is a symbol of the sun in the earth. As one of the alchemical tracts: "In its action the sulfur has a tendency of returning to his first nature, as a result, the body becomes siarczyste and prone to fire, that through this man can destroy up to his first nature, realizing, therefore, feature of the Sun, as a tool in physiological and psychological drama of returning to creatio prima materia prima, or to, or death, you have to go through if you want to recover the original state of simple elements and nature immaculata - przedustawnie the existing state of paradise. "

Three basic substances alchemists salt, sulfur and mercury. Salt can be combined with sulfur, and mercury from the evaporated mixture of the other two components. This is just made up the whole process of transformation, the combination of salt and sulfur is only the beginning. The combination of salt and sulfur shows the duality of life and death, light and darkness posilających and mutually complementary. The combination of both of these substances represents the alchemical Work - The conversion of gold-bearing.

Hourglass is an invitation to reflect on the reversibility of time, or irreversible passing.

The bread symbolizes the vital transition from what is harsh for what is prepared. Water, in turn, represents fertility.

Bread and water, food symbolize the profane until they entered the path of purification. Stale bread is the image of aging and impotence, and closed water jug depicts an immortal soul in the body - the grave, also recalls the occult and inscrutable life locked in a cave personality, waiting for the disclosure.

This cleansing journey into the interior shows the way forward. Telluric energy flows through us is the result of opposing forces. We call it a certain tension. If it is excessive, it can be deadly. But the same and its lack.

Everyone in the daily experience of subordination and adaptation to the generally accepted principles of the modern world. We experience a desire to be unique, the desire to stay or leave, belief and doubt. By cleaning we leave the vicious circle of conflict between chaos and order, between anxiety and tranquility. Conflicts between people can be seen as echoes of personal conflicts within which we experience. If reality is to be perceived as unclear, as the process of change, from its simplest manifestation of the most complex and diverse, it can be reached only by words. Just as the words create images, so images become elements of myths, in which lie fragments of truth. They are associated with paths that lead to the idea of desire. Ruby Glass manufacturing steel workers left behind innumerable characters and symbols that reveal to us the mystery of Ruby Glass in a symbolic context. Everything has its hidden meaning. Buried in the pages of history, not difficult to find out who was the mysterious JK If you still do not know, then try to make the discovery themselves. Maybe I'll leaven thanks to its exploration and reflection. Pointed steel workers, like technicians and Korzennicy producing elixir vitae, the Walloons seeking the most precious metal, whether Alchemiści transmutujący metals in order to obtain the Philosopher's Stone. Everyone has their path. Everyone follows his. Whether through dreams, visions, visitations, and other experiences, it's not completely irrelevant. Wandering from Hirschberg - Jelenia Gora on Weisse Flins - Mountains Garby and Abendburg - Evening Castle, or from the era of Chronos, which is the source of all things and builder of all things, to the present, each of us in the depths of my soul longs for harmonious coexistence with nature and her generosity . By disappearance of reverence for the land on which we live and from which we draw, often distorting the landscape forever surrounding us, threatens us with the imminent collapse. The question is whether we learn to read again and we

will be able to completely recover the lost paradise? Rischmann Maybe he was right in his prophecy that before the fire ignition in the steel mills, glass tears of a thousand years in the ground przeleżą. After such a fall, sometimes very difficult to raise. Abendburg - Evening Castle is the place where the journey begins these paths. Ordo ex Chao. We return to the home. We go back as Giants.

Asciburgius

The Asciburgius mons or Askibourgion oros is a mountain of greater Germany mentioned by the ancient geographer, Ptolemy, of unknown location today. Ptolemy does give us enough information to speculate where the mountain probably is. The name is singular, denoting one mountain rather than a range (but, it is sometimes translated as plural). According to Ptolemy's longitudes and latitudes, the mountain is east and north of the Sudetes, in the territory of the Lugii of Silesia. A nearby city, Ptolemy's Stragona, is usually identified with Striegau Strzegom to the west of Breslau.

A strong candidate as to the identity of Mount Asciburgius is Germanic Zobtenberg, Slavic Gora Sleza, located between Breslow and Strzegom to the south, in what are considered the foothills of the Sudetes (Riesengebirge), although geologically part of the same range. In 1148 the 2,356-foot (718 m) mountain was recorded as Mons Silecii, Slenz or today's Sleza after the Silingi who lived there, who also gave their name to Silesia. The town of Zobten under the Germans became Sobotka in Polish. Most of the Germans were expelled from Silesia by the Russians after World War II.

Zobten has changed hands many times; nevertheless, it has been continuously occupied since prehistoric times, and has been the location of a cultic center. Celtic objects dating from before the Germanic period and Germanic sun god objects have been found. The ancient religious worship, which was preempted by Christianity later, probably explains why it was considered the heartland of the Silingi. Today the top of the easily climbed mountain is a tourist attraction and is home to a visitor center. From it one has a view out over the flat lands of Silesia.

There is a fairly good suggestion for the etymology of the mountain, which would be segmented aski-bourgion, "ash mountain". Julius Pokorny's derivation of German Esche is from Indo-European *os-k-, "ash tree", becoming Germanic *askiz. The connection with Zobten is not clear, but then Zobten may not be Indo-European.

Bober-Katzbachvorgebirge (Pogorze Kaczawskie) mit Probsthainer Spitzberg (Ostrzyca)
The Ostrzyca Proboszczowicka Mountain (Spitzberg Bober-Katzbachvorgebirge) is also called „Polish Fujiyama”; there is a reserve of geological and florist sites, established to protect colonies of plants and a unique basalt scree. The peak of the mountain is an upper part of a pipe of an extinct volcano and, at the same time, one of the best view points (501) in the region. An chronicler of old wrote: „Here one can shake the everyday ash off their feet and with a perfect forest air freshen their body and soul”. Rare snails living on rocks (*Clausilia parvula*) and rare butterfly species (Mountain Apollo) exist there. The cone may have played a role of a centre for solar cult in the Lusitanian culture. During the Reformation, the region of Spitzberg (the former, German name of the mountain) was inhabited by many infidels, who were mainly the members of the Schwenckfelder Church. The legend tells that they fell out of a devil's sack. Once upon a time, the devil decided to take the infidels from Legnica and the neighborhood to the hell on the world's end. So he collected them into his huge sack, but it got

torn by the horny peak of the mountain and the infidels scattered in the region. Even now, the descendants of these people come to Twardocice from all over the world to see the obelisk commemorating those times and their spiritual leader, Caspar Schwenckfeld. In the middle of the 19th century, a tavern and a hostel (two in one) was built beneath the peak of the mountain. At the same time, the basalt stairs with handrails and stone banks were built to make the way to the top easier. In 1945, there hid a partisan and a robber called the Black Johny. The image of the Silesian Fujiyama is element of picturesque and mysterious landscape of the Kaczawy Foothills. Starting from Belczyna and Proboszczow, the Trail of Piast Castles and the Trail across the Land of the Extinct Volcanoes run along the paths on the Ostrzyca Mountain.

In Harpersdorf/Twardocice at the remains of the "Refuge Church in Harpersdorf", there is a dirt road intersection. Take the dirt lane in the direction of the hill (opposite the Church). About ¼ mile up the hill on the right, in the thicket, you should find the Viehweg Monument. At the intersection as you start up the hill, there is a farmhouse on the left. The people who live there (in 1999) are the Fedorowicz family and they are the ones who have been taking care of the Viehweg Monument. They speak no English, apparently only Polish.

<http://www.centrschwenkfelder.com/exile/>

http://en.wikipedia.org/wiki/Schwenkfelder_Church

DIE GESCHICHTE DES ISERGEIRGES

DIE LÄNGST VERGANGENE GESCHICHTE DES GEBIRGES

Das Isergebirge gehört zu den böhmischen Gebieten mit der kürzesten Geschichte; in die bewaldete Berglandschaft voller Wild wagten sich für mehrere Jahrhunderte keine Menschen, erst im Mittelalter kamen Wagemutige hierher: nach Edelmineralien Suchende, Jäger, Bergleute und Vogelfänger.

Im zentralen Teil des Isergebirges ist nur eine archäologische Fundstätte erhalten geblieben – der Felsvorsprung an den Hruškový-Felsen am Welscher Kamm (Vlašský hřeben). Vor dem Zweiten Weltkrieg haben hier deutsche Archäologen bergmännische Werkzeuge ausgegraben, die wahrscheinlich aus der Spätsteinzeit stammen (2000 v. d.Z.) Ähnliche Funde gab es auch bei Friedland – bei den Heidensteinen (Pohanských kamenů) bei der Gemeinde Böhmisches Weigsdorf (Višňová) und bei Chlum bei Raspenau (Raspenava).

DIE MITTELALTERLICHE GESCHICHTE DES GEBIRGES

Der zentrale Teil des Isergebirges war auch im Mittelalter nicht dauerhaft besiedelt. Im Frühmittelalter schob sich eine geschlossene Besiedlung allmählich zuerst ins Vorgebirge vor. Die Kolonisierung der wilden Nordhänge der Berge um Friedland knüpfte an die ältere slawische Besiedlung (Milsener d.h. die Lausitzer Sorben) an. Einige Namen wie Tschernhausen (Černousy), Rückersdorf (Řasnice), Wiese (Ves) usw. erinnern immer noch an den Ursprung der einzelnen Gemeinden.

Der südliche Teil des Gebirges, das heißt das heutige Gebiet um Gablonz (Jablonec nad

Nisou), befand sich zu Beginn der Geschichte in kirchlichem Besitz und wurde vom Zisterzienserkloster bei Münchengrätz (Mnichovo Hradiště) aus bewirtschaftet (heute Klášter Hradiště). Im 14. Jahrhundert entstanden so auf den steilen Hängen der Gablonzer Seite Dörfer mit den ersten Kirchen – z. B. Gablonz (Jablonec), Reichenau (Rychnov), Držkov, Wolessnitz (Zlatá Olešnice). Sie wurden teilweise auch vom böhmischen Adel des Isergebirges verwaltet.

Die Besiedlung des Isergebirges, die sich auch in höher gelegene Gebirgsteile ausdehnte, wurde von den Hussitenkriegen im 15. Jahrhundert teilweise zerrüttet.

DIE BESIEDLUNG DES ZENTRALEN TEILS DES GEBIRGES

Die Besiedlung des zentralen Isergebirges begann erst im 16. Jahrhundert, als die Friedländer Herrschaft, und damit auch ein bedeutender Teil des Gebirges, sich in Besitz des unternehmerischen Adelsgeschlechts von Redern befand. Den Südteil des Gebirges regierten zu dieser Zeit die nicht weniger geschickten von Wartenbergs und die von Oprštorfer. Vor allem die von Redern begannen mit dem rücksichtslosen Unternehmertum auch höher im Gebirge – 1584 gründeten sie an den Lagerstätten des typischsten isergebirgischen Erzes, nämlich des Zinns, die Bergbaustadt Böhmisches Neustadt (Nové Městečko; heute: Neustadt an der Tafelfichte, Nové Město pod Smrkem); auch die Waldbewirtschaftung wurde systematisiert, diese Regeln stärkten den Zweck und die Aufgaben der herrschaftlichen Waldarbeiter. Im 16. Jahrhundert begann der Holzabbau auch in den Gipfelbereichen des Gebirges – die geschlagenen Stämme wurden auf der Wittig (Směda) und Stolpich (Štolpich) herabgeschwemmt, ein Teil wurde auch für den Betrieb der Eisenhütte in Raspenau verwendet. Die von Redern unterstützten auch die Entstehung neuer Siedlungen, die von Anfang an mit der Textilproduktion verbunden waren, wie z. B. Alt-Harzdorf (Starý Harcov) oder Katharinberg (Kateřinky) bei Reichenberg; der wirtschaftliche Aufschwung führte auch zu einer „Verdichtung“ der Besiedlung.

In dieser Zeit drangen die Menschen bereits ins Herz des Isergebirges vor – im 16. Jahrhundert (1539) wird zum ersten Mal die Vogelfänger- und Holzfäller- und später auch Goldgräbersiedlung Klein Iser erwähnt, über die sich viele Jahre ein Grenzstreit zwischen der Herrschaft von Friedland und der von Nawarov hinzog.

Im 16. Jahrhundert wurde auch die traditionelle Glasproduktion ins Isergebirge aufgenommen, Wald-Glashütten entstanden in Grünwald bei Gablonz (Mšeno nad Nisou; 1548), in Hut (1558), Reiditz (Rejdice; 1577) und Friedrichswald (Bedřichově; 1598). Die Hütten bewirkten auch eine Besiedlung der abgelegeneren Ecken des Gebirges. Dank dieser Siedlungen entstanden langsam besser gangbare Wege in der Waldwildnis. Die Glasmacheröfen schluckten eine unvorstellbare Menge Holz und schoben sich mehr und mehr in den Wald vor. Die Landschaft wandelte sich wegen ihrem Betrieb schnell.

Nach dem kurzen Wallensteiner Zwischenspiel zu Beginn des 17. Jahrhunderts (als Albrecht von Wallenstein das Isergebirge von den von den Redern beschlagnahmte – das Friedländer Herzogtum) wurde die Gebirgslandschaft in die Herrschaften des Generals Matthias von Gallas (Norden) und Nikolas Desfourse (Süden) aufgeteilt. Diese beiden Familien besaßen letztlich bis ins 20. Jahrhundert hinein die riesigen Waldanteile des Isergebirges (die der von Gallas später

in Verbindung mit der Familie Clam als Clam-Gallas).

In den Jahren der Regierung der von Gallas und der Desfours über das Isergebirge kam es Schritt für Schritt zur Gestaltung der charakteristischen Isergebirgslandschaft. Auch die Glasmacher stiegen immer weiter hinter dem Holz her in höher gelegene Teile des Gebirges, es entstanden Glashütten in Antoniwald (Antonínov; Anfang des 18. Jahrhunderts), auf der Neuen Wiese (Nová Louka; 1756), in Christiansthal (Kristiánov; 1775) und in Klein Iser (1828). Langsam veränderte sich in den Wäldern die Zusammensetzung des Gehölzes zugunsten der schnell wachsenden Fichte. Schon im 18. Jahrhundert wurde zudem im Isergebirge organisiert nach Plan gewirtschaftet, die Anlegung von Weiden wechselte sich mit der Pflanzung von neuen Bäumen ab.

Am Ende des 17. Jahrhunderts gründeten die Desfours auf ihrer Herrschaft an den Südhängen eine ganze Reihe von zerstreuten Dörfern, deren Bewohner sich ihren Lebensunterhalt an den steilen Hängen vor allem mit der Holzfällerei, der Viehhaltung und der Spinnerei verdienten. Später kam die Glasmacherei auch hierher und viele Bewohner der Bergdörfer bestritten ihren Lebensunterhalt mit den verschiedensten Handwerken – Glasdrücken, Glasschleifen oder nur das Einfädeln von Knöpfen und Perlen. Auf der Gablonzer Seite der Berge befinden sich viele Orte, die nach den einzelnen Vertretern der Familie Desfours benannt sind – Albrechtisdorf (Albrechtice), Antoniwald (Antonínov), Josefsthal (Josefův Důl), Karlsberg (Karlov), Marienberg (Mariánská Hora) und Maxdorf (Maxov). Diese romantischen Dörfer, die damals fast ausschließlich von deutschen Bergbewohnern besiedelt waren, haben sich in ihrer ursprünglichen Bebauung und ursprünglichen Weiden mit nur kleineren Veränderungen bis heute erhalten.

Die wirtschaftliche Entwicklung der Landschaft unterhalb des Isergebirges in der Zeit zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert war mit einer starken Unterdrückung der hiesigen Bevölkerung verbunden – im Friedländer Gebiet sind Bauernaufstände vom Ende des 18. Jahrhunderts, die vom Schmied Andreas Stelzig aus Rückersdorf (Řasnice) angeführt wurden, bekannt. Ein sagenhafter Vertreter der herrschaftlichen Grausamkeit war der Gallaser Landvogt Christian Platz von Ehrenthal, der z. B. das neu gegründete Dorf Rudolfstadt (Rudolfov) mit Bewohnern des nicht weit entfernten Katharinbergs (Kateřinky) zwangsbesiedeln ließ. Die herrschaftlichen Schergen verschleppten diese mit Gewalt und in Eisen gelegt von einem Ort in den anderen. Über Christian Platz kreisten noch bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts schaurige Geschichten vor allem auf der Reichenberger und Friedländer Seite des Gebirges. Diesen Geschichten nach muss der verwünschte Hauptmann für seine Taten zur Strafe in windigen Nächten in den Wäldern in Hemmrich, d. h. im höchsten Teil von Buschillersdorf (Oldřichov v Hájích), Steine zersägen. Sein Geist treibt sich angeblich auch an düsteren Abenden in den Isergebirgs-Fichtenwäldern als großer Hund herum.

DAS ISERGEBIRGE IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT

Im 19. und 20. Jahrhundert wurde das Isergebirge zu einem der am stärksten industrialisierten Gebiete Österreich-Ungarns. An allen größeren Flussläufen wurden Antriebe für Kraftwerke in den Fabrikhallen mit Textilmaschinen errichtet. Diese technischen Denkmäler gehören zum typischen Gesicht der Isergebirgslandschaft (z. B. Katharinberg bei Reichenberg).

Zum Symbol des Erfolgs der Textilunternehmen wurde Johann Liebieg (1802 - 1870), der als einfacher Textilarbeiter Mitte des 19. Jahrhunderts nach Reichenberg kam und sich hier Schritt für Schritt das größte Textilimperium der Monarchie aufbaute. Liebieg wird von weiteren geschickten und zielstrebigem Textilunternehmern begleitet – Schmitt aus Böhmisches-Aicha, Ginzkey aus Maffersdorf, Klinger aus Neustadt, Priebsch aus Dittersbach, Richter aus Raspenau und anderen.

In der Gegend um Gablonz entwickelte sich die Glasproduktion ähnlich, die gleitend von der Manufaktur im Walde zu einer industriellen Fabrikproduktion überging. So auch das Glasmachergeschlecht Riedel: die „Glaskönige des Isergebirges“ ließen neue gewaltige Glashütten im Polubenská-Tal errichten, neue Glashütten wurden auch an den traditionellen Stellen errichtet – an der Iser, in Antoniwald, in Wiesenthal an der Neisse (Lučany) und in Grünwald bei Gablonz. Von der Glasmacherei hat sich zudem in dieser Zeit noch die sehr spezialisierte Bijouterieherstellung abgespalten, die vor allem den Bewohnern der Berghütten in der Herrschaft Kleinskal und Morchenstern Heimarbeit verschaffte.

Die Änderung des Lebensstils im Isergebirge in Verbindung mit einer regelmäßigen Arbeitszeit und freien Sonntagen ließ Ende des 19. Jahrhunderts das Wandern erneut sehr beliebt werden, verbunden mit einer gewaltigen Ausweitung von Touristik-Einrichtungen (Berghütten, Aussichtstürme, etc.). Am Anfang war das Wandern nur bei den Reichen Mode, später entwickelten sich auch Arbeitervereine, deren Mitglieder regelmäßig zu Ausflügen ins Isergebirge aufbrachen.

Am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert begannen im Isergebirge die ersten nationalistischen Leidenschaften zu wuchern und die Beziehungen zwischen den Tschechen, die vor allem im südlichen Gebiet von Gablonz wohnten, und der deutschen Mehrheit, die Reichenberg, die höheren Gebirgsgemeinden und Friedland und Umgebung besiedelte, wurden ziemlich angespannt. Die Streitigkeiten verschärften sich nach dem Ersten Weltkrieg, als auf dem Gebiet mit der mehrheitlich deutschen Bevölkerung die Provinz Deutschböhmen ausgerufen wurde, die nach der Besetzung durch die tschechoslowakische Armee unterging. Trotz einer gewissen Beruhigung blieben die Beziehungen zwischen den beiden Nationalitäten angespannt. Die Vielfaltigkeit der Völkerschaften im Isergebirge und in dessen Vorland verschwand 1938 endgültig, als die verfolgte tschechische Bevölkerung das Sudetenland verlassen musste. Grundlegende Veränderungen traten nach dem Zweiten Weltkrieg ein, der sich bis auf kleinere Scharmützel dem Gebirge entzogen hatte. In den Jahren 1945 – 1947 wurde fast die ganze deutsche Bevölkerung ausgesiedelt.

Die Bergdörfer und Gemeinden vereinsamten, eine grundlegende Wende trat erst mit der Ferienhütten-Bewegung am Ende der sechziger Jahre ein, als Erholungssuchende aus dem Tiefland und schließlich sogar auch aus Prag in die Bergdörfer kamen. Dank ihrer Pflege ging nicht nur die Volksarchitektur des Isergebirges nicht unter, die Hütten-Urlauber begannen sich auch für die in Vergessenheit geratene Geschichte des Gebirges zu interessieren, dem genius loci, dem einzigartigen, innewohnenden Charakter des Isergebirges. Die Belebung des Gebirges wurde bis zu einem gewissen Punkt erst von der Öko-Katastrophe in den achtziger Jahren gebremst, als der Fichtenbestand des Isergebirges, der die Grundlage des hiesigen nordischen Reizes bildete, von Schadstoffemissionen und Insekten stark beschädigt wurde und großflächig abgeholzt werden musste. Aber auch in dieser Zeit war im Gebirge ein rapider

Besucherzuwachs zu verzeichnen, vor allem in der Wintersaison.

Die Gegenwart des Isergebirges steht im Zeichen der allgemeinen Bemühung, an die alte Tradition des Gebirges anzuknüpfen und sie mit einer modernen Art der Erholung, allerdings begrenzt durch den notwendigen Naturschutz, zu verbinden. Es kommt auch zu einer Renaissance der Touristikeinrichtungen – der Berghütten und der Restaurants, die früher als betriebliche Erholungsheime dem Regime untergeordnet waren und damit für gewöhnliche Touristen nicht offen standen. Neue Sportarten – vor allem das Mountainbiking – locken weitere Tausende Menschen – nun auch in den Sommermonaten – hierher und ergänzen den Ski-Tourismus in der Landschaft der Wintermonate.

Florentiner

Zwei Florentiner. Der Eine Ungewiß Und Heimlich, Der Andere Gewiß Und Heimisch. Wie Die Seite Zu Ihrem Namen Kam.

Während des Mittelalters, vielleicht auch noch darüber hinaus, machten sich Bergbaukundige norditalienischer Abstammung auf in Richtung Norden. Sie suchten in Bergen und Flüssen nach Erzen, nach Gold und Silber. Manche suchten nach Mineralien, die in ihrer Heimat zur Produktion von farbigem Glas benötigt wurden. Auch zur Herstellung des "edelsten aller Gläser", des Bleikristallglases, brauchte man Barium, Zink und Blei.
Getarnte Löcher im Wald

So suchten sie den Norden ab, tarnten ihr Vorhaben und sich selber. Heimlich gingen sie tief im Wald ihrem Tagewerk nach. Sie schurften, suchten, wuschen Sand, fuhren Stollen auf. Damit niemand ihre geheimen Abbaue entdeckte, tarnten sie die Eingänge. Wohl kaum jemand konnte ahnen, was diese Leute im Schilde führten, wenn man ihnen mal begnete: ärmlich im Äusseren, gar in Lumpen gehüllt - jedoch schimmerte unter einigen dieser Lumpen edles Metall. Wie uneitel, Schönes mit Hässlichem zu tarnen, wie bescheiden, sich keinerlei Kenntnisse zu rühmen: Sie müssen recht verschwiegen gewesen sein, hielten die Lage der Abbaue in kleinen Kladden fest, den sogenannten Walenbüchern.

Der heimliche Florentiner

Manchmal meisselten sie auch geheimnisvolle Zeichen in den Fels, um besondere Stätten zu kennzeichnen. Wenn überhaupt, dann teilten sie nur unter Ihresgleichen Informationen aus. Da niemand sie kannte, wurden sie nach ihrer Herkunft benannt. Man nannte sie Walen, Mailänder, Venezianer oder manchmal auch Florentiner. Keinerlei Hinweise sprechen dafür, daß auch in unserer Region Florentiner aktiv gewesen sind. Allerdings wurden nicht nur italienische Bergleute mit diesen Namen versehen, sondern auch einheimische Kaufleute, die mit ihren italienischen Kollegen eine geschäftliche Beziehung unterhielten. Bergbauliche Aktivitäten der Walen, Florentiner und wie sie sonst noch hiessen, kann für unsere Region eigentlich ausgeschlossen werden. Hier sind keine im Wald heimlich gegrabenen und getarnten Löcher bekannt. Jedenfalls keine alten.

Aus anderen Gegenden hingegen kommen bedeutend mehr Überlieferungen. Erz- und Fichtelgebirge wären hier zu nennen.

Dichtung und Wahrheit

Im Laufe der Zeit wurden sie zu Sagengestalten, umgeben von einer immer geheimnisvolleren Aura. Das Schaffen dieser Leute bot der Phantasie viel Platz für spannende Geschichten und Mythen. Ihnen wurde angedichtet, sie hätten übernatürliche Kräfte, ständen mit dem Teufel im Bunde, könnten aus Kräutern Gold machen. Dichtung und Wahrheit gingen eine für die geschichtliche Aufarbeitung unheilvolle Allianz ein. Einige Walenbüchlein sind noch erhalten, jedoch sind diese wenig aussagekräftig, es handelt sich zumeist um Abschriften. Auch unklare Zeichen im Fels werden gerne mal als Walenzeichen deklariert, als Platzhalter für vieles, dessen Bedeutung unklar ist. Die genaue Lage der Abbaue kann kaum entschlüsselt werden, vieles liegt im Dunklen, genauso wie die Antwort auf die Frage, ob es sie gegeben hat, und, wenn ja, in welcher Gestalt.

...und der heimische Florentiner

Das war jetzt etwas weit hergeholt? Es geht auch reeller, rationeller und, vor allem, belegbarer. Belegbarer jedenfalls, wenn man die jüngere Literatur zur maßgebenden Instanz kürt: In unserer Region gab es demnach einen kleinen Bergbau mit dem schönen Namen Florentiner. Der Grund der Namensgebung ist nicht überliefert. Da der Florentiner jedoch ein Silberbergbau gewesen sein soll, bietet sich ein Zusammenhang für die getroffene Namenswahl mit der ehemaligen Finanzmetropole Florenz an, auch wenn hier seitens der Namensgeber ein wenig zu optimistisch agiert worden wäre. Zu gering wäre die Ausbeute gewesen, als daß sich die Grube den Namen verdient hätte. Der Region hat es jedenfalls nicht den Status einer Finanzmetropole beschert. Es gibt entgegen der Meinungen der oben schon erwähnten jüngeren Literatur aber auch davon abweichende Interpretationen. Demnach soll es sich beim Florentiner (bzw. das, was die meisten dafür halten) nicht um einen Bergbau gehandelt haben. Aber vielleicht trifft man in diesem Fall wieder auf die Problematik einer mehrphasigen Veränderung. Dann wäre der heimische Florentiner in seiner heutigen Form das Ergebnis mehrerer Generationen mit vielleicht unterschiedlichen Zielen. Das würde am ehesten zum heutigen Zustand des heimischen Florentiners passen, aber auch das ist Spekulation.

Schaffgotsch

Die Grafen von Schaffgotsch sind ein altes schlesisches Adelsgeschlecht und zählten zu den größten Grundbesitzern des Landes.

Bis 1945 befand sich der gesamte schlesische Teil des Riesengebirges wie auch des Isergebirges (nicht der zur Oberlausitz gehörige Anteil) in ihrem Besitz. Die Familie war als Besitzer der Schaffgotschen Grubenverwaltung auch einer der großen Bergbauunternehmer in Oberschlesien. Dabei handelte es sich um das vormalige Bergbauimperium von Karl Godulla, dessen Erbe durch die Heirat mit seiner Adoptivtochter und Alleinerbin Johanna, in den Familienbesitz der Schaffgotsch überging. Sie brachte Generäle, Bischöfe und Unternehmer hervor.

Die Familie, die ursprünglich den Namen von Scof trug, lässt sich seit 1242 im Riesengebirge nachweisen, als Herzog Heinrich II. den Sibotho de nobili familia ovium mit dem Schloss Kemnitz bei Hirschberg belehnte.

1360 wurde die Familie mit der Burg Kynast belehnt. Aus der Familientradition, dass der erste Sohn den Vornamen Gotsche erhielt, entstand die Linie der Gotsche von Schof. Im Laufe der Zeit entwickelte sich daraus der Name Schaffgotsch. Auch die naheliegende Burg Greiffenstein kam in den Besitz der Gotsche von Schof.

Als wehrhafte mittelalterliche Ritterburgen nicht mehr der bevorzugte Wohnsitz adliger Grundherren waren, wurde das Schloss Warmbrunn in Bad Warmbrunn (Cieplice Śląskie-Zdrój) bei Hirschberg (Jelenia Góra) neuer Stammsitz der Familie, der Domänenbesitz im Riesengebirge wurde von Schreiberhau aus verwaltet.

1627 wurde der Familie der Titel Semperfrei (Ritterbürtige) durch Kaiser Ferdinand II. verliehen, jedoch wurde er schon zuvor gebraucht.

Die Linie der Grafen von Schaffgotsch, Semperfrei von und zu Kynast und Greiffenstein, Freiherren zu Trachenberg auf Warmbrunn besteht heute noch. Seit Jahrhunderten ist es Tradition der Familie, dass der Erstgeborene den Vornamen Hans Ulrich erhält.

Bedeutende Familienmitglieder

Hans Ulrich von Schaffgotsch, gen. Semperfrei, (1595-1635), General

Philipp Gotthard von Schaffgotsch (1716-1795), Fürstbischof von Breslau

Hans Ulrich von Schaffgotsch

Hans Ulrich II. Freiherr von Schaffgotsch, genannt Semperfrei von und zu Kynast und Greiffenstein, Freiherr von Trachenberg auf Warmbrunn (* 1595 auf Burg Greiffenstein; † 23. Juli 1635 in Regensburg, hingerichtet) war ein kaiserlicher General und Gefolgsmann Wallensteins während des Dreißigjährigen Krieges.

Schaffgotsch entstammte einem der reichsten und bekanntesten Adelsgeschlechter Schlesiens. Er erweiterte seinen Besitz um die Herrschaften Trachenberg, Alt Kemnitz, Hertwigswalde, Prausnitz und Schmiedeberg. Der Protestant kämpfte bis zur Niederlage am Weißen Berg auf der Seite der Protestantischen Union.

Freiherr von Schaffgotsch diente, nachdem Ferdinand II. wieder Landesherr in Schlesien geworden war, als General im kaiserlichen Heer unter Wallenstein.

1627 wurde Schaffgotsch von Kaiser Ferdinand II. die Semperfreiheit (Ritterbürtigkeit) verliehen.

Nach der Ermordung Wallensteins fiel Schaffgotsch bei Ferdinand II. in Ungnade.

Trotz tagelanger und wiederholter Folter legte er kein (erzwungenes) Geständnis der Kollaboration ab. Entgegen der damaligen Gepflogenheiten, die für diesen Fall die Freilassung des Delinquenten vorsah, wurde Hans Ulrich Schaffgotsch dennoch am Regensburger Haidplatz enthauptet.

Für die Hinrichtung ließ er sämtliche Samtvorräte der Stadt aufkaufen und das Hinrichtungspodest damit verkleiden. Außerdem erkaufte er sich beim Regensburger Henker mit einem für die damalige Zeit außerordentlich hohen Geldbetrag das Recht, auf einem Stuhl sitzen geköpft zu werden.

Literatur

Hans-Eberhard Henkel: Schaffgotsch und der Schatten Wallensteins, 2002

Philipp Gotthard von Schaffgotsch

Philipp Gotthard Graf von Schaffgotsch (* 3. Juli 1716 in Warmbrunn, heute Cieplice Śląskie-Zdrój, Stadtteil von Jelenia Góra; † 5. Januar 1795 auf Schloss Johannesberg bei Jauernig) war von 1747 an Fürstbischof von Breslau und ein bedeutender Förderer der Musik.

Leben

Schaffgotsch entstammt der alten schlesischen Adelsfamilie Schaffgotsch, die im Riesengebirge ansässig war. Zu seiner Ausbildung wurde er zu den Jesuiten an das Collegium Romanum nach Rom geschickt. Im Jahre 1738 erhielt er in Wien die Priesterweihe und wirkte in Olmütz, Breslau und Halberstadt.

Graf Schaffgotsch war Freimaurer und vom Gedankengut der Aufklärung sehr angetan. Aus diesem Grunde begrüßte er als einziger Domkapitular in Breslau die Eroberung Schlesiens durch Friedrich II. von Preußen.

Die Entstehung des Freimauertums in Österreich geht auf Schaffgotsch zurück. Auf seinen Wunsch hin wurde 1742 in Wien die erste Loge gegründet, obwohl Papst Klemens XII. die Freimauerei 1738 in der Bulle *In eminenti* verdammt hatte.

1743 wurde Schaffgotsch zum Abt des Sandstiftes zu Breslau berufen. Friedrich II. ernannte ihn zum bischöflichen Koadjutor, und schon 1747 erfolgte seine Ernennung zum Fürstbischof von Breslau in Nachfolge des verstorbenen Kardinals Philipp Ludwig von Sinzendorf. Die päpstliche Bestätigung erhielt Schaffgotsch am 5. März 1748, nachdem es Friedrich dem Großen auf Grund seiner guten Beziehungen zu Papst Benedikt XIV. gelungen war, dessen ablehnende Haltung zu Schaffgotsch wegen seiner Mitgliedschaft bei den Freimaurern zu überwinden.

Als er zu Beginn des Siebenjährigen Krieges Breslau nach der Wiedereinnahme durch die Preußen im Jahre 1757 verließ und seinen Sitz auf österreich-ungarisches Gebiet nach Jauernig verlegte, wertete dies Friedrich II. als Flucht und Landesverrat. Das Bistum Breslau wurde unter Zwangsverwaltung gestellt und blieb es auch nach der Beendigung des Krieges im Jahre 1763.

Bischof Schaffgotsch wurde bei seiner Rückkehr in das preußische Schlesien in Oppeln unter Arrest gestellt. Die Wiedereinsetzung wurde ihm von Friedrich II. verweigert, statt dessen mußte Schaffgotsch den Weihbischof Johann Moritz von Strachwitz zur Leitung des Bistums bevollmächtigen.

1766 floh Bischof Schaffgotsch aus Oppeln wieder auf sein Schloss Johannesberg in Österreichisch Schlesien. Das Schloss blieb bis zu seinem Tode sein Sitz, von dem er auch den österreichischen Teil seines Bistums leitete. Nach Breslau kehrte er nicht mehr zurück, und auch auf das Geschehen im preußischen Teil seines Bistums hatte er keinerlei Einfluss. Das Schloss wurde zu einer Stätte des deutschen Musikschaffens. Die Schlosskapelle, als deren Kapellmeister er keinen geringeren als Carl Ditters von Dittersdorf bestellte, genoss einen erstklassigen Ruf. Nach Ditters' Weggang verlor sie an Bedeutung und wurde nach dem Tode des Bischofs aufgelöst.

Philipp Gotthard von Schaffgotsch wurde in der Familiengrabstätte in Warmbrunn beigesetzt.

Schaffgotsch

According to the legend, in the 13th century Siboth Schaff, one of the ancestors of the family, received the castle Stara Kamienica from Boleslas the Tollgate, the Duke of Legnica.

The creator of the family's power was Gotsche II, who in 1399 (or 1400) received the castles Gryf and Chojnik. In recognition of his merits, the next generations of the family used his name as an agnomen, and that's how the surname Schaffgotsch was created. Three brothers living at the turn of the 15th and 16th century - Anthony, Casper and Ulrich – became the founders of the three main lines of the family. The youngest line (Ulrich's descendants) extinguished upon Wolf Ulrich's death in the beginning of 1661.

The main line of Anthony's descendants extinguished at the turn of the 17th and 18th centuries. Representatives of the side-line (Ernest's III descendants) settled down in Bohemia. The Bohemian line differs from the others by how the surname is written. The former ones use the surname with the letter "e" at the end.

John Ernest Schaffgotsche received in 1674 the hereditary title of Bohemian Baron, and in 1681 Bohemian Count. Upon his childless death, both titles extinguished. The Count's younger brother John William was made in 1669 a hereditary Bohemian nobleman. His two sons, Christopher William and John Ernest, in 1703 became hereditary Bohemian Counts.

Only the younger of the brothers, John Ernest, had children. They entered into relationships with the best families among Bohemian aristocracy, e.g., Kinsky, Waldstein. John Ernest's grandson John Prokop, since 1780 the Canon of Olomouc, five years later became the first Bishop of the Bohemian city of Budziejowice. He died in spring 1813. The Bishop's nephew, John Anthony Ernest since 1837 was also the Canon of Olomouc. Two years later he became the titular Bishop and he was assigned a supportive position to the Archbishop of Olomouc. Soon after that, in 1842, he was consecrated as the Bishop of Brno. He died in spring 1870.

In the last generation of the Bohemian Schaffgotsche family, Nicolas died in the beginning of the Second World War, in September 1939. Felix died nearly three years later, in the summer 1942. Felix's sister Johanna died in 1960. Their younger brother Frederick died in 1993 as the last representative of the Bohemian Schaffgotsche family.

Casper's grandson Adam in 1592 bought from the last representative of the Kurzbach family the State Country of Zmigród. His cousins: Balthazar, Christopher, Venceslaus and Casper, began to title themselves the Barons of Zmigród. The next State-Lord of Zmigród was Christopher's son, John Ulrich.

Young Hans Ulrich studied in Tübingen, Altdorf and Leipzig. After a customary bachelor's journey across Europe, He returned to Silesia, where In 1614 he overtook his father's property. One year later, as the representative of Silesian states, he was an envoy to the royal court in Prague. His wife was Barbara Agnes, a daughter to Joachim Frederick, the Piast Duke of Legnica and Brzeg. As the Duke's son-in-law, Hans Ulrich became someone definitely more important.

In 1619, he participated in the coronation of the Palatine of Rhine, Frederick V, as the King of Bohemia. However, he soon took the Emperor Ferdinand III Habsburg's side and served under Wallenstein's command. In 1627, the Emperor bestowed upon him the title Semperfrei (which can be translated as "always free"). Unfortunately, his relationships and connections did not prevent him from getting into trouble. As Wallenstein's follower and subordinate, he incurred the Emperor's displeasure. After his leader's fall, he was arrested in 1634 and executed one year later in Ratisbon upon the Emperor's order. His property was confiscated and the State of

Zmigród came into the Hatzfeldts hands.

The family's property – except the State of Zmigród – was evicted by Hans Ulrich's son, Christopher Leopold. After his father's death, he was raised up by the Jesuits in Olomuniec. In 1641, he regained the property of Gryfów. After the studies in Ingolstadt, he joined the Emperor's army. In 1649, the Emperor Ferdinand III named him as a Counselor in the Silesian Supervisory Office. One year later, Christopher Leopold regained the castle of Chojnik. In 1651 he was given the title of Hereditary Chamberlain and Court Judge in the Duchy of Swidnica and Jawor. In 1662, he received the title of Hungarian Baron.

In 1665, Christopher Leopold became President of the Silesian Chamber and the Prefect of the Duchy of Swidnica and Jawor. Seven years later, the Emperor named him as the Director of the Supervisory Office. He must have been a respectable person as the Queen Mary (John III Sobieski's wife) was supposed to be his daughter's godmother. He knew Polish Court, because many times he was an envoy to Poland. However, due to the Emperor's protest, the Queen was listed only as a witness to the ceremony.

Christopher Leopold was named an Count already in 1654. He died in the summer 1703. His son John Anthony Gotard in 1708 received the title of Imperial Count. Moreover, he was given the rights of Silesian Dukes. At the same time, as a close relative to the extinguished dynasty of Silesian Piasts, he received the privilege of joining the coats of arms belonging to the Schaffgotschs and Dukes of Brzeg and Legnica.

The Schaffgotschs once more incurred their sovereigns displeasure. The Count Philip Gotard studied in Rome at the Jesuits'. In 1738 in Vienna he obtained Church ordinations and the office of Canon in Olomuniec, Wroclaw and Halberstadt.

After the King of Prussia, Frederick II the Great's encroachment into Silesia, Philip Gothard quickly joined his side. With the Hohenzollern's support, Philip became Coadjutor in 1744, and Prince-Bishop of Wroclaw in 1747. During the Seven Years' War (known also as the Third Silesian War) he turned to the Habsburgs' side. When the King of Prussia started the occupation of Wroclaw, the Prince-Bishop had to move to the Austrian part of his diocese. Philip Gothard did not return to Wroclaw anymore. In 1766, he settled in the Castle Jánský Vrch (germ. Johannesberg) near Javorník, placed in the land subordinate to the Habsburgs. In the part of the diocese that stayed within the boundaries of Prussia, he was deputized by the Suffragan-Bishop John Maurice, Baron of Strachwitz. The Prince-Bishop died in the beginning of 1795.

The Bishop's younger brother, Anthony Gotard, also moved to Silesia that remained under the Habsburgs' rule. His main residence was Wilczyce near Jawornik. Close to this property, there was the boundary with the part of Silesia that was ruled by Prussia. In 1944, upon the Count Emmo's death, the only remaining representatives of this family were his niece Mary Margaret (Baron von Friedenthal-Falkenhausen's wife from 1914; she died in 1968) and cousin Ann Elisabeth (b. 1922, Charles-Heinz Sedlaczek's wife from 1959).

At the turn of the 18th and 19th centuries, healing powers of Silesian mineral waters became famous. One of the best-known were in the Schaffgotschs' land in Cieplice. It became

fashionable among aristocrats and prominent people to spend time in watering places. The Schaffgotschs built a marvelous palace, and the library placed there was considered to be one of the best in Silesia.

The Count Leopold Gotard in 1825 obtained for his property the status of free state-country (germ. Freie Standesherrschaft). It did not have any practical meaning, only prestigious one. The Schaffgotschs were made equal to Silesian Dukes.

The youngest of Leopold Gotard's sons, Joseph Gotard, moved to Austria. His son Lewin Gotard held important offices in the Duchy of Salzburg.

The last Free-State Lord of Cieplice was the Count Frederick from 1891. He was eight years old then. He died after the Second World War, in 1947. From 1997, the title belongs to the Frederic's grandson and namesake, who was born in Cieplice in the beginning of 1943.

In the 19th century, like many Silesian magnates, the Schaffgotschs got involved in development of industry. The story of the Silesian Cinderella – Joanna Gryczik – is connected with them, as in 1858 Joanna married the Count Hans Ulrich von Schaffgotsch. That offspring to the Piast Duchess Barbara Agnes did not have much to offer but his surname. The whole fortune had been inherited by his uncle Charles Gotard, the Third Free-State Lord of Cieplice. Joanna and Hans Ulrich lived happily together for 50 years.

The First World War did not cause much harm to their wealth, which continued to grow. The goods placed in the Polish side were turned into a joint-stock company called "Godula." The last heir of the Upper-Silesian fortune and the owner of the castle in Kopice was from 1943 Hans Ulrich, Joanna's great-grandson. His eldest son and grandson also bear the name Hans Ulrich.

Today, the only representatives of the Schaffgotsch family are descendants to Leopold Gotard, the First Free-State Lord of Cieplice. They are divided into three lines: of Cieplice, of the Upper Silesia, and of Austria. All the other lines have already extinguished.

Gotsche Schoff, der jüngere und die Propstei
zu Warmbrunn *) von Heinrich Schubert in Breslau

Quelle: Der Wanderer im Riesengebirge 1900 Seite 143 – 144

Einreicher: Ullrich Junker

Das Geschlecht Schof oder Schaf (ovis), welches im Gefolge der heiligen Hedwig, der Gemahlin des Herzogs Heinrichs des Bärtigen († 1238), aus Süddeutschland in Schlesien eingewandert sein soll, erscheint hier urkundlich zum erstenmal im Jahre 1242; denn am 30. Dezember d. J. überläßt der Herzog Boleslaw II. von Schlesien und Polen († 1278) dem Ritter und Kastellan von Kemnitz Siboto de nobili familia Ovium wegen der seinem Vater Heinrich II. († 9. April 1241) geleisteten Dienste das Schloss Kemnitz bei Hirschberg zu erblichem Besitz gegen Entrichtung von jährlich 6 Mark reinen Silbers.

Unter Siboths Nachkommen ist zunächst Gotsche Schoff, der ältere, zu erwähnen, der ums Jahr 1360 vom Herzoge Bolko II. das Schloß Kynast und Zubehör erhalten haben und ums

Jahr 1370 gestorben sein soll.

Über seinen Sohn Gotsche Schoff, den jüngeren, sind ausführliche Nachrichten vorhanden. Er wird zuerst im Jahre 1366 in einem herzoglichen Lehnbriefe als Zeuge genannt; man kann daher annehmen, daß er bald nach 1340 geboren worden ist. Bei dem Herzog Bolko II., dessen Gemahlin Agnes und dem Könige Wenzel stand er in hoher Gunst. Gleich bei seinem ersten Erscheinen nennt ihn der Herzog "Gotsche Schoff junior, armiger noster"; bei der Herzogin-Witwe Agnes heißt er "Gotz Schaff, unser Hofschenke", und in einer Urkunde vom Jahre 1370 wird er "fidelis etiam dilectus Gotsche Schaff" genannt. 1372 kommt er in mehreren fürstlichen Urkunden als Zeuge vor, heißt jedoch nirgends mehr "der junge", weil um diese Zeit sein Vater bereits verstorben war. Als er nämlich 1369 seiner Gemahlin Margarete ein Leibgedinge auf den Gütern Hermsdorf und Petersdorf eintragen ließ, bestätigte dies die Herzogin Agnes mit dem Bemerkten: "Doch der Ehrbaren Frawen, auch Margareten genannt, des alten Gotschen Wib, in ihrem Libgedinge, das ihr vor (vorher) darinnen gemacht und verschrebin, unschadelich."

Seinen Besitz verstand unser Gotsche Schoff nach Ausweis vieler Urkunden trefflich zu mehren. Im Jahre 1374 kaufte er das Gut Crommenau und 1375 Besitzungen in Röhrsdorf. 1376 übergab ihm die Herzogin Agnes in Ansehung der getreuen Dienste, die er ihr "dick und uffte" getan hat, das Burglehn zu Hirschberg mit allen Zinsen und Renten, und 1381 überließ sie ihm einen Zins von jährlich 125 Mark auf den Gütern Warmbrunn und Herischdorf, die Mühle in dem letzteren Orte, den Salzzins zu Greiffenberg und Schönau, den Forst zu Hirschberg und den Malzzins auf der Zackenmühle, auf dem Schmedewerke (Schmiedeberg) und auf Warmbrunn, was der König Wenzel auch am Tage St. Galli (16. Oktober) d. J. bestätigte. 1384 am Freitage vor St. Prisca (15. Januar) erwarb er durch Kauf das Dorf Warmbrunn mit seinem Vorwerke und allen Zugehörungen, sowie viele andere Güter im Weichbilde Hirschberg, und 1399 kaufte er die Burg Greiffenstein mit allen Zugehörungen für 1300 Schock böhmische Groschen zu einem Wiederkaufe.

Im Jahre 1393 hatte er zum Seelenheile seiner Vorfahren und Erben einen Altar auf der Burg Kynast, sonst Neuhaus genannt, zu Ehren des Märtyrers Georg und der Jungfrau Katharina gestiftet und dieser Stiftung einen jährlichen Zins von 20 Mark verliehen. Der Verweser des Altars war verpflichtet, wöchentlich fünf Messen zu lesen. Der Bischof Wenzel von Breslau bestätigte diese Stiftung am 7. Mai d. J.

Eine bedeutendere Stiftung aber ließ er seinem Orte Warmbrunn zukommen. Die Ehe mit seiner ersten Gemahlin Margarete war kinderlos geblieben; auch seiner zweiten Ehe, welche er wahrscheinlich im Jahre 1389 mit Anna von Berka, Freiin von der Duben, schloß, blieb eine Zeitlang der Segen der Nachkommenschaft versagt, weshalb er am 31. Juli 1401 bestimmte, daß seine Seitenverwandten seine sämtlichen Lehnsgüter erben sollten um das Zurückfallen derselben an den König von Böhmen zu verhindern. Doch wurden ihm bald darauf zwei Söhne, Hans und Gotsche, geboren.

Vielleicht aus Dankbarkeit für die etwa 1402 erfolgte Geburt des ältesten Sohnes stiftete er am 16. Juni 1403 in Warmbrunn unter einer Linde unweit des Zackenflusses in Gegenwart des kaiserlichen Notars Stanislaus Lindenast eine Propstei mit einem Propst und vier Brüdern des Cisterzienserordens aus dem Kloster zu Grüssau und verlieh derselben seinen gemauerten Hof

dasselbst mit allen Zugehörungen, einen Teil der Heilquellen, Propsteibrunnen genannt, die Fischerei im Zacken und die dreigängige Mühle zu Herischdorf nebst der Waldung um den Mühlgraben. In dem darüber aufgenommenen Instrument wird er genannt: Validus vir Gotsche Schoff, armiger, dominus et haeres in castro Kynast ac in castro Greiffenstein residens - Vier Tage später, am 20. Juni, schenkte er auf der Burg Greiffenstein dem Abt Nikolaus und dem ganzen Konvent des Klosters Grüssau das jus patronatus in Warmbrunn, auf welches er für sich und seine Erben ausdrücklich verzichtete.**)

1404 schenkte er der neufundierten Propstei das Dorf Voigtsdorf nebst dem jure patronatus und allen Zugehörungen, was der König Wenzel zu Prag am Donnerstag vor dem Palmtage (20. März) 1404 bestätigte.

1410 Freitag vor Allerheiligen (31. Oktober) urkundet Gotsche Schoff, daß er die Propstei Warmbrunn für sich, seine Vorfahren und Nachkommen zu einem ewigen Seelgeräte und für das Cisterzienserstift Grüssau zu einer ewigen Besetzung gestiftet habe, und er vergleicht sich mit dem Abte zu Grüssau dahin, daß bei dieser Propstei zu ewigen Zeiten ein Probst mit sechs Mönchen wohnen und den Gottesdienst versehen soll.

1416 Montag vor Simonis und Judae (26. Oktober) vermacht er dieser Propstei noch zu einem ewigen Seelgeräte für Sich und seine Kinder 8 Malter "Gerstener Malz."

Nachdem Gotsche Schoff von 1409 bis 1415 noch verschiedenen Grundbesitz zu Hermsdorf, Giersdorf, Warmbrunn, Herischdorf, Landeshut und Rauske im Weichbilde Striegau erworben hatte, auch am 5. Mai 1419 in Ansehung seiner getreuen Dienste aufs neue mit dem Greiffenstein belehnt worden war, schloß er 1420 im Alter von fast 80 Jahren sein tatenreiches Leben und wurde in der Propsteikirche zu Warmbrunn begraben. "Er liegt nicht weit vom Taufstein; sein Monumentum ist hoch erhaben und in einem ganzen Kuriß ausgehauen." (Tralles, Mausol. Schaffg., 11.) Leider wurde dieses Grabmal nebst vielen andern bei dem Brande der Kirche im Jahre 1711 völlig zerstört.

*) Bei dieser Gelegenheit unterlassen wir nicht, auf die vortreffliche Zusammenstellung hinzuweisen, die der so verdiente Vorsteher der Reichsgräflichen Majoratsbibliothek zu Warmbrunn Herr Dr. Nentwig, unter dem Titel: Schaffgotschiana, Leizig, Harassowitz 1899, hat erscheinen lassen.

**) Stillfried, Geschichte der Grafen Schaffgotsch 17. - Heyne, Bistum Breslau II, 815 ff. hat für beide Schenkungen den 9. und 13. Juni

Chojnik Castle (German: Kynast, 1945–1948 Polish: Chojnasty) is a castle located above the town of Sobieszów, today part of Jelenia Góra in southwestern Poland. Its remains stand on top of the Chojnik hill (627 m (2,057 ft)) within the Karkonosze National Park, overlooking the Jelenia Góra valley.

The building of the fortress dates back to the times of the Silesian Piasts and for most of its time was in the possession of the Schaffgotsch noble family. Today the semi-ruined stronghold is a major tourist attraction and houses a hotel and a restaurant.

Contents [hide]

- 1 History
- 2 Kunigunde legend
- 3 References
- 4 External links

[edit] History

The castle of Chojnik was originally erected by the order of Duke Bolko I the Strict in 1292 at the site of a former hunting lodge built by his father Boleslaw II the Bald. The fortress was meant to protect the borders of Bolko's Duchy of Jawor against the menacing Wenceslaus II of Bohemia. Bolko's grandson Bolko II the Small, the last independent Piast duke, had the castle reconstructed starting from 1355.

After Bolko II had died without issue in 1368, his widow Agnes von Habsburg sold the castle to one of the courtiers, the knight Gotsche Schoff. Gotsche II Schoff modernized and expanded the castle in 1393. In the same year he donated the Gothic chapel, which was completed in 1403. The chapel devoted to Saint Catherine and Saint George featured artful paintings preserved until World War II. The castle survived the next centuries without damages. It withstood the attacks by the Hussites in 1426 and by King Matthias Corvinus of Hungary, who after his campaign of 1469 destroyed many Silesian castles. In 1529 Ulrich I von Schaffgotsch expanded the building with two forecourts, depots and a pillory, and at the end of the 16th century Renaissance modifications were carried out.

Lithography of Chojnik Castle from the beginning of the 19th centuryDuring the Thirty Years' War Hans Ulrich von Schaffgotsch, Lord of Kynast - though a Protestant - after the 1620 Battle of White Mountain supported Emperor Ferdinand II and served as a general in the Imperial army under Albrecht von Wallenstein. After Wallenstein's persecution and assassination in 1634 Schaffgotsch as his liegeman was arrested, accused of high treason and executed one year later. Ferdinand II seized his property and had Kynast castle occupied by his troops, who resisted the attacks of the Swedish forces. Ferdinand III added new bastions to the castle in 1648 and finally restituted it to Christoph Leopold von Schaffgotsch, Hans Ulrich's son, in 1650. Still during the latter's lifetime, in 1675, the castle that has never been conquered burnt down completely after being struck by lightning and was not reconstructed.

The comital family relocated down into the valley to the old palace of Warmbrunn (today Cieplice Śląskie-Zdrój) and the destroyed castle became a tourist attraction already in the early 18th century. It was visited by the Prussian royal family and poets like Heinrich von Kleist and Johann Wolfgang von Goethe as well as Theodor Körner, who immortalized the ruin in one of his poems and made it famous all over Germany. 1822 the Schaffgotschs added a tavern and harbourage to the castle and three years later rebuilt the tower. In the 1920s the old legends were resuscitated by Waldemar Müller-Erhardt, and in the next years these folk plays were performed there.

The ruins remained in the property of the Schaffgotsch dynasty until in 1945 the family was expelled. In 1964 the Polish state restored the ruins and rebuilt the mountain hut.

[edit] Kunigunde legend

The ruins of Chojnik are tied to the myth of Kunigunde, a castle lord's daughter desired by many knights. As she had no intention to enter into marriage she promised to espouse the bold man who would complete a circuit along the castle's walls on a horseback, knowing that on the steep slopes horse and rider must fall into the chasm. Many tried and perished until a proud nobleman came along, who appealed to Kunigunde's eyes. Though she declared to abandon the precondition and to marry him right away, the knight insisted to take the risk and he succeeded. Instead of accepting her proposal he scolded her for her cruelty and departed. Kunigunde however, deeply humiliated, lunged into the abyss herself.

House of Schaffgotsch

From Wikipedia, the free encyclopediaJump to: navigation, search

von Schaffgotsch coat of armsThe Schaffgotsch family is one of the oldest noble Silesian families extant, dating back to the thirteenth century. They were first mentioned in the St. Gallen book of documents in 804 and 809, when they were domiciled in the Margraviate of Meissen, Franconia, and the Tyrol. Around 1240, the first Schaffgotsch appears in a Silesian document as Sibotho ""de nobili Familia Ovium" ("ovium" is the Latin word for "sheep", the translation of the German word Schaf(f)). According to tradition, Sibotho came in the entourage of Hedwig of Andechs and Henry I the Bearded.

One of Sibotho's successors, the knight Gotsche II Schoff (who died in 1420), bought extensive possessions in the foreland of the Riesengebirge Giant Mountains and Iser Jizera Mountains at the end of the fourteenth century: the Kynast and Greiffenstein dominions. In 1403, Gotsche II donated the church at Warmbrunn to the Cistercian provost. His family cherished the memory of Gotsche II Schoff, the originator of their wealth, by adopting the sobriquet "Gotsch". Later, both names were connected as Schaffgotsch.

Gotsche II's son Hans (who died in 1469) was the first of the family to be chancellor, court judge, and governor (German: Landeshauptmann) of the principality of Schweidnitz-Jauer (Swidnica-Jawor). With his sons Anton, Kaspar, and Ulrich, the Schaffgotsch family split into three branches.

Anton (who died in 1508) established the Bohemian branch, whose Seifersdorf and Kreppelhof-Reußendorf-Ullersdorf lines died out in the seventeenth century. This branch became Bohemian barons in 1674 and counts in 1681. The most notable members of the branch were Christoph Wilhelm (1687-1768), who was Landeshauptmann (governor) of Silesia; Johann Ernst Anton (1685-1768); senior burgrave of Prague; Johann Prokop (1748-1813), bishop of Budweis (now České Budejovice); and Anton Ernst (1804-70), bishop of Brünn (now Brno). The branch, which until 1945 resided chiefly in eastern Bohemia, died out in 1993.

Philipp Gotthard Graf von SchaffgotschThe branch established by Hans's son Ulrich (1453-1543) ceased to exist in 1661; Christoph (1552-1601), grandson of Kaspar (1476-1534), had already succeeded to Ulrich's domain of Greiffenstein as early as 1578. Christoph, a Protestant, was the first ancestor of the Silesian branch of the family, which in 1766 split into the lines of

Kynast-Warmbrunn and Wildschütz; Wildschütz, which resided in Austrian Silesia, died out in the first half of the twentieth century.

Christoph's son, Hans Ulrich (1595-1635), a Protestant like his father, was the only Schaffgotsch who married into a dynastic house: his wife, Barbara Agnes was a princess of Liegnitz Brieg (a descendant of the House of Ascania through her mother, Princess Anna Marie of Anhalt-Zerbst, who was the daughter of Joachim Ernst, Duke of Anhalt; through her father, Barbara Agnes descended from dukes of Silesia and from Wladyslaw II the Exile[1]) Hans Ulrich received all rights of a Silesian sovereign and was awarded the title *Semperfrei* by the Holy Roman emperor. As an imperial general, he served under Wallenstein but signed the first Pilsen Revers, which the emperor considered a betrayal. Hans Ulrich was beheaded and the family were deprived of all their possessions; his son Christoph Leopold (1632-1703) converted to Roman Catholicism and recovered all estates except Trachtenberg. In 1654, Christoph Leopold became a count and was made imperial legate in Poland. In 1683, he accompanied John III Sobieski at the Battle of Vienna as the ambassador of the emperor. He was court tutor and court judge in Schweidnitz and Jauer, and chamber president and upper governor (German: Oberlandeshauptmann) of Silesia. His son Johann Anton Gotthard (1665-1742), created an imperial count (German: Reichsgraf), was director of the Silesian district authority (German: Oberamt).

After the Prussian capture of Silesia, Philipp Gotthard von Schaffgotsch (1715-1795) became bishop of Breslau. In the following generation, Johann Nepomuk Gotthard (1732-1808) received the title of "Erblandhofmeister". The family gained a seat in the Prussian House of Lords. In the first half of the nineteenth century, the family again split, into an Upper Silesian (Koppitz) line and a Lower Austrian (Niederleis) one. The Upper Silesian line, which owned the biggest coal mines in the German part of Upper Silesia, became one of the largest industrial dynasties in Germany. The Lower Austrian line, with its large possessions in and around the Riesen- and Iser Gebirge (Giant and Jesera Mountains), was considered the second wealthiest family of the region before World War I. In the 1930s, the last lord of the estate, Friedrich (1883-1947), owned 27,668 hectares, the sixth largest enterprise in Prussia.

After World War II, most members of the Schaffgotsch family were expelled from their homes because they were ethnic Germans, and the Communists confiscated their properties.

View of the Giant Mountains and the Schaffgotsch-owned comital estates in the eighteenth century[edit] References

1.^ Duchess Barbara Agnes von Schlesien-Liegnitz

U. Schmilewski, Schaffgotsch, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd 22 (Rohmer-Schinkel), München 2005, p.536-538 (German)

Das schlesische Elysium, Arne Franke, *Deutsches Kulturforum östliches Europa e. V.*, p. 16-19 (German)

A. Kuzio-Podrucki, *Das Haus Schaffgotsch. Das wechselvolle Schicksal einer schlesischen Adelsdynastie*, Tarnowskie Góry 2009, ISBN 978-83-61458-32-6 (German)

A. Kuzio-Podrucki, *Schaffgotschowie. Zmienne losy slaskiej arystokracji*, Bytom 2007, ISBN 978-83-923733-1-5, (Polish)

About Family Schaffgotsch on the website: *Silesian gentry and aristocracy* (English)

Medieval glass works in Chromiec

Half of September 2003 Chromiec an archeological research team from Muzeum Karkonoskie in Jelenia Góra visited Chromiec. From trial research it turned out that one of the oldest glass works in Silesia was situated there.

The discovery was made by Radosław Mieczkowski, a local student who found interesting pieces of ceramics and glass on a field close to his home in the Kamienica valley. He informed his teacher and the teacher turned to Muzeum Karkonoskie.

Half of June 2002 preliminary research was done during which many pieces of ceramics, and pots for glass melting along with other remains of glass production were found. Those findings were dated back to XIV and XV century.

On the neighboring area (on south western slope of Świerczek) traces of medieval mining were found as well.

The big number of materials discovered (several hundreds items of medieval ceramics, pieces of pots and other items) led to a conclusion that the glass works dating from half of XIV till half of XV century must have been huge. Also that the whole area around villages Chromiec, Kopaniec, Międzylesie-Antoniów was an area of intense mining activity in late medieval ages. This is why immediate steps were undertaken to initiate the archeological research.

Unfortunately, it turned out that Muzeum Karkonoskie did not dispose of any financial means for that purpose.

The local community of Chromiec and Kopaniec helped. Stowarzyszenie Kopaniec collected funds and research was initiated half of September 2003.

Glass works

The interested area is located in north-eastern side of the village, close to helmet of Międzylesie. The area of the glass works is adjacent to the planned mining zone.

The research confirmed the existence of medieval glass works in the area with the remains of lime and sand plaster (used as binder for glass furnaces or other buildings), holes where poles used to stand (after wooden constructions – storage spaces, living spaces).

Most remains found come from medieval ages (characteristic pieces of grey, brick and beige colour) among them smaller and bigger pots for melting glass mass. Also production scraps were found like pieces of quartz, and glass lumps. Especially interesting are items colored red which are a certain rarity since in most medieval excavations green glass dominates.

It was found out that the glass works in Chromiec was active at the same period as the best known glass works in Karkonosze, glass works in Cicha Dolina close to Piechowice which is regarded as one of the oldest in Poland.

To protect the area of research a procedure was begun to include the position nr 1 in Chromiec (as the interested area was called) into the register of monuments.

There is a real danger that this region enjoying clean air and water and unique landscape can turn shortly into a noisy stone pit and the peaceful village roads will be toured by huge trucks taking the production away. A mining company had bought a piece of land in gmina Stara Kamienica. The excavating plans are very realistic.

Although the local community does everything to prevent this scenario and the local authorities are against those plans as well, this may be not sufficient to stop them.

Glas: Herstellung und Geschichte

Glas, Sammelbegriff für eine kaum überschaubare Zahl von Stoffen verschiedenster Zusammensetzungen, die erschmolzen werden und beim Abkühlen ohne Kristallisation erstarren. Die Struktur des Glases ähnelt der von Flüssigkeiten, es liegt jedoch ein Festkörper vor. Die Fähigkeit zur Glasbildung besitzen v.a. Oxide von Silicium, Bor, Germanium, Phosphor, Arsen.

Glas - eine faszinierende Materie, transparent, glitzernd und unendlich vielseitig. Glas ist Phantasie, Kunst, Technik, Kultur, Geschichte und Moderne.

Herstellung Glaswerkzeuge.

Das Gemenge aus den fein zerkleinerten und homogen gemischten Rohstoffen (Quarzsand, Soda, Pottasche, Kalkstein, Marmor, Kreide) wird in Schmelzwannen oder Glashäfen (Glasschmelzöfen) erschmolzen, wobei die Schmelze durch Zusätze geläutert und entfärbt wird. Die Glasschmelze wird durch Blasen mit dem Mund, Pressen, Ziehen, Schleudern von Hand oder maschinell verarbeitet.

Grundsätzlich hat sich an der Herstellung des Glases, seit „Erfindung“ der Glasmacherpfeife vor rund zweitausend Jahren nichts geändert. Dieses wichtige Glasmacherwerkzeug wurde kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung in der libanesischen, damals römischen Hafenstadt Sidon erstmals verwendet. Das Einblasen von Glas in hölzerne Formen beschleunigte die Herstellung von Glas erheblich und verbilligte damit auch die Produktion. Um auch im nördlichen Germanien nicht auf ihren verfeinerten Lebensstil zu verzichten, wurden Glasmacher von der römischen Besatzungsmacht über die Alpen gebracht. So wurde begonnen, an einigen römischen Stützpunkten, wie z.B. in Köln römisches Glas herzustellen.

Nach dem Ende der Römerzeit erlebte die Glasproduktion in Deutschland erstmal einen Niedergang, bevor im Mittelalter das Glas wiederentdeckt wurde. So weist ein Schriftstück darauf hin, dass bereits im 13. Jahrhundert in Glashütt bei St. Englmar Glas geschmolzen wurde. Der große Aufschwung der Glasherstellung vor allem im Bayerischen Wald kam aber erst später. Ende des 17. Jahrhunderts bestanden bereits 60 Glashütten, die Spiegelglas, Butzenscheiben, Trinkgläser und auch Glasperlen für Rosenkränze produzierten und bis nach Spanien verkauften. Im Lauf der nächsten Jahrhunderte etablierte sich Böhmen und das bayerisch-böhmische Grenzgebiet immer mehr zum Zentrum für die Herstellung von hochwertigen und anspruchsvoll dekorierten Glasgefäßen. Im 19. Jahrhundert wurden neue Technologien entwickelt, die eine bedeutende Verbesserung bei der Herstellung von optischen Gläsern (Oberkochen), Mikroskopen und Brillen ermöglichten. Heutzutage wird der größte Teil der von Industrie, Handel und Haushalten benötigten Glasprodukte maschinell und hochmodern hergestellt.

Hochmoderne Massenproduktion und faszinierende Handwerkskunst - Hochtechnologie und ästhetisch reizvolle und faszinierend gestaltete Formen - all das sind Facetten des Glases.

Und so abwechslungsreich wie die Formen, Farben und Variationsmöglichkeiten von Glas sind, so vielschichtig sind auch die Glasmacher, Glasveredeler und Galeristen, die sich mit dem Thema Glas beschäftigen.

Bleikristall ist eine Glasart, die besonders durch ihrem Glanz begeistert. Es entsteht durch den Zusatz von Mennige, einem Bleioxyd.

Bleikristall zeichnet sich durch starke Lichtbrechung und Weichheit aus und ist daher besonders stark für den Schliff geeignet. Neustadt a.d. Waldnaab ist das europäische Bleikristallzentrum.

Die Glashütten in den Wäldern

Da Glasmacher mit Vorliebe große Waldgebiete aufsuchten, fanden sie in den Wäldern um Wüstenrot nahezu alles, was sie für den Betrieb ihrer Glashütten benötigten: Holz für die Schmelzöfen und zur

Pottaschenbereitung, Quarz in Gestalt von Sand und Kiesel als Rohmaterial sowie reichlich Wasser für den Betrieb der Stampfmühlen. Flurnamen wie Glasbuckel, Glaswald, Glasrain oder Aschenbühl bezeugen in der Umgebung von Wüstenrot den Betrieb zahlreicher Glashütten. Eine der ältesten Hütten ist um 1430 für Weihenbronn bezeugt. 1521 besaß dort der hohenlohische Sekretär Wendel Hipler, der 1525 im Bauernkrieg eine führende Rolle spielte, eine Glashütte. Im 16. Jahrhundert erlangte - wie auch die Hinweise auf Vermögensverhältnisse und Einwohnerzahlen belegen - die von der Glasmacherfamilie Greiner betriebene Glashütte in Stangenbach besondere Bedeutung. Von Stangenbach wurden Glaswaren nicht nur in benachbarte Ämter wie Weinsberg und Bietigheim abgesetzt, sondern auch Glasermeister in Frankfurt, Mainz, Bingen und Worms beliefert. Besucht wurde regelmäßig die Frankfurter Messe. Die Kisten mit Glaswaren wurden mit Wagen bis Heilbronn oder Neckarsulm gebracht und von dort mit Schiffen nach Frankfurt befördert. 1695 wurde der Betrieb der Stangenbacher Glashütte eingestellt. Am längsten betrieben wurde die Glashütte der Grafen von Löwenstein in Lautern.

Glas herstellen

In schwer zugänglichen, unbesiedelten Gebieten übten die Glasmacher eine Kolonisationsfunktion aus, ihre Produktionsstandorte waren an den Waldreichtum gebunden. Zur Glasherstellung (aus dem Quarz im Buntsandstein) wurden große Mengen Brennholz benötigt. Viele Glashütten wurden daher in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufgegeben, weil der Preis für Brennholz aufgrund der Verknappung stieg und auch Forstbetriebe die Hütten im Wald nicht mehr dulden wollten. Im Schwarzwald war der Nadelholzvorrat der Kniebiswälder bereits völlig ausgeschöpft, obwohl die Fichte seit dem 16. Jahrhundert großflächig im Hornisgrinde-Kniebis-Gebiet verbreitet war.

Köhlen und Pottaschebrennen

Für die Glasindustrie u.a. waren die Köhlerei und Pottaschebrennereien wichtige Zuliefererindustrien. Die Köhler verkohlten das Abfallholz des Schifferwaldes in Kohlenmeiler. Die entstehende Holzkohle wurde z.B. in der Glasindustrie genutzt. Auch heute findet man als Beweis Kohleplatten im Wald, der letzte Kohlemeiler war bis 1950 in Betrieb. So wurde eine etwa vierfache Gewichtsreduktion bei immer noch einem Drittel Brennleistung der Holzkohle erreicht. Der Rußmacher nutzte noch den feinen Staub für Tusche und Schuhcreme. Dem gegenüber war das Pottaschebrennen eine Nebennutzung der Holzverarbeitung. Das Kaliumkarbonat der Pottasche wurde durch Verbrennen von Holz, Ästen, Reisig, Wurzelstöcken etc. gewonnen. Dabei wurden durch schonungsloses Einschlagen ganze Waldteile dem Aschebrennen geopfert. Die Pottasche wurde in den Glashütten zum Herabsetzen des Siedepunktes verwendet. Für die Herstellung von einem Kilogramm Glas benötigt man zwei Kubikmeter Holz. Die Pottasche wurde auch in Hammerschmieden eingesetzt. In der Glasindustrie wird sie heute durch Soda ersetzt. Als eines der ältesten Kunstprodukte des Menschen ist Glas ein kulturgeschichtlicher Werkstoff, der facettenreich betrachtet werden kann. Mit Glas verbindet sich eine 7000-jährige Entwicklungsgeschichte des Handwerks, der Kultur und der Kunst. Rechnet man das natürliche Glas, den Obsidian, noch hinzu, gelangen wir zurück in die Zeit der Jäger und Sammler, als Ahnen mit scharfen Pfeilspitzen aus Glasstein in den dunklen Wäldern ihr Wild erlegten. Damals wie heute fasziniert das durchsichtige Material die Menschen und war häufig Anlaß zum künstlerischen Schaffen. Bei entsprechender Fürsorge wird Glas seine Hersteller überdauern, im günstigsten Fall tausende von Jahren.

Das weströmische Kaiserreich nahm im Jahre 493 n. Chr. sein Ende, nachdem heftige, erbitterte Kämpfe die Ohnmacht des Imperiums offenlegten. Durch den Niedergang des Weltreiches und die nun beginnenden Völkerwanderungen ging ein gutes Stück der Glasmacherkunst verloren. Die aufkommende christliche Welt bezichtigte die Glasmacher eines "heidnischen Teufelswerk" und brandmarkte Gläser als Teufelswerk. Die wichtigste Kundschaft der Glasmacher, die Kirche und der Klerus, kündigten den Glasmachern ihren Bedarf.

Papst Leo IV erließ um 850 ein Verbot, in Gottesdiensten Glasgefäße zu verwenden. Bereits vorher hatte das Konzil zu Reims im Jahre 803 unter Leo III und danach das Konzil zu Trient (895) unter Papst Formosus ein Edikt gegen die Benutzung von Glasgefäßen in Gotteshäusern erlassen. Von allen Kirchen

und Kanzeln setzte ein Feldzug gegen Glasbeigaben für die Gräber der Toten und erst recht gegen Glasurnen ein. Denn auch die Leichenverbrennung und gesonderte Aufbewahrung der Asche waren als heidnischer Brauch verdammt.

Aber was die Kirchen verteufelten, hoben die Klöster später wieder aus der Taufe: Sie richteten Glashütten ein, um Gefäße für die von ihnen erzeugten alkoholischen Getränke, wie Likör und Schnäpse, zu fertigen.

Von den Glashütten zeugen ca. hunderte Orts-, Gewinn- und Flurnamen, wie z.B.: Glaserberg, Glashütte, oder Glasbach. Heute findet man in den Bächen gelegentlich Glasreste früherer Glashütten.

In den Laubwäldern fanden die Glasmacher alles vor, was sie brauchten. Die Hainbuchen eigneten sich besonders gut für die Herstellung von Pottasche und zur Feuerung der Öfen. Den Quarzsand schöpften die Glasmacher aus den Bächen und bevorzugten die Granit- und Buntsandsteingebiete. Zunächst war das "Waldglas" grünlich, weil man die Glasschmelze nicht von den Eisenbeimischungen der Rohstoffe reinigte.

Die Glasmacher organisierten sich, indem sich in der Regel zehn Glasmeister, ein Gastwirt und ein Müller zu einer Genossenschaft zusammenschlossen. Von den Grundherren bekam die Genossenschaft ein Waldgebiet geliehen. Häusler und Tagelöhner siedelten sich zu den Glasmachern um sich als Pottaschesieder und Holzfäller zu verdingen. Am Glasofen selbst arbeiteten die Glasmacher nebeneinander, aber jeder einzelne Glasmeister für sich an seinem Ofenloch. Gemeinsam wurden die Kosten für den Betrieb der Glashütten getragen, nach dem Motto der Betriebsform, die zu Anfang des 17. Jahrhunderts noch den bergmännischen Gewerkschaften üblich war: "Gemeinsame Verleihung, gesonderter Betrieb." Am 23. April, dem Tag des heiligen Georg, wurde jedes Jahr beim "Kehrum Fest" ein neuer Obermeister der Glashütte gewählt.

Im 19. Jahrhundert gerieten die Waldglashütten in wirtschaftliche Bedrängnis, denn sie lagen zu weit von den Verkehrswegen entfernt. (Glasträger) Mit der Entwicklung der Eisenbahn nahm der Faktor Zeit einen immer bedeutender werdenden Platz ein. Schneller und ökonomischer hieß es, um konkurrenzfähig zu sein. Wer wollte beschwerliche Waldwege in Kauf nehmen und die Waren bei den Waldglashütten bestellen? Was den Glasmachern immer ein Vorteil war, daß der Rohstoff Holz direkt am Produktionsort vorhanden war, wurde ihnen nun zum Verhängnis. Lange Verkehrswege bedeuteten hohe Kosten, die unmittelbar mit sinkenden Umsätzen verbunden waren. Nur jene Glashütten, die an ein gut organisiertes Verkehrsnetz angebunden waren, konnten überleben.

Märchen und Mythen

In Märchen oder Mythen, in der Alchemie und Philosophie hat die Materie Glas zahlreiche Spuren hinterlassen. - Neben gläsernen Früchten taucht im Märchen häufiger das Motiv des Glasberges auf. Er ist ein Berg, der überschritten werden muß, um in die Geisterwelt zu gelangen. Ein Märchen aus dem Hauensteinischen lautet: "Es war eine verzauberte Königstochter, die konnte niemand erlösen, als wer den Glasberg erstiegen hatte, worin sie gebannt war. Da kam ein junger Gesell ins Wirtshaus. Zum Mittagessen wurde ihm ein gekocht Hühnchen vorgesetzt, alle Knöchlein davon sammelte er sorgfältig, steckte sie ein und ging nach dem Glasberg zu. Wie er dabei angekommen war, nahm er ein Knöchlein und noch eins, bis er fast ganz hinaufgestiegen war. Er hatte nur eine einzige Stufe übrig, da fehlte ihm nur ein einziges Knöchlein, worauf er sich den kleinen Finger abschnitt und in den Glasberg steckte; so kam er vollends hinauf und erlöste die Königstochter."

In der Volksmedizin nahm das Glas neben den Edelsteinen einen ebenbürtigen Platz ein. Zur Behebung von Kinderkrankheiten sollte das "Glitzern" des Glases dienlich sein. Dem erkrankten Kind wurde eine Glasscheibe auf das Gesicht gelegt, in der sich die Sonne spiegeln sollte, um das Licht in den schwachen Körper zu schicken. Eine andere Heilmethode war jene, gegen Spulwürmer und Lungenstiche, bei der zerstoßenes Glas eingenommen wurde.

Am Nordatlantik lebte noch lange die Sitte der Fischerfrauen, die gläserne "Netzschwimmer" in die Fenster hängten, um ein Zeichen der Verbindung mit ihren auf See fahrenden Männern herzustellen. Die Glaskugel galt als der Zerstörer jeden bösen Zaubers. Dadurch waren die Glasmacher allseits bewundert

und verehrt. Man wählte den abgelegenen Glashütten ein geheimnisvolles Numen, das an Zauberei erinnerte, denn die Färbung des Glases schien den Fachkundigen rätselhaft. Die Glasmacher hüteten ihre Rezepturen im strengen Sippengeheimnis, das nur durch Blutsverwandschaft weitervererbt werden konnte.

Es wurde den Glasern unterstellt, daß sie mit Drogen, Edelsteinpulver, Gold und "Drachenblut" ihr Glas färbten. "Ich hörte erstmals von einem wackeren Künstler im Scherz sagen: daß die Glasmacher - Kunst die letzte unter allen Künsten in der ganzen Welt sein würde; denn saget wann Gott dieses ganze Weltgebräu durch Gewalt deß Feuers verzehret wird, so wird alles zu Glas werden." (Merretti 1662).

Glas hat den Menschen schon immer fasziniert und beeindruckt. Im christlichen Glauben, als "Aberglauben" und im Brauchtum spielt die vielfältige Symbolik des Glases eine Rolle. Schon seit alters regte Glas die Fantasie des Menschen an. Kunstvoll gefertigtes Glas kann ähnliche Empfindungen von Freude und "Ehrfurcht" auslösen. Wenn man ein wertvolles, graziles Glas in den Händen hält, ist bereits der Gedanke, daß es herunterfallen könnte unangenehm. Der Blick durch eine farbige Glasscherbe verändert die Welt schlagartig - veränderte Wahrnehmung durch Farbeinfluß. Mit der spezifischen Wirkung, die Farben auf innere Vorgänge haben beschäftigen sich Tiefenpsychologen und Farbtherapeuten. Kaum ein anderer Stoff löst beim Betrachter emotional soviel aus wie Glas.

In erster Linie steht das Glas für Transparenz. Es symbolisiert in der christlichen Lehre das Licht. So wird durch die kunstvolle Gestaltung von Kirchenfenstern eine sinnliche Wirkung erzielt, die Kontemplation gefördert und der Heilsgedanke veranschaulicht. Ferner weist die Farbenpracht der gotischen Glasfenster auf die farbige Fülle des himmlischen Jerusalem hin. (Hebräer 12:22) Wenn die Gläubigen erleben, wie das Licht durch die großen Fenster flutet, soll dies den Schritt zu Christus dem "Licht der Welt" fördern. In der Bibel (vor allem dem Buch der Offenbarung) werden Formulierungen wie "klares Glas" "durchsichtiges Glas" oder "gläsernes Meer" gebraucht. Seiner Kostbarkeit wegen wird Glas von Hiob (Hiob 28:17) auf die gleiche Stufe mit Gold gestellt. Als Synonym des Lichtes und des himmlischen Elements taucht das Glas auch in der christlichen Kunst auf. Einige Darstellungen des Schöpfungszyklus zeigen Christus, die durchsichtige Glaskugel als Symbol der zuerst geschaffenen himmlischen Lichtwelt in Händen haltend. In christlicher Interpretation ist Glas, das alle Dinge durchscheinen läßt, ohne selbst Schaden zu nehmen, auch Symbol der unbefleckten Empfängnis.

Im Märchen liegt "Schneewittchen" zum Beispiel in einem gläsernen Sarg - dies wird auf römische bzw. etruskische Bestattungszeremonien zurückgeführt.

Bestattungsurnen aus Glas bzw. kleine Glasphiolen als Grabbeigaben sind nachweisbar.

Das Motiv des in Glas eingeschlossenen Dämons, der "Geist in der Flasche" gehört in Europa zum tradierten Sagengut. Daß es um eingeschlossene bzw. beherrschte Kräfte geht, die nach der "Befreiung" sinnvoll dienen oder zerstören können ist uns offensichtlich. Der Geist der Flasche kann auch Alkohol sein. In der Bibel beschrieben: "Das Leben des Menschen ist wie Glas" ..und Glas kann sehr zerbrechlich sein, genau wie der Mensch.

Eine uralte Mythologie und viele Märchen ranken sich um den Glasberg.

Die Sagen und Lieder kennen irdische Glasberge und Glasburgen als Aufenthalt der Helden und weiser Frauen

Auf dem symbolträchtigen Gebiet der Alchemie kommt dem Glas ebenfalls große Bedeutung zu.

Besonders im Zusammenhang mit den Elementen, Erde, Feuer, Wasser, Luft, die als eigentliches Fundament der Welt gelten, aus ihnen besteht alles und nach ihnen richtet sich alles.

Im Volksglauben hat das Glas besonders wegen seiner Zerbrechlichkeit eine tiefere Bedeutung.

Das absichtliche Zerschlagen von Glas symbolisiert den Abschluß einer Sache.

Der Brauch, bei Hochzeiten oder zu Silvester Trinkgläser zu zerschmeißen steht hiermit in Verbindung. Liebenden wird geraten sich kein Glas zu schenken, da sonst ihre Beziehung so zerbrechlich wie Glas wird.

Wenn ein Mann aus einem zersprungenen Glas trinkt wird seine Frau Töchter gebären.

Verschütten beim Einschenken eines Glases kündigt baldige Kindestaufe an

Die Geschichte des Glases allgemein aus der Sicht unserer Glasforschung:

Glas ?

Niemand weiß genau, wann zum ersten Mal Glas erzeugt worden ist. Älteste Funde reichen bis 7000 v.Chr. zurück. Das war gegen Ende der jüngeren Steinzeit. Ursprungsgebiet des Glases sind die Länder des Vorderen Orients. Früheste Fundstätten liegen in Arabien und im östlichen Mesopotamien (heutiger Irak). Unabhängig davon entstand Glas in Mykene (Griechenland) China und Nordtirol.

Die älteste Glasherstellung ist eng mit der Töpferei verbunden, die schon um 8000 v.Chr. in Oberägypten ansässig war. Beim Brennen von Töpferware entstand durch zufälliges Vorhandensein kalkhaltigen Sandes in Verbindung mit Natron und durch zu starkes Erhitzen der Töpferöfen Glas als farbige Glasur auf Keramiken.

Erst etwa 1500 v.Chr. gelang es, Glas unabhängig von keramischer Unterlage zu produzieren und zu selbständigen Gegenständen zu verformen.

Andere Vermutungen gehen dahin, Glas als ein Zufallsprodukt der Bronzeschmelze anzusehen. Tatsächlich treten Glas und Bronze kulturgeschichtlich häufig gemeinsam auf, und es gibt enge technische Beziehungen zwischen der Schmelze dieser beiden ältesten künstlichen Werkstoffe.

Glaskunst in Ägypten

Über lange Zeit war die Entwicklung von Glas vom Stand der Feuerungstechnik bestimmt. Mit Glas umzugehen war eine Kunst, die nur wenige beherrschten. Die bei der Bronzeschmelze verwendeten Öfen waren zu einfach, um ein blasenfreies, leicht verformbares Glas zu erschmelzen.

Etwa um 3000 v.Chr. begannen in Ägypten Glasmacher, planmäßig Schmuckstücke und kleine Gefäße herzustellen. Um einen festen Sandkern oder Tonkern herum modellierten sie auf 900°C abgekühltes, zähflüssiges Glas.

Ab 1500 v.Chr. hatten die ägyptischen Glasmacher ihre Technik um einen wichtigen Schritt erweitert: Um Salben- oder Ölbehälter anzufertigen, wurde ein keramischer Kern als Negativform benutzt. An einer Stange befestigt tauchte der Handwerker die Form in die flüssige Glasmasse ein - es entstand das erste brauchbare Hohlglas.

Durch ständiges Drehen des Kerns in der Schmelze haftete das Glas an der Form. Mittels Wälzen auf glatter Steinplatte konnte seine Oberfläche geglättet oder durch Ornamentierung der Wälzfläche auch mit Verzierungen versehen werden. Henkel oder Trageösen kamen hinzu.

Zur Glasschmelze wurden die erreichbaren Rohstoffe herangezogen. Durch Zugabe von Kupfer- oder Kobaltverbindungen entstanden Blaufärbungen. Auch Glas mit braunem Aussehen war anzutreffen. Die Tontafelbibliothek des assyrischen Königs Ashurbanipal (668-626 v.Chr.) enthielt Keilschrifttexte mit Glasrezepten, von denen das älteste in etwa so lautet: "Nimm 60 Teile Sand, 180 Teile Asche aus Meerespflanzen, 5 Teile Kreide - und Du erhältst Glas."

Dieser Glassatz, wie der Fachmann sagen würde, enthält auch alle heute noch verwendeten wesentlichen Rohstoffe, wenn auch in groben Mengenverhältnissen. Der niedrige Anteil an Sand läßt jedoch darauf schließen, daß man selbst um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts noch keine hohen Schmelztemperaturen erreichte und nur weiches Glas zu fertigen vermochte, das sich gerade zur Verformung für einfache Gefäße und andere Waren eignete.

Im Laufe der Jahrhunderte verbreitete sich die Kunst des Glasmachens immer mehr. Bald gab es im Niltal

von Alexandria bis Luxor so viele Betriebe, daß zumindest für vorgeschichtliche Verhältnisse von einer Glasindustrie gesprochen werden kann.

Ähnlich entwickelten sich die Dinge zwischen Euphrat und Tigris im Irak, in Syrien, auf Zypern und Rhodos.

Um 1000 v.Chr. schufen die Glasmacher im östlichen Mittelmeer und in den angrenzenden Regionen immer größere Gefäße und Schalen durch Entwicklung neuer Verfahren. So wurden beispielsweise aus verschiedenfarbigen Glasfäden gefertigte Glasstäbe in Scheiben geschnitten, in Formen gelegt und die Zwischenräume mit Glas ausgegossen. Auch einfache Guß- und Preßmethoden waren bereits bekannt. Doch hatte man mit der Herstellung flacher und tiefer Schalen die technischen Möglichkeiten ausgeschöpft.

Revolutionen der Technik: die Glasmacherpfeife

Im Raum zwischen Sidon und Babylon gelang syrischen Handwerkern um das Jahr 2000 v.Chr. der entscheidende technische Durchbruch mit der Erfindung der Glasmacherpfeife. Dieses Werkzeug besteht aus einem etwa 100 bis 150 cm langen Eisenrohr mit rund 1 cm lichter Weite". An einem Ende ist es zu einem Mundstück ausgebildet und mit einem wärmeisolierenden Griff versehen. Am anderen Ende findet sich eine knopfartige Erweiterung. Damit holt der Glasmacher aus der Schmelze einen Posten flüssigen Glases und bläst ihn zu einem Hohlkörper auf. Seit dieser Zeit ist die Glasmacherpfeife trotz technischen Fortschritts aus der Glasfertigung nicht mehr wegzudenken.

Das Blasen des Glases mit der Pfeife ermöglichte es, nicht nur einfache, bauchige Gefäße zu fertigen, sondern auch dünnwandige, feinere, mannigfach verformte Gläser. Durch das Einblasen in hölzerne Formen ließen sich die Produkte standardisieren und in gleichmäßigen Serien herstellen. In die Formen eingearbeitete Vertiefungen wie Rillen, Rauten oder Netze schufen Dekore auf den Oberflächen der Gläser.

Zugleich bedeutete der Einsatz der Glasmacherpfeife die Vorstufe für Flachglas. Dazu wurde dann Glas zu größeren zylindrischen Körpern oder birnenförmigen Gebilden aufgeblasen, anschließend aufgeschnitten und in noch warmem Zustand durch Bügeln" geglättet.

Glas in der römischen Zeit

Die gut entwickelten Handelsbeziehungen unter den Völkern des Römischen Reiches, sein Straßen- und Verkehrssystem und die auf wirtschaftlichen Fortschritt bedachte römische Verwaltung waren ideale Voraussetzungen für die schnellere Verbreitung der neuen Erfindung und damit der Glasmacherei. In allen Teilen des Imperiums. Von Mesopotamien bis zu den Britischen Inseln, von der iberischen Halbinsel bis an den Rhein, kam es zur Gründung von Glashütten. Das Handwerk erlebte seine erste Blütezeit. Plinius der Ältere (379 n.Chr.) beschrieb in seiner Enzyklopädie "Naturalis Historia" Zusammensetzung und Herstellung von Glas.

Hundert Jahre nach der Zeitenwende gelang in Alexandria durch Beimengung von Manganoxid in Verbindung mit weiterentwickelten Ölen erstmals die Schmelze von farblosem Glas. Die Fähigkeit, höhere Temperaturen zu erzielen und die Feuerung besser unter Kontrolle zu halten, förderte die Qualität des Glases infolge vollständigeren Zusammenschmelzens seiner Bestandteile.

Die Prunksucht der römischen Kaiser gab der Glasherstellung weiteren Auftrieb. Kunstvoll gearbeitete Luxusgläser mit Filigran-, Mosaik- und Schliffdekor kamen in Mode. Glas wurde zu Schmuck verarbeitet und zu Edelsteinimitationen benutzt. Die antike Glasmalerei stand in hoher Blüte.

Römische Glashütten siedelten sich in der Nähe geeigneter Sandvorkommen an. Die Soda wurde bis ins Mittelalter aus Ägypten und Syrien herbeigeschafft. Glashütten gab es in größerer Zahl in der Campagna,

aber auch in der Großstadt Rom selbst. Römische Glashüttenbesitzer kennzeichneten ihre Produkte schon im 1. Jh. n.Chr. mit ihrem "Firmensymbol" und verkauften sie in alle Teile des Reiches. Über die Seidenstraße wurden die römischen Glasspezialitäten bis nach China geliefert, obwohl es dort bereits seit langer Zeit Glas aus eigener Herstellung gab.

Vom Luxusgut zum Gebrauchsgegenstand

In den syrischen Zentren Sidon und Tyros, im ägyptischen Alexandria' im öströmischen Byzanz' im oberitalienischen Aquileia, in den nordfranzösischen Städten Amiens und Boulogne und im germanischen Köln und Trier produzierten zahlreiche Hütten.

Nachdem lange Zeit polierte Kupfer- oder Silberscheiben als Spiegel gedient haben, schufen schließlich die Phönizier kleine Glasspiegel mit Zinnunterlagen. Da das verwendete Glas keine plane Flächen aufwies, wurden die Metallscheiben noch für Jahrhunderte nicht vom Glasspiegel verdrängt. Erst im 13. Jh. gelang es in Deutschland, die Rückseite eines Flachglases mit einer Metallegierung auf Bleiantimonbasis zu überziehen. Zwar wurde diese Erfindung von der späteren Glashochburg Venedig vervollständigt, doch blieben die Spiegelformate bescheiden.

Erst das 1688 in Frankreich unter König Ludwig XIV. erfundene Plattengießverfahren reichte aus, großflächige Spiegel zu schaffen. Dazu wurde die Glasmasse durch Walzen auf einem Gießtisch plaziert, und nach dem Erkalten schliiff und polierte man die Oberflächen glatt und eben. So entstand Spiegelglas, nämlich Flachglas von höchster Qualität, das durch Belegung mit niedrigschmelzendem Metall zum Spiegel wurde.

Die Fenster der Häuser mit durchsichtigem Material zu versehen ist ein alter, lange Zeit gar nicht mehr oder nur unvollkommen erfüllter Wunsch gewesen. Im Altertum mußten Pergamente oder geölte Leinwand für die kleinen Fensteröffnungen genügen. Verglaste Fenster bedeuteten bis weit ins Mittelalter großen Luxus. Fensterscheiben wurden jahrhundertlang mit der Glasmacherpfeife geblasen, aufgeschnitten und flachgewalzt. Die Abmessungen blieben gering, weil der Glasmacher nur eine begrenzte Menge von Glas bewältigen konnte.

° Im 14. Jh. entstand in Frankreich die Butzenscheibe. Ihr Name leitete sich von der nabelartigen Ausbuchtung in der Mitte, der Butze, her. Dazu blies der Glasmacher eine Kugel, die gegenüber dem Pfeifenansatz geöffnet und auseinandergebogen bzw. geschleudert wurde. Die fertigen Scheiben mit einem Durchmesser von bis zu 15 cm wurden durch Bleistiege miteinander verbunden und zu Fenstern vervollständigt.

Zu den ältesten Gebäuden mit Glasfenstern zählen in Deutschland das Kloster Tegernsee aus dem 10. Jh. und der 100 Jahre jüngere Dom zu Augsburg mit den fünf Prophetenfenstern.

Mit dem 15. Jh. begann die hohe Zeit der Glasmalerei. Kirchen, Paläste, Rat-, Zunft-, Wirts- und Privathäuser erhielten Glasfenster, die mit historischen Darstellungen oder Wappen bemalt waren. Die Verbreitung der Glasmalerei war vermutlich eine unmittelbare Folge des gotischen Baustils mit seinen hohen Fenstern. Das Bemalen der Glasflächen dämpfte das sonst im Überfluß hereinflutende Licht.

Die Rolle Venedigs

Im Mittelalter entwickelte sich die alte Handelsmetropole Venedig nach und nach zum Mittelpunkt abendländischer Glasmacherkunst. Zeitweilig sollen bis zu 8000 Menschen in den venezianischen Glashütten beschäftigt gewesen sein. Vom 15. bis 17. Jh. erreichte die Glasmacherkunst dort ihren Höhepunkt, und zwar sowohl in der Glasherstellung im Hüttenbetrieb als auch bei der Veredelung.(Murano)

Die Glaskünstler Venedigs nahmen manche Anregung aus dem islamischen Kulturkreis in ihre Arbeiten auf. Syrische Emailmalerei entwickelten sie weiter. Der Gipfel venezianischer Glasmacherkunst war die Schaffung reinsten Kristallglases, das sich durch den unnachahmlichen Glanz und absolute Farblosigkeit auszeichnete. Reiner Quarzsand und aus Meerespflanzen gewonnene Pottasche waren die Voraussetzung dafür. Charakteristisch für den Höhepunkt venezianischer Glasfertigung sind Pokale mit Hohlstielen und Fußschalen mit Reliefs des Markuslöwenkopfes.

Im 17. Jh. zeigten bizarre Flügelgläser und Durchbrucharbeiten bereits den Verfall der Glasmacherkunst in der Renaissance an: Die Schliffe und Verzierungen sind zwar Ausdruck einer Technik in höchster Vollendung, wirken aber übertrieben. Glasmacher in Nordeuropa, vor allem in den Niederlanden und Deutschland, nahmen die Tradition Venedigs auf und leiteten zu gemäßigter Formgebung über.

Eifersüchtig wachte Venedig über die Geheimhaltung der Glasrezepte, vor allen Dingen für das geschätzte Kristallglas. Zeitweilig waren die auf Murano angesiedelten Glasmacher bei Weitergabe der Herstellungsverfahren mit dem Tode bedroht. Das Ansehen der Meister war hoch. Nicht selten erlebten sie die Erhebung in den Adelsstand.

Glas in Deutschland

Sieht man von den Glashütten in Germanien ab, die im Gefolge der Römer entstanden, sich über eine gewisse Zeit hielten und dann wieder verschwanden, beginnt die Geschichte der deutschen Glasproduktion im engeren Sinne im Mittelalter. Deutsche Glasmacher ließen sich in den verkehrsfernen Waldgebieten der Mittelgebirge nieder. In den Vogesen, im Spessart, Thüringer Wald, Solling, Schwarzwald, Bayerischen Wald, Fichtelgebirge, Böhmerwald, Erzgebirge, Riesen- und Isergebirge, in -> Hohenlohe, in Unterkochen, Oberkochen, also am Kocher, wurde in wachsendem Umfang Glas erzeugt.

Erschmolzen wurde zunächst ein grünliches, nicht gefärbtes Glas auf der Grundlage von Sand und Pottasche. Für die Gewinnung von Pottasche (Kaliumkarbonat) eignete sich am besten Buchen- und Eichenholz. Die Stämme wurden in großen Feuern verbrannt und die Asche in Gefäßen, den "Pöthen", ausgelaugt. So gewann man Pottasche. Außerdem lieferten die Wälder Brennmaterial für die Glasöfen. Das fertige Produkt nannte man Waldglas. Daraus entstanden die meisten mittelalterlichen deutschen und böhmischen Gläser vor Einführung des Kristallglases.

Waren die umherliegenden Waldungen abgeholzt, wurde die Hütte - meist nur ein schnell errichteter Holzschuppen für die Öfen und zur Aufnahme der fertigen Gläser - verlegt. Erst im 17. und 18. Jh. wurden die Wanderglashütten sesshaft.

Ein treffendes Beispiel für die mittelalterliche deutsche Glasproduktion ist der Bayerische Wald. Interessant ist seine Glasgeschichte vor allem deshalb, weil hier bis heute die Glaserzeugung der dominierende Wirtschaftszweig geblieben ist und die Entwicklung in anderen deutschen Landschaften mit Glasproduktion ähnlich verlief.

Glashütten 1879 bis 1918

Vom Jugendstil zum modernen Glasdesign

An der Wende zu unserem Jahrhundert entstanden im Jugendstil nicht nur in Europa, sondern auch in den USA neuartige Glasformen und -dekorationen. Neben anderen Künstlern entwarfen in Frankreich Emile Galle (1846-1904), in Amerika Louis Comfort Tiffany (1848-1933), in Österreich Josef Hoffmann (1870-1956), in Deutschland Josef Maria Olbrich (1867-1908) und Karl Koepping (1848-1914) Jugendstilgläser.

Der Einfluß des Bauhauses (1919-1933) strahlte auch auf das Glas aus. Der Bauhausschüler und -lehrer Wilhelm Wagenfeld (geb. 1900) schuf seit 1929 zahlreiche vorbildliche Gläser für verschiedene

Glashütten.

Auf dem Weg zur Glastechnologie

Die gesamte Glasgeschichte ist von dem Bemühen einzelner geprägt, Fertigungsverfahren und Produkt zu vervollkommen und weiterzuentwickeln. 1679 faßte Johann Kunckel (1630-1703), Leiter der von Friedrich Wilhelm von Preußen bei Potsdam errichteten Glashütte, Überlieferungen und eigene Erfahrungen in seinem Handbuch "Ars vitraria experimentalis" zusammen, das bis ins 19. Jh. als wissenschaftliche Grundlage deutscher Glasmacherkunst anerkannt war.

In München vertiefte sich Joseph Fraunhofer (1787-1826), Sohn eines Glasmeisters und gelernter Spiegelmacher, in die Technologie des Glases. Nach mannigfachen Versuchen gelang ihm die Erzeugung von Gläsern für leistungsfähige optische Geräte. Seine Fernrohre und Mikroskope waren berühmt. 1823 wurde er Professor der Physik und später in den Adelsstand erhoben.

1676 entwickelten englische Glasmacher Bleikristall. Durch Zusatz von Bleioxid erhielt man ein Glas von hoher Brillanz und reinem Klang, das sich für reichen Schliff eignete. Auf dem Kontinent setzte es sich erst 100 Jahre später durch. Sehr reines Bleikristall diente als Flintglas optischen Zwecken.

Vermehrte Förderung von Stein- und Braunkohle machten die Glashütten vom Holz unabhängig. Die Standorte der Glashütten waren nicht länger an das waldreiche Mittelgebirge gebunden, sondern konnten in verkehrsmäßig erschlossene Gebiete verlegt werden. Der seit Urzeiten benutzte Hafenofer, in dem die Glasrohstoffe in einzelnen keramischen Gefäßen, den Häfen, geschmolzen wurden, reichte für die Massenerzeugung nicht aus. Die Erfindung des Wannenofens mit einem Fassungsvermögen von bis zu mehreren hundert Tonnen ermöglichte die kontinuierliche Fertigung und den Einsatz von Maschinen. Die Ofentechnik wurde durch das Regenerationsverfahren, bei dem die Abluftwärme des Schmelzofens das Heizgas und die Frischluft vor der Verbrennung erhitzt, so daß der Sauerstoff besser genutzt werden und höhere Schmelztemperaturen erzielt werden können, von Grund auf verbessert.

Kurz vor 1900 erfand der Amerikaner Michael Owens (1859-1923) die automatische Flaschenblasmaschine, die nach der Jahrhundertwende auch in Europa eingeführt wurde. Etwas später waren Verfahren zur maschinellen Herstellung von Flachglas verfügbar, ohne die der rasch wachsende Bedarf an Bauglas nicht hätte gedeckt werden können. Für den 1851 von Paxton in London zur Weltausstellung erbauten "Kristallpalast" wurden 300.000 genormte Glasscheiben als Wandelemente verbaut.

Ernst Abbe und Otto Schott

Das Fundament für die moderne Glastechnologie legten zwei deutsche Wissenschaftler. Otto Schott (1851-1935), Chemiker und Glastechniker, ging der Abhängigkeit der physikalischen Eigenschaften des Glases von seiner Zusammensetzung nach. Im väterlichen Kellerlaboratorium untersuchte er den Einfluß fast aller Elemente auf die Glasschmelze.

1876 kam Otto Schott mit Ernst Abbe (1840-1905), Professor in Jena und Mitinhaber der Firma Carl Zeiss, in Kontakt. Abbe brauchte für seine hochwertigen optischen Instrumente geeignete Gläser. Otto Schott gelang nach jahrelangen, zunächst enttäuschend verlaufenden Versuchen mit der 93. Schmelzprobe ein Glas von idealer Beschaffenheit. Er siedelte nach Jena über und gründete zusammen mit Ernst Abbe Carl Zeiss und dessen Sohn Roderich das Glastechnische Laboratorium Schott und Genossen, das spätere Jenaer Glaswerk Schott & Gen. Weitere neuartige Glasarten und Schmelzverfahren wurden erdacht und erprobt: gegen Hitze, Druck und chemische Angriffe, optische Gläser für Mikroskope usw. Im Laufe der kommenden Jahre gab es kaum noch einen Bereich der Industrie, der nicht mit Qualitätsgläsern aus Jena versorgt wurde. Feuerfestes Glas zum Kochen und Backen zog außerdem in die Haushalte ein.

Glaswerdegang maschineller Herstellung:

Wie entstehen die bunten Glasfenster?

Erste Beweise für bemalte Fenster mit figürlich gestalteten Szenen stammen aus St. Remi in Reims aus der Zeit um 1000. Das Material Glas ist ein Gemisch aus Kieselsäure und Metalloxyden, das nach dem Schmelzen fest wird. Glas enthält bis zu 75% Kieselsäure, bis zu 20% Alkalien sichern die Haltbarkeit und Soda dient als Flußmittel.

Im Mittelalter kannte man nur die Farben Safrangelb, Purpurrot, Grün, Blau und Kupferrot. Als Vorbilder für die Erstellung der Glasbilder dienten z.B. Miniaturen. Man schnitt die entsprechenden bunten Scheiben zurecht und bemalte sie mit Schwarzlot, einer Mischung aus Eisen- und Kupferpulver. Seit 1300 benutzte man dafür auch Silberlot. Damit konnten neue Töne erreicht werden, z.B. hellgelb oder rötlich-gelb. Die Malfarbe wurde auf dem Glas aufgeschmolzen.

Sobald die Scheiben abgekühlt waren, konnten sie verbleit werden. Die biegsamen Bleinähte passten sich leicht und gut an. Die Einfassung mußte besonders sorgfältig erfolgen, da das Bleinetz ja für die bildliche Darstellung das Strukturgerüst bildete.

Die Ritzen wurden dann mit Lehm ausgefüllt.

Im allgemeinen setzte man das fertige Glasbild direkt in den Steinfalz der Fensteröffnung und festigte es mit Putz.

Glas in der ganzen Welt

Glas in einfacher Form läßt sich heute theoretisch überall auf der Welt produzieren. Seine wichtigsten Rohstoffe und Heizenergie sind nahezu immer vorhanden, und die erforderliche Technologie steht weltweit zur Verfügung. Es gibt kaum ein Kulturland ohne Glasproduktion auf der Erde. Die Herstellung von Glas zur Verpackung von Lebensmitteln und Getränken und als Gebrauchsgegenstand im Haushalt ist nicht selten der Beginn der Industrialisierung der Entwicklungsländer.

So treten immer mehr Völker in die viele tausend Jahre alte Glasgeschichte ein. Nichts deutet darauf hin, daß diese Entwicklung abreißt, denn Glas kann sich auf reiche Rohstoffreserven stützen und steht im Begriff, andere, knapper gewordene Materialien zu ersetzen. Dem Glas gehört auch im modernen, vor allen Dingen notwendigen Zeitalter des der Wiederverwertung von Rohstoffen (Recyclings) die Zukunft! "Die Welt des Glases ist geheimnisvoll und faszinierend zugleich." Glas wird Heute sogar in der modernen Weltraumtechnik der Raumfahrt eingesetzt. Der Werkstoff Glas hat Zukunft. Glas kommt im Weltraum vor, als die Astronauten den Mond betraten fanden sie Glas auf der Oberfläche des Mondes, beim Einschlag eines Meteoriten entsteht Meteoritenglas. Glasfaser, Glasfaser ist in der modernen Datenübertragung nicht mehr wegzudenken, Glas leitet und bündelt Licht.!

Bruchstücke Glasscherben,
Gedichte und Gedanken zum Glas.

Schmelzballade

Im Gemenge beieinander liegen Soda, Kalk und Sand, Und es warten alle drei, bis es Zeit zum Schmelzen sei.

Als sie in des Feuers Glut, schwillt des Kalkes Mannesmut, und der spricht: "Du, meine teure, heißgeliebte Kieselsäure, laß uns schnell zusammenfinden und zum Molekül verbinden ! Komm, mein schöngekörnter Sand, reich mir die Kationen -Hand !" Doch die Soda, als sie hörte, wie der Kalk den Sand betörte, zog sie schnell die Konsequenzen, und mit sämtlichen Valenzen, die noch frei und ungebunden, hat ein Netzwerk sie gewunden und den Kalk darin gefangen. In das Netzwerk eingegangen ist, vor Trauer fast zerflossen

und durch Hitze aufgeschlossen, auch sein kieselsaurer Schatz auf den freien Netzwerkplatz. In den Tiegel so entstand jetzt aus Soda, Kalk und Sand theoretisch akkurat ein Kalk-Natron-Silikat. Moral: In Schmelzen, die korrekt geführt, wird stets nach Vorschrift reagiert! Günther Steinke

Gott lenkt

Ein Mensch, dem seine Vase brach, Gibt einem schnöden Einfall nach: Er fügt sie, wie die Scherbe zackt, Und schickt sie, kunstgerecht verpackt, Scheinheilig einem jungen Paar, Dem ein Geschenk er schuldig war. Ja, um sein Bubenstück zu würzen, Schreibt er noch "Glas!" drauf und "Nicht stürzen!". Der Mensch, heißt' s, denkt, Gott aber lenkt: Das Paar, mit diesem Schund beschenkt, Ist weit entfernt, vor Schmerz zu toben. - Froh fühlt sich' s eigener Pflicht enthoben, Den unerwünschten Kitsch zu meucheln Und tiefgefühlten Dank zu heucheln.

Eugen Roth, aus "Mensch und Unmensch"

Zäzilie

Zäzilie soll die Fenster putzen, sich selbst zum Gram, jedoch dem Haus zum Nutzen. "Durch meine Fenster muß man", spricht die Frau, "so durchsehen können, daß man nicht genau erkennen kann, ob dieser Fenster Glas Glas oder bloße Luft ist. Merk' dir das." Zäzilie ringt mit allen Menschen-Waffen ... Doch Ähnlichkeit mit Luft ist nicht zu schaffen. Zulest ermannt sie sich mit einem Schrei - Und schlägt die Fenster allesamt entzwei !

Dann säubert sie die Rahmen von den Resten, und ohne Zweifel ist es so am Besten. Sogar die Dame spricht zunächst verdutzt: "So hat Zäzilie ja noch nie geputzt". Doch alsbald sie man, was geschehn, und sagt einstimmig: "Diese Magd muß gehn."

Christian Morgenstern

Jeder ist in der Lage, die anderen Menschen zu betrachten, aber nur durch den Spiegel kennt der einzelne sich selbst.

Leonardo da Vinci

Fortschritte

Ein Mensch wünscht sich ganz unaussprechlich, Das Glück und Glas sei unzerbrechlich. Die Wissenschaft vollbringt das leicht; Beim Glas hat sie's schon fast erreicht. Eugen Roth

Zu dumm ! Die Wanne ist krank, und sie will nicht mehr zieh'n, Das Glas ist blasig und schmutzig-grün, Die Luft ist dick und die Stimmung trüb. Sogar der Verkäufer erscheint im Betrieb Und sagt mit gramdurchfurchtem Gesicht: "Wie so etwas möglich, verstehe ich nicht". Der Schmelzer, der Meister, der Ingenieur, Sie schweigen und stehn an der Wanne umher. Sie sehen von vorn und von hinten hinein Und nehmen die Proben in Augenschein. Und als sie genug in den Ofen gesehen, Da wurde das Glas von selbst wieder schön. Die Wanne geht scharf, und die Flamme ist heiß, Und blank ist das Glas, und die Farbe ist weiß, Die Stimmung ist gut, doch eines ist dumm: Der Fehler verschwand, und man weiß nicht warum ! Günther Steinke

Die alte Wanne

Die Wanne, wenn sie im Betrieb recht lange hält, ist jedem lieb. Doch durch des Feuers Allgewalt Wird selbst die beste Wanne alt. Es zeigen sich in solchen Fällen Die unbeliebten roten Stellen. Das Glas beginnt sich durchzudrücken, man hilft durch Kühlen sich und Flickern. Die Steinchen nehmen überhand, der Wannenstein schon fast verschwand. Da kommt man im Betrieb zum Schluß, daß man die Wanne löschen muß. Jedoch der Kaufmann ist entsetzt, Die Wanne löschen, grade jetzt? Das ist das Letzte, was uns fehlt! - Die Wanne wird zu Tod gequält. Nun, eines Sonntags läuft sie aus, da brennt das ganze Hüttenhaus. Die Schadenhöhe ist fatal. Und so erkennt man die Moral: Die Wanne, wenn sie laufen will, legt man am besten vorher still. Günther Steinke

Kein Material überwindet so sehr die Materie wie das Glas. Von allen Stoffen, die wir haben wirkt es am elementarsten. Es spiegelt den Himmel und die Sonne, es ist wie lichtiges Wasser, und es hat einen Reichtum der Möglichkeiten an Farbe, Form, Charakter, der wirklich nicht zu erschöpfen ist, und der keinen Menschen gleichgültig lassen kann. Paul Scheerbarth

An einen Freund: ... am meisten beeindruckt hat mich auf meiner Reise der Besuch der hiesigen Glashütte. Ich hatte mir die Glasherstellung etwas anders vorgestellt. Jedenfalls habe ich die größte Hochachtung vor diesen Leuten, die einen so unentbehrlichen Stoff herstellen. Ich war immer schon der Ansicht, dass es Wichtigeres gibt als Gold. Glas zum Beispiel halte ich für nützlicher. Theodor Fontane

Es mag viele bedeutende Erfindungen geben. Ich persönlich halte die Erfindung des Glases für die wichtigste. Ich kann nur in großen, lichtdurchfluteten Zimmern arbeiten. Die Gedanken fliegen mir so zu, aber wie unwohl fühle ich mich überall dort, wo durch menschliche Unvernunft kein Lichtstrahl ins Zimmer dringen kann.

Joseph von Eichendorff

Ein Trugschluß

Du denkst Dir dies, du denkst die das, Du denkst, du wüsstest was vom Glas. Doch wirst du allzu oft belehrt, Daß diese Ansichten grundverkehrt ! Du denkst vielleicht: Erlernt man nur Die Theorie der Glasstruktur, Dann löst man spielend und bequem Jedwedes Silikat-Problem. Und wenn du noch so gut strukturst: Der Schmelze ist das alles wurst, Und du bleibst weiter gramgebeugt Wie jeder Mensch, der Glas erzeugt. Günther Steinke

A mine behind the window - the residents' drama

Do you think that a mine behind the window is a nice view?

Isn't it burdensome to hear the noise of excavating and transporting stone?

Is it permissible to destroy the beauty of the Izerskie Mountains landscape?

Apparently, it is so. Nowadays, everything is possible if you have money.

This drama takes place in Mała Kamienica, in the south-west of Poland, where a small firm called EuroMarket bought 77 hectares of ground from Agricultural Agency 'Exchequer' and from private owners. The grounds are situated around 4 villages: Kopaniec, Chromiec, Antoniów and Mała Kamienica. The area was bought on the pretext of opening a horse stud there. Nobody was protesting and the inhabitants sold their pieces of land willingly. These people thought that they had made a good deal. Soon afterwards EuroMarket sold the above mentioned area to a Pol Skal company.

This year in May the company from Cracow applied to the Department of Province in Wrocław in order to obtain a concession for testing the rock raw material. Only then did the people realize what was going on, so they started protesting. The leaders of the protest were Lucjan Markindorf and Katarzyna Andrzejewska.

The students of Norwid Secondary School in Jelenia Góra decided to support those people. On November 5th, 2003 some students from our school and three teachers:

Małgorzata Sobas-Drzazga, Mrs. Agnieszka Machalska and Mrs. Renata Kędzior took part in the meeting at our school, where we got to know that if the concession for the research was approved it would cause disastrous ecological and economical results for the municipality, such as:

- the mine would be established on the area of 77 hectares and with the depth of 70 m down to the core of the mountain slope,
- it would be a feldspar opencast mine in the close neighborhood of the houses, farmlands and it would even occupy a part of National Park,
- the exploitation might cause lowering of subterranean water and finally the widespread lack of water,
- it would cause the uncovering of old cemented mine tunnels, where uranium was excavated in the fifties and finally lead to the increase of radiation.

The economical aspect for the municipality is also very important. Site Planning Project is prepared for the Municipality and its settlements for the years 2002-2012. This project emphasizes development of agro tourism and business tourism. The mine would annihilate this undertaking, because it would destroy the landscape, which fascinates not only the local people but also foreigners, who have begun to settle down there.

Mr. Kotowski, Pol-Skal's chairman, assures the municipality, that it will only bring advantages. The mine and the factory will provide new places of work for approximately 30 people. In addition, for each tone of stone taken out of the ground the mine is going to pay 2,03 zł tax. 60 percent of this amount will be given to the local budget.

The mayor and the municipality council are against the mine,

too. A special local protest committee was set up, supported by the municipality. The protest was joined by the international associations and foundations, such as the Polish- Dutch foundation of wanderers and nature fans-Nemo. They were collecting signatures, writing letters, sending petitions and making demonstrations. Their petitions reached even the European Union Institutions, newspapers and German and English websites.

At the end of July the committee went to the mayor of Lower Silesia province, who had to make the decision concerning permission for the research of the ground. They hoped that psychological and economical aspect would work, but they were wrong. The only argument that was left was the legal aspect. 8 mistakes were made by the firm Pol-Skal, such as excavations 1 km from the protected zone. Those crucial faults didn't make any impression on the mayor of the province and on the geologist. The mayor of the province claimed that the research concession didn't mean immediately building of a mine. However, if such operation was performed, the area of 77 ha would be dug through with the ditches 2 km long, 3 m deep and 8 m wide. In this case this piece of land would turn into the battle-field. From this statement everyone could draw a conclusion that Pol-Skal was backed up by the mayor of the province. At that moment the company withdrew its application. The protesters speculate that it had happened because they had informed the media about this case.

In the area of Jelenia Góra district there were already established similar opencast mines. We can mention a basalt quarry (PRI- Bazalt) in Kwieciszowice, basalt mine Kozia Górką (NCC- Kruszyna) in Kłopotnica and opencast mine (also Pol-Skal) in Karpniki.

For the time being people from Stara Kamienica area won the dispute as the company withdrew its application, but the case has not been concluded yet. The protesters gain time that they should now use to prepare new arguments.

We, as the younger generation brought up on the ideas of nature preservation and respect for the environment, do not want to stay aside and watch passively what is happening. We intend to join the protest and assist those people fighting for their and our future, better future.

Students: Lukasz Matyja, Bianka Kazińska, Aleksandra Śnieżek

Teachers: Małgorzata Sobas-Drzazga, Agnieszka Machalska

II LO im. C.K. Norwida

ul. Czerwona 2/4, 58-560 Jelenia Góra, Poland

mail: agencja@poczta.onet.pl



Die alten Waldglashütten im Isergebirge 132

Schilderungen aus dem Isergebirge

von Erhard Krause

Bahnbrechend in der Erschließung der großen Gebirgswaldungen des Isergebirges und damit der Besiedelung des einsamen Waldgebirges waren die wandernden Waldglashütten, die hier nicht nur genügend Holz, sondern auch den Urstoff der Glasbereitung in großen Quarzgängen des Gebirges fanden. Je nachdem der Wald, der ihnen das Feuerungsmaterial und den Rohstoff zur Herstellung des Alkali (Holz- oder Pottasche) bot, geschlagen war, wanderten die Hütten an immer entferntere, abseitige Orte bis hinauf in die Hochtäler an der Großen und Kleinen Iser. Mit ihnen zog alles, was durch sie Beschäftigung erhielt, mit bergauf, während in die verlassenen Wohnstätten der Glashüttenleute Ackerbauer und Viehzüchter nachrückten, die dem gerodeten, kargen Waldboden Nahrung abzugewinnen suchten. Auf diese Weise entstanden Siedlung um Siedlung, von denen allerdings einige mit der Stilllegung der Glasbetriebe wieder vereinsamten.

In den Wäldern der Herrschaft Klein- Skal auf der Südseite des Isergebirges erbaute im Jahre 1548 unter Herrn Adam von Wartenberg der Glasmeister Frantz Kuntze auf der sogenannten "Moosheide" eine Glashütte, welche die Neubesiedelung des alten Weberdorfes Gablonz zur Folge hatte, das seit 1469 "wüst" lag. Diese Waldglashütte erhielt später den Namen "Grüne Wald", wohl in Anlehnung an das Adelsbeiwort der Glasmacherfamilie Wander, die mit dem Prädikate "von Grünwald" geadelt wurde und längere Zeit Besitzer der Hütte war. 1608 kaufte diese der Hüttenmeister Erhard Ewald, der sie 1615 an die Schürer von Waldheim veräußerte, in deren Besitz das Werk bis zu seinem Ende blieb. Zweimal brannte die Hütte nieder; am 2. Mai 1643 wurde sie samt Herrenhaus und Nebengebäuden von den Schweden in Asche gelegt und den zweiten Abbrand am 2. Januar 1734 verschuldete die "Liederlichkeit des Nachtschürers". Nach dieser zweiten Zerstörung ist die Hütte nicht wieder aufgebaut worden.

Im Jahre 1558 entstand südöstlich von Gablonz, im heutigen Labau, eine neue Waldglashütte im Isergebirge, die der Glasmeister Hans Schürer gründete, dessen rühmliches Geschlecht hier bis gegen Ende des 30jährigen Krieges tätig war. Danach erwarben die Wander die Hütte und betrieben diese bis zum Rückkauf des Hüttenbesitzes durch die Grundherrschaft im Jahre 1717. In der Geschichte des Glases im Isergebirge kommt der Labauer Hütte deshalb eine besondere Bedeutung zu, weil wir es hier mit einer Glashütte "in Venezianer Art" zu tun haben. Es wurde in ihr sogenanntes "Fadenglas" hergestellt, das eine venezianische Erfindung ist und an vielen Orten in Böhmen, Schlesien und Sachsen nachgeahmt wurde.

Etwa um die gleiche Zeit wie die Labauer Hütte dürfte die Glashütte in Reiditz auf der Herrschaft Nawarow gegründet worden sein, die ebenfalls zu den alten Waldglashütten im Isergebirge zählte. Als ihr Besitzer wird 1577 urkundlich der Hüttenmeister Paul Schürer genannt, der höchstwahrscheinlich auch ihr Erbauer war. Dieser stammte aus Aschberg in Mähren, von wo er 1530 nach Böhmen einwanderte und in Falkenau bei Haida die dortige Stammhütte der später geadelten und weitverzweigten Glasmacherfamilie Schürer von Waldheim erbaute. Die Schürer verpflanzten die Glasindustrie nicht nur ins Isergebirge, sondern überallhin, wo es schlagbare Waldungen gab, so ins Riesen- und Erzgebirge und in den Böhmerwald.

Am tiefsten war von den wandernden Glashütten des 16. Jahrhunderts die Glashütte in Friedrichswald in das Isergebirge eingedrungen. Diese entstand 1598 auf Reichenberger Herrschaftsgebiet nahe dem Ursprung der Weißen Neiße in 729 in Höhe und war eine Schöpfung der Glasmacherfamilie Wander, die nicht weniger rührig als die Schürer war. Der Erbauer der Hütte, Peter Wander, der hier "durchsichtige Scheiben" und Hohlglas erzeugte, überließ den Betrieb 1618 seinem Sohn Georg Wander, der ihn 1620 samt dem Hüttengut an Johann Hänisch verkaufte. In der Folgezeit wechselte die Hütte, die am 27. 11. 1711 schwere Feuerschäden erlitt, oft den Besitzer, bis sie schließlich 1807 aufgelassen wurde und das Werk verfiel.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als die alten Hütten der Schürer von Waldheim und Wander bis auf das Werk in Friedrichswald bereits aufgelassen waren, entstanden auf den Herrschaftsgebieten der Grafen Clam- Gallas, Desfour- Walderode und Schaffgotsch eine Anzahl weiterer Hütten aus "grüner Wurzel", mit deren Gründungen die Glasmeister Kittel, Weber, Riedel und Preußler eine neue Epoche in der isergebirgischen Glaserzeugung und - veredelung einläuteten. Im Jahre 1756 erbaute der damalige Friedrichswalder Hüttenherr Johann Kittel auf einer 778 in hochgelegenen Waldwiese nahe dem Blattnelbache im Hinter- Friedrichswalder Forste die Glashütte "Neuwiese" nebst einem Herrenhaus und einem Arbeiterhäuschen. Diesen Betrieb kaufte 1766 der Hüttenmeister Johann Leopold Riedel, der das Werk 1795 seinem ältesten Sohne Anton Riedel verkaufte. Nach anfangs gutem Geschäftsgange hatte diese Waldglashütte, die neben Hohlgläsern auch Stangenglas, Glasperlen und Lustersteine erzeugte, gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit großen Absatzschwierigkeiten zu kämpfen und musste schon 1817 stillgelegt werden.

1839 gelangte sie zusammen mit dem Arbeiterhaus zum Abbruch, wähen das Herrenhaus später als Jagdschloss "Neuwiese" historische Bedeutung erlangte.

Auf Desfour'schem Gebiet, im Forstrevier Johannesberg- Karlsberg an der Blattnei, errichtete 1758 der Glasmeister Anton Weber aus Kreibitz die sogenannte "Karlshütte", die der Graf Desfour 1761 an Johann Leopold Riedel verpachtete, der zu dieser Zeit bereits Pächter der alten Zenknerhütte in Antoniwald auf der Herrschaft Morchenstern war. Wegen der Holznutzung der Karlshütte kam es 1773 zwischen Riedel und dem gräflichen Förster Johann Meschayda zu einer harten Auseinandersetzung, die damit endete, dass der Graf den Pachtvertrag für beide Hütten, also auch der Zenknerhütte, löste und Riedel ohne Betrieb dastand. Die Karlshütte wurde 1774 samt dem Wohnhause, das seit 1769 von Johann Karl Riedel als Verwalter bewohnt war, abgebrochen. Erzeugt ist in der Hütte neben allerlei Flaschen und Flacons, Freimaurerbechern, Lüsterbehang, Knöpfen und Perlen auch Stangenglas.

Nachdem Leopold Riedel die beiden genannten Hütten und auch sein Heim in Antoniwald als Folge des Holzstreites verloren hatte, wandte er sich an den Grafen Christian Philipp Clam- Gallas mit der Bitte, ihm "zwischen den beiden Kaminzeflösseln" den Platz für die Errichtung einer neuen Glashütte und einen Holzungsgrund zuzuweisen, welcher Bitte entsprochen wurde. So entstand 1775 die einsame, mitten im Gebirgswalde gelegene Hüttenkolonie Christianstal (798 in), in der am Dreikönigstag 1776 die erste Glasschmelze erfolgte.

Glashütten des Spätmittelalters im Isergebirge

Schilderungen aus dem Isergebirge
von Erhard Krause

An einigen Orten des Isergebirges, auf böhmischer und schlesischer Seite, ist bereits im Spätmittelalter Glas geschmolzen worden. Zwar sind die urkundlichen Belege darüber sehr spärlich oder fehlen ganz, dafür aber geben uns altüberlieferte Orts- und Flurnamen Kunde von dem einstigen Bestehen solch früher Glaserzeugungsstätten in unserer waldreichen Gebirgsheimat. Werner Trillmich schreibt in seinem aufschlussreichen Buch "Siedlung und Wirtschaft im Isergebirge bis zu der Schwelle des Industriezeitalters" (Breslau 1939) über die Anfänge der Glasmacherei im Iser- und Riesengebirge u. a.: "Seit dem 14. Jahrhundert gewann die Glasmacherei Anteil an der Urbarmachung umfangreicher Waldgebiete. Sie war nicht wie Landwirtschaft und Bergbau von der Bodenbeschaffenheit abhängig. Den zu ihrem Betrieb notwendigen Quarzsand bot das Gebirge in ausreichender Menge und Qualität. Bestimmend für die Gründung der Glashütten war das Vorhandensein von billigem Holz, das in großer Menge zu Gewinnung von Pottasche und zum Ausschmelzen der Glasmasse gebraucht wurde. Da weite Holztransporte eine zu starke Verteuerung der Glaswaren zur Folge gehabt hätten, mussten die Hütten,

sobald die Umgebung abgeholzt war, dem Walde in bisher ungenützte Gebiete nachziehen. Durch Funde lässt sich das Vorrücken dieser Betriebe in größere Höhen verfolgen. Seiferschau und Schreiberhau verdanken ihnen Entstehen und Wachstum." Trillmich erwähnt die Hütte am Schwarzen Berge bei Schreiberhau, die, 1366 erstmals urkundlich bezeugt, 1371 bereits als seit alters vorhanden bezeichnet wird und schreibt: "1405 wurde auch am Zackenkamme Glas hergestellt". Diese letztere Angabe für die Glasherstellung auf dem zum Isergebirge gehörenden Zackenkamme ist durch neuere Forschungsergebnisse überholt. Curt Liebich veröffentlichte in seinem Buch "Werden und Wachsen von Petersdorf im Riesengebirge" (Holzner Verlag, Würzburg 1961) erstmals eine gekürzte und ins Hochdeutsch übertragene Abschrift einer im Kameralamtsarchiv in Hermsdorf (Kynast) befindlichen Urkunde vom 11. IV. 1343 über den Verkauf des Waldes "Sifridishau" (Seiferschau) an Peter von Bohrau durch Herzog Heinrich von Schlesien. In dieser Urkunde (beurkundet in Lauban) heißt es hinsichtlich der dem Käufer des Waldes eingeräumten Rechte u. a. wörtlich: "Sunderlich mag er einen Gläser haben auf demselben Gute."

In diesem urkundlichen Beleg von 1343 ist also schon 23 Jahre früher als in der 1366 erstmals erwähnten Glashütte von Schreiberhau von einem "Gläser" (Glasmacher) die Rede, was bedeutet, dass in dem Ort Seiferschau am Zackenkamme bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (vielleicht sogar schon früher) Glas geschmolzen worden ist. Auch als Gottsche (der Burgherr vom Kynast) am Katharinentage des Jahres 1405 von Wilrich und Hans von Liebental den Wald "Seyfridishaw" (Seiferschau) kaufte, wurde ihm ausdrücklich das Recht eingeräumt, dort einen "Glezer" (Glasmacher) im Wald zu haben. Dies deutet darauf hin, dass das Recht auf die Glasherstellung im Seifershauer Walde alt verbrieft war. Namen von Glasmachern aus dortiger Gegend sind uns zum Unterschied zu Schreiberhau nicht überliefert. Wir wissen jedoch von Bodenfunden, die das "Wandem" der Seifershauer Hütte in höhergelegene Waldgebiete des Zackenkammes bestätigen; auch geben uns die dort befindlichen Waldflurstellen "Hüttstatt" und "Hüttenbusch" Kunde davon.

Wie Herr Horst Hoferichter in Nottuln, Wallstr. 1, dem Verfasser dieses Aufsatzes mitteilte, floß durch die Ländereien der Familie Hoferichter in Seiferschau das "Hüttenwasser", was als ein weiterer Hinweis auf die dortige ehemalige Glashütte anzusprechen ist. Herr Hoferichter ist Herausgeber des 1989 im Selbstverlag erschienenen Heimatbuches "Seiferschau im Riesengebirge", das auf den Seiten 98/99 einen Auszug eines von Erhard Krause im "Volksboten" (München) erschienenen Beitrags über die ältesten Glashütten im Iser- und Riesengebirge enthält. Was die erwähnten Bodenfunde am Zackenkamme betrifft, so lesen wir darüber in der Arbeit von Dr. Hugo Seydel "Beiträge zur Geschichte des Siegelstein- und Glasschnitts und der Glaserzeugung im Riesen- und Isergebirge" (enthalten im Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer, Breslau 1919) auf Seite 262 folgendes: "Noch von zwei anderen alten Glashütten haben wir durch Ausgrabungen in neuerer Zeit Kunde erhalten. Ich verweise auf den hierüber von Oberförster Bormann in Petersdorf im "Wanderer" am 1. April 1896 veröffentlichten Bericht. Danach wurden im Sommer 1895 an dem Nordabhang des Zackenkammes im Kemnitzbachtal in halber Höhe des Geiersberg- Hüttenbusches auf zwei etwa 1000 Meter auseinanderliegenden Waldwiesen Reste einstmaliger Glashütten gefunden und zwar an der einen, am "roten Flosse" gelegenen Stelle Glasbrocken und vier kleine Stücke eines weißen Glases sowie Stücke zerbrochener Häfen und Tongefäße; an der anderen Stelle verschiedenartig gefärbte Glasbrocken. Auch diese Fundstücke befinden sich im Museum des Riesengebirgsvereins und zwar zwei Stücke des weißen Glases, von denen das eine eine runde Form hat. Die Glasbrocken zeigen, dass es sich in der Hauptsache nach um Waldglas handelt, von grüner und graugrüner Färbung, einige Brocken sind leicht rötlich und bläulich irisierend gefärbt. Die Plätze liegen etwa 1 Stunde entfernt von Antoniowald- Ludwigsdorf, in der Nähe des alten "Hüttstattweges", die von Seiferschau in der Richtung Leopoldsbaude die nächste Verbindung war nach dem wertvollen Quarzbruch an der "Weißen Steinrücke" am Nordabhang des Iserkammes, aus dem ja in alter wie in neuerer Zeit die Glashütten des Iser- und Riesengebirges ihren Bedarf an Quarz entnahmen."

Dr. Hugo Seydel schreibt dann in seiner interessanten glasgeschichtlichen Abhandlung weiter: jm

Isergebirge haben einstmals noch Glashütten sich befunden in Schwarzbach, Antoniwald und Flinsberg. Die Schwarzbacher Hütte wurde 1651 vom Glasmeister Martin Scholz auf Üchtritzschem Gebiet errichtet. In dem Schöppenbuch vom Schwarzbach ist eingetragen ein Kauf vom 15. Juli 1681, wonach etwa zwei Jahre zuvor "Herr Elias Wolfgang Glasmeister zu Antoniwalde unter der Hochgräflich Schaffgotschen Herrschaft Greiffenstein glegen" die Schwarzbacher Hütte gekauft hat. Die Kirchenbücher von Meffersdorf, die bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurückgehen führen zahlreiche Namen von Glasmachern, Glasmalern, Schürern der Glashütte in Flinsberg auf. Der Familienname Gläser war damals und ist noch heute überaus häufig in Flinsberg. Etwas weiteres über diese Hütten in Antoniwald und Flinsberg ließ sich nicht ermitteln. Voraussichtlich würde eine Durchforschung des Archivs der Schaffgotschen Herrschaft Greiffenstein über diese Glashütten Auskunft geben."

Dagegen schreibt Frau Dr. Margarete Klante, ebenfalls eine Expertin für die Geschichte des Glases in den Sudeten in ihrer 1934 im "Wanderer im Riesengebirge" veröffentlichten Arbeit. "Die Glashütte Schwarzbach (Bad Schwarzbach) im Isergebirge" auf Seite 153 im Bezug auf den Antoniwalder Glasmeister Elias Wolfgang: "Von einer Hütte in Antoniwald fehlt im Schaffgotsch- Archiv jede Spur, der Meister hat wohl nur vorübergehend dort gewohnt." Diese Angabe von Frau Dr. Klante dürfte stimmen, denn der im südlichsten Zipfel des Kreises Löwenberg am Kemnitzkamme gelegene Isergebirgsort Antoniwald ist verhältnismäßig jung. Er wurde erst in den Jahren 1668 bis 1670 angelegt und 1681 zu Ehren des damaligen Grundherrn, des Grafen Anton Schaffgotsch, benannt. Der ursprüngliche Name der Ansiedlung war "Buschkate". Ob es auf Flinsberger Gebiet eine frühere Glashütte gegeben hat, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, ist aber nach den Angaben von Dr. H. Seydel und Will-Erich Peukert sehr wahrscheinlich. Hinzu kommt, dass die erwähnten Waldflurstellen "Hüttstatt" und "Hüttenbusch" am Zackenkamme in der Umgebung der Orte Antoniwald – Ludwigsdorf liegen. Der genannte Glasmeister Elias Wolfgang könnte also an einem der letzten Standorte der Seifershauer Hütte am Zackenkamme tätig gewesen sein und nach Auflassung des dortigen Hüttenbetriebes in Antoniwald Wohnung genommen haben, bis sich ihm 1681 durch Kauf der Schwarzbacher Hütte eine neue Aufgabe bot. Das ist freilich nur eine Vermutung, aber sie hat doch eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, wenn wir auch nicht wissen, wie lange am Zackenkamme Glas geschmolzen worden ist.

Nicht erwähnt wird in den glasgeschichtlichen Arbeiten von Dr. Seydel, Frau Dr. Klante und Dr. K.R. Fischer (Gablonz) die frühe Glashütte in Krobsdorf bei Bad Flinsberg im oberen Queistal, die in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts urkundlich belegt ist und zwar 1433 und 1443. In der Urkunde von 1433 wird eine "Margareth Frederichynne us der glashütte by Fredeberg, Nickil Jentschz tochter zu Hermansdorf under deine Kynaste" genannt, was bezeugt, dass die geborene Margarete Jentsch aus Hermansdorf unterm Kynast einen Friedrich heiratete, der in der Krobsdorfer Glashütte als Glasmacher tätig war. Hierzu sei bemerkt: Angehörige der alten Glasmacherfamilie Friedrich waren sowohl in Schlesien wie in Böhmen tätig. In der Urkunde von 1443 wird ein "Nickel Schuwert us der glashuttin obenig Fredeberg zu Crophdorff" angeführt, sicherlich ebenfalls ein Glasmacher. Nach Angabe des Flurnamensforschers Dr. Arthur Zobel im "Heimatbuch des Kreises Löwenberg in Schlesien" (3. Ausgabe, Hannover 1959) gehört der Ort Krobsdorf im schlesischen Isergebirge "als eine der ganz wenigen selbständigen Gemeinden" zu den erst nach 1400 belegten Ausbauorten des Löwenberger Kreises. Die Glashütte dort kann aber schon Jahrzehnte früher bestanden haben, denn laut einer alten Beschreibung Krobsdorfs aus dem Jahre 1825 soll das Dorf schon im 13. Jahrhundert vorhanden gewesen sein und ursprünglich "Krebsdorf" geheißen haben.

In dieser alten Beschreibung, enthalten in dem Buch "Geographisch-statistisch- geschichtliche Übersicht des Löwenbergschen Kreises in Schlesien" (gedruckt bei J. G. E. Dittrich in Löwenberg 1825) steht über Krobsdorf u. a. folgendes zu lesen: "Vor 30 Jahren hat man die dem Gürbigischen Bauerngut und vor 18 Jahren auf den Bauer Richterschen Feldern Spuren ehemals dort gestandener Glashütten entdeckt." Diese Mitteilung lässt darauf schließen, dass die Krobsdorfer Hütte im Laufe der Zeit ihres Bestehens einige Male ihren Standort gewechselt hat, wie dies bei den meisten der alten Waldglashütten der Fall war. Da

Will-Erich Peukert in seiner "Schlesischen Volkskunde" (Heidelberg 1928), S. 23, berichtet, dass man auch im Queistal und in Flinsberg hafenhähnliche, steinerne Gefäße / Reste von Glashütten) gefunden hat, so spricht vieles dafür, dass die Hütte von Krobsdorf in späterer Zeit in höhergelegene Gebirgsteile im Flinsberger Forst verlegt wurde, zumal dort der Grundstoff der Glasbereitung, der Quarz am Weißen Flins in unmittelbarer Nähe vorhanden war.

Auch erscheint es nicht ausgeschlossen, dass der Nickel Queisser, der 1376 in Glasersdorf bei Hochstadt im böhmischen Isergebirge als Glasmeister arbeitete, aus Krobsdorf oder Flinsberg im Queistal stammte, zumal auch tschechische Forscher vermuten, dass dieser Glasermeister aus Schlesien zugewandert ist und der Name Queisser von den Sprachforschern von dem Flusse Queis ("am Queis wohnend") abgeleitet wird. Frau Dr. Klante schreibt bei ihrer Arbeit "Schlesisches Glas im Wandel der Jahrhunderte" (enthalten im Schlesischen Jahrbuch, 8. Jahrgang, 1935/36) über die einstige mittelalterliche Glashütte in Glasersdorf / Hochstadt a. d. Iser: "Auch in Böhmen entstand in dieser Zeit ein echtes Gläserdorf, jetzt Sklenarice bei Hochstadt, Isergebirge. Es wird zwar erst 1376 durch den Vertrag bekannt, mit dem der Glaser Nickel Queysser aus Hochstadt Glas nach Glogau in Schlesien lieferte, gehörte jedoch mit den deutschen Orten um Hochstadt und Liebstadt in eine, etwa Mitte des 14. Jahrhunderts aus grüner Wurzel deutsch kolonisierte Waldgegend."

Ergänzend dazu berichtete der Gablonzer Heimatforscher Dr. K. R. Fischer, ebenfalls im Schlesischen Jahrbuch, 3. Jahrgang, 1930/31, in seiner Abhandlung "Von der Glasindustrie auf beiden Seiten des Gebirges" auf Seite 28: "Aus einem deutschen Vertrag im Kodex 988 des Prager Stadtarchivs erfahren wir, dass Nyklas Queysser glazer von Hohenstat 1376 dem ehrbaren Manne Hannus von Glogaw 32 hundert Glas zu liefern hat."

Unter Hohenstat ist Hochstadt auf der Semiler Herrschaft im Isergebirge zu verstehen, der Ortsname Glasersdorf, das unmittelbar bei Hochstadt liegt, erinnert noch an die ehemalige Glashütte. Es handelt sich hier um einen Lieferungsvertrag eines Glashüttenmeisters mit einem Glaser, der das zu liefernde Glas wahrscheinlich in Prag verarbeitete. Diese Nachricht fällt noch in die Regierungszeit Karls des IV., der die Pracht der Glasfenster in Frankreich kennen gelernt hatte und gewiss auch in den böhmischen Ländern die Glasindustrie wie andere Handwerke und Zünfte förderte.

Man vermutet, dass es sich bei den 3200 Gläsern, die der Glasmeister Niklas Queisser in Hochstadt dem Domherrn und Pfarrer Hannus in Glogau bis Pfingsten 1377 zu liefern sich vertraglich verpflichtet hatte, um kleine Butzenscheiben handelte. Bedenkt man, dass dieser Glaslieferungsvertrag am Sonnabend nach dem Martinstage (15. November) 1376 abgeschlossen wurde, so muss die Queisserhütte in Glasersdorf für die damalige Zeit doch schon sehr leistungsfähig gewesen sein, wenn Queisser in der Lage war innerhalb von 7 Monaten eine so große Anzahl Gläser fristgemäß auf den Transport nach Glogau zu bringen. In ihrer Arbeit "Das Glas des Isergebirges" (enthalten im "Deutschen Archiv für Landes- und Volksforschung", 2. Jahrgang, Leipzig 1938) berichtet Frau Dr. Klante über die ehemalige Isergebirgshütte in Glasersdorf noch die folgenden interessanten Einzelheiten: "Die Glashütte muss weithin guten Ruf gehabt haben. Grabungsfunde lassen auf ein längeres Bestehen der Hütte bei mehrfachem Wechsel des Standortes schließen. Um die Hütte entstand Glasersdorf / Sklenarice. Bei den Häusern "U Cermakov", ursprünglich zu dem alten Richtergute des Ortes (jetzt Nr. 27) gehörig, wurden Hafensterücke gefunden und am Bache Machov ebenfalls Hafensterücke und Ofensteine, die mit einem sehr hellen Glas durchsetzt sind. Noch heute heißt der Feldweg bei den Häusern "U Cermacov" der "Hüttenweg". 1565 gab es in Glasersdorf einen "Gira (Georg) niemetz" (den Deutschen). Der alte Brunnen auf dem Richtergute heißt noch jetzt nach dem Erbauer der Georgenbrunnen. Ob noch um 1565 hier Glasscheiben gebrannt wurden, lässt sich noch nicht einwandfrei feststellen.

Es handelt sich also bei den Orten Hochstadt / Glasersdorf am Südhange des Isergebirges ursprünglich um deutsches Siedlungsgebiet, jedoch ist das Deutschtum dort in späterer Zeit erloschen. Hochstadt wird

1354 als "alta civitas" erwähnt, und der Pfarrverweser hieß Franco. Als höchste Siedlungen dieses Gebirgshanges erscheinen urkundlich 1352 Öls (Goldenöls) und der Pfarrort Drikov in 560 m Höhe. 1380 und 1381 werden Nawarow und Semil (beide ehemalige Herrensitze) genannt. Das erwähnte alte Richtergut in Glasersdorf befand sich seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Besitz der Familie Patocky. In dieser Familie war vor dem 2. Weltkrieg keine Erinnerung an die Glasmacherei mehr vorhanden. Die Mitteilungen über die Glasfunde verdankte Frau Dr. Klante Herrn Ing. Vilh. Vanicek in Navarov. Oberhalb der mittelalterlichen Glashütte in Glasersdorf befand sich am Südhang des Gebirges seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Glashütte Reiditz, denn 1576 bestätigte der Grundherr von Navarov dem Hüttenmeister Paul Schürer das Hüttenprivileg. Das Entstehungsjahr der Reiditzer Hütte ist nicht genau bekannt, ihre Gründung dürfte jedoch zu Anfang der 1570er Jahre erfolgt sein. Interessant ist, dass die beiden Hüttengüter Glasersdorf und Reiditz fast aneinander grenzten, wie die Karte zeigt.

Am Schluss dieser Ausführungen soll noch einer mutmaßlich mittelalterlichen Glashütte im Gebiet zwischen Neustadt und Heinersdorf a. d. Tafelfichte im böhmischen Isergebirge gedacht werden, an die eine alte Wegflur erinnert. Es handelt sich um den "Glasweg", der von der ehemaligen Buschbrettmühle in Neustadt durch den sogenannten "Grund" zur Kirchenruine St. Jakob in Heinersdorf führte. Der Sage zufolge soll sich dort im "Grund" in Richtung gegen den "Dürren Rand" einstmals ein Dorf namens Schadewalde befunden haben, das 1431 mit Alt-Heinersdorf von den Hussiten zerstört worden sei. Nun bezeichnet zwar der Geschichtsforscher Adolf Schicketanz die Zerstörung Alt-Heinersdorf als eine "geschichtliche Wahrheit" (der Ort wird 1381 urkundlich als "Heynrichsdorff ym Gebirge" genannt), aber ein Ort "Schadewalde" wird im Friedländer Urbar (Zinsregister) von 1381 nicht genannt. Es gab jedoch ein Lehen "Lauterbach", von dem einige Autoren vermuten, dass es mit dem sagenhaften Schadewalde identisch sein könnte.

"Wir lesen dazu in dem Buch von Oberlehrer Emil Neumann "Sagen und geschichtliche Erzählungen von Neustadt a. T. und der nächsten Umgebung" (2. Auflage 1924) betreffend Schadewalde und dem genannten "Glasweg" u. a.: "Schadewalde dürfte wohl mit dem Ort Lauterbach identisch sein. Aus dem alten Zinsregister der Herrschaft Friedland ist zu entnehmen, dass die Mühle dieses Ortes an Ludsdorf 14 Groschen zinste. Die Annahme, dass sich Schadewalde (bzw. Lauterbach) von der jetzigen Pfeifferschen Sägenschleiferei gegen den "Dürren Rand" erstreckt hat, ist berechtigt, denn der vollkommen ebene Boden dieses Gebietes lässt erkennen, dass Menschenhände vor Zeiten dort Felder geebnet haben. Als man im Jahre 1870 dort den Wald fällte und die Baumstöcke rodete, wurden auch Grundmauern von Häusern bloßgelegt und Öfen, Werkzeuge und Waffen gefunden, die aber leider nicht aufbewahrt wurden. Nur ein Jagdspieß, den man dort gefunden hat, befindet sich im Neustädter Ortsmuseum. Auf dem Wege, der heute den Namen "Glasweg" führt, sollen dereinst die Bewohner von Schadewalde in die Jakobskirche nach Altheinersdorf in die Kirche gegangen sein. Der Glasweg kam zu seinem Namen durch eine Glashütte, die einmal nahe diesem Wege stand. Die Überreste eines Glasofens wurden beim Roden von Baumstöcken in dieser Gegend ausgegraben und in die Stadt gebracht ..." Soweit dieser auszugsweise wiedergegebene Bericht von Oberlehrer Emil Neumann (Neustadt). Ähnliche Angaben über diese mutmaßlich mittelalterliche Glashütte auf friedländischem Gebiet befinden sich in dem Beitrag "Schadewalde" von Wilhelm Hannich in der Festschrift des 23. Gauthurnfestes des Jeschken- Isergau in Neustadt/Tafelfichte (1923), Seite 123 und in dem Heimatbuch "Das Isergebirge und seine Wanderungen" von Albert Schulze (1937), Seite 17.

Das Kind im Aberglauben des Isergebirges.

Zeitschrift für Volkskunde 1917

Von den vielen Kapiteln des Aberglaubens ist das vom Kind und seiner Fliege eines der eigenartigsten und reichhaltigsten. Ihm zugehörig sind die nachstehenden Ergebnisse eingehender volkskundlicher

Erforschung.

Neugeborene Kinder lässt man vielfach in den Stall sehen, da man glaubt, dass sie besondere Glücksbringer für die Viehzucht seien. Von Kindern, die in der Nacht zwischen zwölf und ein Uhr geboren wurden, meint man, sie könnten alle Geister schauen und stets auf Erfüllung ihrer Träume rechnen. Einem Kinde, das sich schon am ersten Tage seines Daseins viel umsieht, sagt man ein baldiges Ende voraus. Verschiedentlich warnt man davor, einem Neugeborenen in

1) *In einem Briefe an Dr. Bamberg.*

2) *Lahn = gewalzter Metalldraht.*

den ersten drei Tagen zu fluchen oder eine böse Vermutung betreffs seiner Zukunft auszusprechen, weil man glaubt, solche Worte würden sich erfüllen. Damit das Kind später die zehn Gebote gut hält, soll man ihm während der ersten drei Lebens- tage ein Gesangbuch unter das Kopfkissen legen. Will man das Neugeborene für die Zeit seines Lebens gegen starke Kälte und Hitze sichern, so soll man es vor dem ersten Bade mit kaltem Wasser besprengen. Als Mittel zu späterem Reich- tum betrachtet man ein in das erste Badewasser geworfenes Geldstück. Damit das Kind stets gut schlafen kann, achtet man darauf, dass niemand die leere

Wiege schaukelt. Weint und schreit es viel an einem Tage, so rechnet man auf starken Wind. Wer dem Säugling ein langes Leben bewirken will, soll es zum erstenmal im zeitigen Frühjahr hinaustragen und dabei sprechen: „Gott walt's!“

Soll ein Kind nicht so leicht den Schnupfen bekommen, so darf bei seiner Taufe keiner von den Patenleuten schnupfenkrank sein. Von dem Täufling, der an dem Tage, da ein Begräbnis im Orte stattfindet, getauft wird, sagt man, er sterbe frühzeitig. Damit er kein Trinker wird, soll man mit ihm nicht in ein Wirtshaus gehen. Ist der Täufling ein Mädchen, so darf kein Fräulein bei ihm Pate stehen. Man sagt, nur wenn dieses Patin eines Knaben sei, könne es auf einen Ehemann rechnen. Manche Leute lassen das Kind nach der Taufe in den Patenbrief sehen, in dem Glauben, dass es dann klug werde. Von einem Paten, der nach Ausferti- gung des Patenkästchens dieses noch einmal öffnet, heisst es, er mache aus dem Täufling einen Dieb.

Will man bei dem Kinde einen vollen und reichen Haarwuchs erzielen, so soll man ihm den Kopf mit Fliesswasser w[^]aschen. Eltern, die ihr Kleinen vor Krämpfen bewahren wollen und dafür sorgen möchten, dass ihnen das Zahnen nicht zu schmerz- haft wird, gibt man den Rat, sie in den geheizten Backofen sehen zu lassen. Auch soll man, damit die Zähne leicht kommen, dem Kinde einen lebendigen Fisch durch den Mund ziehen und sprechen: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“. Den benutzten Fisch muss man alsdann wieder ins Wasser setzen. Als vorzügliches Mittel zum Sprechenlernen der Kleinen betrachtet man-

che Mutter das Verabreichen von Bettlerbrot. Von zwei Kindern, die noch nicht ein Jahr alt sind und sich ansehen, sagt man, sie bekämen schwer ihre Sprache. Damit das Kind nicht mondsüchtig wird, soll man es nicht während der ersten zwölf Monate seines Lebens in den Mond blicken lassen. Misst man vor Ablauf dieser Zeit den Kopf eines Kleinen, so wächst er nicht mehr. Damit die Kinder rechtshändig werden, soll man ihnen stets den rechten Kleidärmel zuerst anziehen. Gegen die Gelbsucht empfiehlt man ein unverhofftes Übergiessen des Kranken mit

kaltem Wasser oder ein Erschrecken desselben im Dunkeln. Durch Einreiben der Haut und Gelenke mit Knorpelkraut sucht man das Kind vor Ausschlag zu schützen und ihm Gelenkigkeit zu geben. Will man Sommersprossen beseitigen, so reibt man das Gesicht mit dem ersten Löwenzahn oder einer schwarzen Schnecke ein. Als eine Ursache dieses Übels bezeichnet man den Regen, den das Kind vor Voll- endung seines ersten Jahres ins Gesicht bekommt. Ist der Säugling noch nicht ein Jahr alt, dann soll man vor ihm auf den Tisch Geld und Brot legen. Greift

er nach dem Geld, so meint man, er werde zu einem sparsamen Menschen heran- wachsen. Nimmt er das Brot, so weissagt man ihm Verschwendungssucht. Von einem kleinen Kinde, das man in den Spiegel sehen lässt, meint man, es werde eitel. Will man Kinder vor häufigen Zahnschmerzen bewahren, so darf

man ihnen nicht Freitags die Fingernägel beschneiden. Ein Beschneiden der Nägel am Sonntag bezeichnet man als Ursache von Gedankenlosigkeit. Gegen Nasenbluten giesst man kaltes Wasser auf den Nacken oder legt einen Schlüssel auf denselben. Auch

J50 Müller-Rüdersdorf, Schell:

empfiehlt man zur Stillung des Blutes um den kleinen Finger einen Zwirnfaden zu wickeln oder den Zeigefinger hochzuhalten. Kommt das Blut aus dem rechten Nasenloche, so muss es der Zeigefinger der rechten Hand sein, andernfalls der der linken Hand. Vielfach dient auch ein in die betreffende Nasenöffnung gesteckter Kartoffelbovist zur Stillung. Überhaupt verwendet man diesen Pilz gern als Heilmittel bei Blutungen.

Ein Kind soll man nie als 'Ding' bezeichnen, da es sonst drei Tage lang nicht wachse. Auch glaubt man das Wachstum der Kleinen zu beeinträchtigen, wenn man ihnen an den Kopf schlägt oder über sie, falls sie spielend auf der Erde liegen, hinwegsteigt. Den Kindern selbst verbietet man, durch einen Stuhl, ein Fenster usw. zu kriechen. Ist jemand nur mit einem Schuh bekleidet oder hat er verschieden hohe Fussbekleidung an, so meint man, er 'verliere das Mass', d. h., er nehme an Körpergewicht ab. Dasselbe gilt von dem, der über 'das Kehrschel' (zusammengefügter Schmutz, Ivehricht) läuft. Ist ein Kind magerer und schwächer geworden und schmeckt ihm das Essen nicht, so holt man jemand in das Haus, der ihm das 'verlorene Mass' durch seine 'Geheimkunst' wiedergeben soll. Er kommt dann dreimal und misst jedesmal seinen Patienten mit einem Faden vom Kinn bis zur Fussspitze. Dazu flüstert er andachtsvoll und unverständlich ein Sprüchlein. Nach dem letzten Messen verbrennt er den Faden. Das Ganze geschieht ohne Beisein eines Dritten und wird — in dem Glauben, dass es sonst vergeblich sei — verschwiegen. Damit der Gemessene Erfolg hat, darf er erst acht Tage nach der letzten Behandlung über ein Wasser gehen. Die Stelle, an der er beim Messen stand, wird sorgsam abgefegt. Eines guten Erfolges meint man auch sicher zu sein, wenn man zu dem weggehenden Wundermanne spricht: „Kumm nich wied'r!"

Wanderer im Riesengebirge 1918 – 4

Eine vergessene Glashütte.

Von ... Breuer

Die Redeschlacht in Petersdorf war geschlagen — und für mich verloren. Ich war mit meinem Antrage: „Hauptversammlung des R.G.V. wolle beschließen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln auf die baldige Errichtung einer meteorologischen Station erster Ordnung auf der Schneekoppe hinzuwirken, „gründlich abgefallen.

Meine verehrten Mitgliedern hatten bereits eine so überaus reichhaltige Tagesordnung aufgetischt erhalten, daß sie sich für ein unerwartet serviertes Zusatzgespräch mit einem so streng wissenschaftlichen Beigeschmacke nicht zu erwärmen vermochten, sondern vorzogen, es für eine baldige, bessere Gelegenheit aufzusparen.

„Geschah dir ganz recht,“ würde G. Wustmann sagen, „wenn du einer zwar neuen, aber herzlich schlechten Sitte folgend, „Hauptversammlung“ um ihren angestammten Artikel bringst, so verkümmert dir diese deinen Antrag. Jus talionis.“

Nachher hatte ich mitsammen dem besagten viertel Mille Mitdelegierter und Menschen in drangvollfürchterlicher Enge bei Mutter Prenzel ein zwar trefflich gekochtes, aber recht langsam zur Verteilung gelangendes Mahl eingenommen. Wir hatten vielfach Hoch geschrien, zwischendurch auch Einiges gesungen. Das Stimmungsthermometer hatte schon eine ganz beträchtliche Höhe erklettert und stand oben bei: „Es lebe die Liebste Seine, Herzbruder im Vaterland.“ Da trrta ein alter Bekannte auf mich zu, harpunierte mich an einem etwas losen Knopfe meine Wanderocks, welcher letzterer zunebst einem Sporthemde nach löblicher Gepflogenheit sogar bei den Festsippungen des R.G.V. den leidigen Frack ersetzt, und sprach also:

„Wissen Sie auch schon, mein lieber Breuer, daß wir oben im Gebirge so'ne alte Glasfabrik ausgebuddelt

haben?“ Trotzdem mir nun am selben Morgen Landgerichtsrat Seydel, der liebenswürdige Leiter des Vereinsmuseums, auch ein Wörtlein von der zache gesteckt hatte, zog ich doch vor, den Erstaunten zu spielen. „Nanu, dann haben Sie wohl eine Josephinenhütte in nuce dort oben entdeckt, oder sind gar auf die Spuren eines prähistorischen Heckert gestoßen?“ — „Nein“, meinte mein Freund, „Spaß bei Seite; bei Forstkulturarbeiten wurden am Oberlause des Quirlwassers zahlreiche Fundstücke bloßgelegt, di sogar uns Laien auf das Vorhandensein einer uralten Hütte schließen lassen. Sie, als Glasmensch, sollten einmal hinaufsteigen, um oben Umschau zu halten und festzustellen, was an der Sache ist.“

Die Kunde wollte mir nicht mehr aus dem Kopfe. Am andern Morgen stand ich in aller Frühe in Gesellschaft eines Mitdelegierten vor dem prächtigen Heckert'schen Anwesen, um mir hier an berufenster Stell Auskunft zu holen.

Alle Türen weit offen, von lebenden Wesen aber nur ein Hausknecht zu erblicken, der mit zierlichem Schwunge des Besens die rudera temporis acti, auf Deutsch Kehricht zu Häufchen versammelte. Ein Kärtlein, als Kategorischer Imperativ, hin eingesandt, hatte auch den Erfolg, daß Herr Thamm, Mitbesitzer der bekannten Fabrik, binnen einem knappen Viertelstündchen gestiefelt und gespornt, sogar mit einer weißen Halsbinde, sich zu uns gesellte, um in liebenswürdiger Weise die Honneurs seines Werkes zu machen. Er führte uns durch seine glänzenden Schaulager. Gar lebhaft empfand ich die Freude, an einem Orte zu sein, der entschieden einen der Höhepunkte des derzeitigen glastechnischen Könnens veranschaulichte, nachdem ich ausgezogen war, um den Spuren einer jedenfalls höchst primitiven Produktionsstätte nachzugehen. Namentlich eine Vitrine mit Glasgefäßen in indisch-persischem Stil, farbig dekoriert, enthielt das Schönste, was mir in der letzten Zeit von modernem Zierglase vor Augen gekommen war — sogar die berühmten Erzeugnisse von Lobmeyer in Wien und Gallé in Paris nicht ausgenommen.

Einzelne Mißgriffe, die etwas protzig in anderen Schränken standen, wie gänzlich überguldete Gläser oder überladen massive, in der Gesamtwirkung verfehlt Schleifware fanden ihre Erklärung bzw.

Entschuldigung in dem banausischen Geschmacke besonders tranozianischer Besteller, die mit Vorliebe solche barbarische Prunkstücke kaufen und reichlich bezahlen.

Nun aber zum puncto puncti übergehend, vernahm ich mit Bedauern, daß unser freundlicher Führer zwar auch die Nachricht von jener uralten Betriebsstätte gehört, sie aber nicht weiter verfolgt habe. Indessen tra er, bereitwillig wie immer, ans Telefon, um, sich selbst informierend, uns die gewünschte Auskunft zu verschaffen. Bald waren wir mit einer Empfehlung von ihm ausgestattet und obendrein noch „per Draht avisirt“, wie es im edlen Kaufmannsdeutsch heißt.

Nach mehrfachen Irrfahrten und Anfragen landeten wir in der Schreibstube der ziemlich entfernt liegenden Papierfabrik in Petersdorf.

Bei einem kleinen Schauri, welches dort abgehalten wurde, vertiefte mein Kollege sich in die Geheimnisse der Papierpreise, während ich mit meinem Anliegen herausrückte. Man kam meiner Bitte um Stellung eines Führers auf das Bereitwilligste nach. Da der Himmel voller Regenwolken hing, entfernte sich ersterer, um sich mit entsprechend derber Kleidung zu versehen. Zwischenzeitlich erfuhr ich, daß die frühere Mahlmühle, jetzige Holzschleife und Papierfabrik, in alter Zeit zu dem verschwundenen Dorfe Quirl gehört habe. Wie die alte Ansorge'sche Chronik berichtet, ist diese Mühle „der bequemlichsten Lage wegen des Wassers allhier am Zacken erbauet worden, von einem Müller Namens Hans Peter; da dann nachher, als dieser Ort sich erbauet hat, nach dessen Namen Petersdorf ist genannt worden. Die Bewohner aber des Quirl, welcher nicht viel gewesen sind, haben ihre Häuser dorten abgebrochen und hier aufgebauet, von welchen noch etliche im Niederdorfe zu sehen sind.“

Unser Mentor stand wartend bereit. Wir zogen in die regenfeuchte Land-schaft hinaus. Am Quirlwasser aufwärts ging der holperichte Weg. Malerische Fels- und Baumpartien belebten den Vordergrund. Die grauweißen Haufenwolken am Himmel harmonierten prächtig mit der sonnenlosen Landschaft und den fernen, verwaschenen, gleichsam mit dem Wischer hingehauchten Umrissen der Berge. Wie Soffiten hingen Dunstschleier davor, die sich immer mehr zu Regentropfen verdichteten. In dem engen Tale zwischen dem Sabrich und Mühlberge rauschte das nach oben allmählig kleiner werdende Quirlwasser. Als ein Windstoß auf eine kurze Weile die Nebelmassen verjagte, sahen wir die Bismarkhöhe majestätische vor uns liegen. Der Führer, ein mittelsamer Mann, berichtete uns, daß er schon als

Schulknabe mit seinen Kameraden häufig das einsame Waldtal, dem wir zustrebten, besucht habe, um „Edelsteine“ zu suchen. Für solche habe er damals die Glasklumpchen und Tränen gehalten, die massenweise dort zu finden seien. Nach seiner Angabe berichtet die Tradition, daß die Bewohner von Quirl aus Furcht vor den Tartaren (Schlacht bei Wahlstatt 9. April 1241) sich in jenem entlegenen Gebirgswinkel angesiedelt hätten. Später sei dann das Dörflein von der Pest entvölkert und gänzlich verlassen worden.

Wir bogen um einen sanft gewellten Hügel, und vor uns lag das Ziel unserer Wanderung.

Eine Waldwiese, leidlich eben, im Umfange von beiläufig 20 Hektar. Sie war kürzlich von einer Herrschaft gekauft worden und sollte aufgefordert werden. Zu diesem Behufe war die ganze Wiese von kleinen flachen Gräben mit je zwei Schritten Entfernung von einem Ende bis zum andern durchzogen worden.

Bei einer planmäßigen Nachforschung hätte man keinen besseren Weg einschlagen können, um die Lage der alten Hütte festzustellen. Der Regen hatte nun noch ein Übriges gethan und die glitzernden Glasbröckchen blank gewaschen, so daß man sie ohne großes Suchen auffinden konnte. Auf einer Fläche von etwa 25 – 30 ar, augenscheinlich dem alten Hüttenplatze, lagen die Fundstücke auf der Grabensohle dicht gedrängt, während drüber hinaus nur einzelne, gewissermaßen verschleppte Artefakte vorkamen. Wer jemals die Schutt und Abfallhaufen im Umkreise einer Glashütte durchmusterte, konnte nicht im Zweifel über die Natur der hier früher betriebenen Industrie sein.

Hier also war der Ort. Bald hatte ich alle Taschen voll.

Im Geister rückwärts schauend, konnte ich mir lebhaft den uralten, verschollenen Kollegen vorstellen, wie er vor vier oder fünf Jahrhunderten mitsamt einigen fauststarken gesellen auf rauhem Pfad durch wilden Forst und Felsengeklüft emporstieg, Umschau haltend nach einer geeigneten Stelle zur Anlage einer Glashütte. „Traun“, so wird er zu ihnen gesagt haben, „Hier ist ein gar herrlich Plätzlein für uns. Gut ebener Boden im Kreise von fünfhundert Schritten Durchmesser. Querdurch ein munteres Wässerchen, abwärtsstrebend. Ringsum sanfte Hänge mit prächtigem Brennholz bestanden, so daß man nur zuzugreifen und nit gar weit zu schleppen braucht. Und dann schaut die dicken Buschen von Farnkraut, die feuchten Hügel deckend, die sollen uns reichlich Asche zu unserem Glase liefern. Potz Velten! — da ist sogar reiner milchweißer Quarz lose umherverstreut; davon kann die Lagerstätte schier mit ablegen sein.“

Und das Hüttlein entstand.

Zuerst erklang die Axt, und krachend dröhnte der Fall der Baumriesen durch die Einsamkeit. Langsam wuchs das Gebäude, aus Balken, Brettern und Schindeln dürftig errichte. Die stark geneigte Dachfläche war am Firste offen und oben von einer großmächtigen, auslaufenden Haube überdeckt, unter der Rauch und Hitze entweichen konnte. Daneben waren gleich von Anfang an zwei oder drei kleinere Baulichkeiten errichtet worden zur Unterkunft für Meister, Gesellen und Ware.

Das kleine Rinnsal wurde ein wenig angestaut, um einen Tümpel zu bilden, aus dem das zum Betriebe erforderlichen Wasser entnommen werden konnte und in den man gleichzeitig die wenigen im Gebrauch befindlichen Holzformen einweichte.

Mittlerweile hatte derjenige unter den Gesellen, der sich am besten auf das hafennachen verstand, in einem besonders gut verwahrten und überdachten Gelasse mit der Herstellung der Schmelztiegel begonnen. Trotz der Kleinheit der von mir aufgelesenen Bruchstücke glaube ich doch zu erkennen, daß die Häfen nicht in den „Butten“ genannten Holzformen, sondern freihändig durch Aufeinanderlegen, Ineinanderarbeiten und sauberes Verstreichen wurstförmiger Tonringe hergestellt wurden. Im Verhältnisse zu den heute üblichen Abmessungen waren es recht winzige Gefäße, die höchstens 80 – 100 Pfund Glasmasse fassen konnten. Sie waren mehr hoch als breit und in der Mitte ausgebaucht. Im Lichten betrug ihr Durchmesser etwa 30 cm, die Höhe ziemlich das Doppelte. Der Boden hatte eine Dicke von 3 – 4 cm. Es waren brave, gewissenhafte Arbeiter, die diesen wichtigsten Behelf der Hütte darstellen. Eine ganze Reihe der Bruchstücke habe ich zerklopft und die Masse peinlich genau durchgearbeitet, frei von Blasen und unganzen Stellen gefunden. Nur ganz ausnahmsweise zeigte sich eine Stelle, wo die Glasmasse, einem Rißchen folgend, in Innere des Hafenkörpers eingedrungen war.

Währendem wurden im Innern der leeren Hütte die zum Bau des Ofens erforderlichen feuerfesten Steine in

Holzformen eingestampft und dann, vor Regen geschützt, an der Luft getrocknet. Die Arbeit ging mit jener geruhsamen Betriebsamkeit vor sich, die unserem nervös hastenden Zeitalter so nützlich wäre. Woher der alte Herr wohl seinen feuerfesten Ton zu den Steinen bezogen haben mag? Nun — am Fuße des Riesengebirges gibt es Lagerstätten genug davon, und die am Quirl aufgefundenen Bruchstücke der alten Ofensteine mit anklebenden Glasresten zeigen, daß er gar kein schlechter war.

Langsam wächst der Ofen, nach dem alten Risse hergestellt, den uns Agricola umständlich beschreibt. Er ist in einer Rundung von etwa 8 Fuß Durchmesser angelegt und gleicht einem großen Bienenkorbe, der im Innern durch zwei wasserrechte Böden in drei Kammern annähernd gleicher Höhe abgetrennt wird. Die Böden werden von Bogen getragen, deren Schub nach außen durch sechs rippenartige Verstärkungen des Außenmantels aufgefangen wird. Alles ist bescheiden in seinen Abmessungen. Nur die unterste, naturgemäß größte Kammer, in welche die Hände der rußigen Burschen fortwährend trockene Scheite Kienholz hineinwerfen, ist für ihren Zweck als Feuerraum unsinnig groß. Außerdem ermangelt letzterer jeglichen Rostes. Der Brennstoff liegt frei auf dem tinnenartigen, mit Ton ausgeschlagenen Boden-. Da der Luftzutritt nur mangelhaft ist, verbrennt das Holz nur unvollkommen und verbreitet beizenden Qualm, der dem Wanderer von Ferne den Standort der Hütte kennzeichnet.

Die Flamme schlägt durch eine runde Öffnung in den Mittelraum und umspült die dort aufgestellten Häfen, in denen das Glas geschmolzen wird.

Dazu kam noch, daß die Gläser äußerst weich eingestellt und mit der selbstgemachten Pottasche abgeschmolzen wurden. Dann läßt sich freilich gut schmelzen und außerdem wird das Hafematerial sehr geschont. Ein abseits in einer Furche liegender alter Hafenkranz mit anhängenden grünlichen Glasresten war fast gar nicht abgefressen, sondern ganz scharfkantig.

Die oberste Abteilung des Ofens diente als Kühlraum. Er nahm tönernerne Kühltöpfe auf, in welche die Glasmacher die fertige Ware legten, damit sie langsam erkaltend ihre inneren Spannungen verloren. Von diesem Ofen, den ich mir im Geiste leicht aus den Bruchstücken rekonstruieren konnte, war allerdings kein Stein mehr auf dem anderen. Aber Proben der Gläser lagen vieltausendfach umher, allerdings durchweg in kleinen Stückchen von Erbsen- bis Bohnengröße. Wahrscheinlich wurden die größeren Bruchstücke sorgsam zusammengeklaut, um immer wieder aufs neue eingeschmolzen zu werden.

Die Farbenskala, über welche die alte Hütte verfügte, war gar nicht so arm, wie ich es bei dem sog. Waldglase vorausgesetzt hatte. Vorab fand ich mehr als ein Dutzend verschiedener Nuancen von Grün, die aber alle als Verunreinigungen durch Eisen aufzufassen sind. Durch Kupfer grüngefärbte Stücke vermochte ich nicht aufzufinden.

Dafür aber Bröckchen von citrinfarbigem, feurigem Glase. Zu Gefäßen ausgearbeitete, muß dieses Glas sich wunderhübsch ausgenommen haben. Wenn dieser gelbliche Stich beabsichtigt war und nicht von zufälliger Beimischung kleiner Mengen von Rinde oder dergl. zum „Gemenge“ herrührt, so legt er Zeugnis ab für einen feinen Farbensinn des alten, längst vermoderten Schmelzers. Ferner fand ich mehrere Proben von Manganviolett und ein oder zwei kleine Bruchstücke eines Krystallglases von hohem Lichtbrechungsvermögen. Letztere Glasart ist, wenn überhaupt auf der Hütte ausgearbeitet, jedenfalls aus weither bezogenen Scherben zusammengeschmolzen worden. Ein Glas von dieser Schönheit und Lauterkeit konnten die alten Herren denn doch nicht hervorbringen. Um die Sammlung voll zu machen, entdeckte ich auch noch einige Stückchen eines stark opalisierenden Beinglases. Reste eines mit Kobaltoxyd gefärbten bleuen Glases hingen an einem Brocken von einer Art grobkörnigem Dina-stein. Dieser war augenscheinlich aus der Wölbung in den Schmelzhafen mit dem blauen Glase gefallen, welches ihn gewissermaßen kandierte. Ärgerlich hatte der Glasmacher den Eindringling entfernt und bei Seite geworfen. Fast ein halbes Jahrhundert später fiel er mir in die Hände.

Leider waren alle meine Bemühungen, eine Probe der fertigen Erzeugnisse selbst, wenn auch nur in zertrümmertem Zustande aufzufinden, vergeblich. Was ich gefunden und was mir einige Tage später von der Leitung des Riesengebirgs-Museums zu Hirschberg in entgegenkommender Weise übersandt wurde, sind lediglich Stückchen von Bodenglas aus den Häfen, Heerdglas und jene kleinen, länglich birnförmigen Gebilde, die der Glasmacher von dem Posten an der Pfeife abzieht, um diesen die gewünschte Größe zu geben.

Doch eine Spur ihrer Daseinsbedingungen haben jene alten verschollenen Glasmacher hinterlassen. Vielfach liegen Bruchstücke von Kochtöpfen umher, in welchem sie ihren Hirsebrei oder geschmalzte Hafergrütze am wärmespendenden Glasofen kochten. Es wird ihr Hausrat nicht umfangreich, noch kostbar gewesen sein.

Mit jener Schwäbin konnten sie singen:

„A Schüssle und a Häfele
Ist äll mei Heiratsgut.“

Es waren unglasierte Töpfe zwar auf der Scheibe, aber alle recht schlecht gearbeitet. Die Masse ist grobkörnig, porig und klebt an der Zunge. Die Färbung ist grau, gelblich oder rötlich. Das Breslauer Museum schlesischer Altertümer birgt vielfache gut erhaltene Geschirre aus dem 14. und 15. Jahrhundert, die einen Rückschluß auf das Alter der Fundstücke vom Quirl gestatten.

Sollte ein Leser dieser Zeilen durch einen glücklichen, archivalischen Fund in die Lage kommen, Aufschluß über die Errichtung oder die Eigentümer jener altehrwürdigen Betriebsstätte geben zu könne, so wäre eine Mitteilung als Beitrag zur Geschichte der Anfänge der schlesischen Glasindustrie jedenfalls hoch willkommen.

Breuer

Schlesische Bergwacht, Febr. 1963 –

**Das geheimnisvolle Dorf Quirl
zwischen Hermsdorf / Kynast und Petersdorf.1**

Von Dr.-Ing. Curt Liebich, Wolfenbüttel

Jedem Wanderer, der von Agnetendorf, Hermsdorf oder Petersdorf aus die Bismarckhöhe auf dem Matzlerberg wegen ihrer herrlichen Aussicht auf den Riesengebirgskamm aufsuchte, kannte auch das Quirltal, das von den Heimatforschern viel beachtet wurde und von jeher die Gedanken der Umwohner beschäftigt hatte. Es befindet sich in der Südostecke der Gemarkung Petersdorf an der Hermsdorfer Grenze.

Die etwas seltsame Ortsbezeichnung geht in der Tat auf das Küchengerät zurück und meint hier den Wirbel oder Strudel des rasch den Berg hinunter fließenden Wassers. In der Natur stellt sich das Petersdorfer Quirltal als hufeisenförmiger, nach Norden offener Kessel dar, durchflössen von einem Bach. Die Ausformung läßt vermuten, daß Schnee und Eis seine Bildung verursacht haben. Deutlich zeichnet sich eine Mittelmoräne ab, während die Endmoräne sich dem eigentlichen Tal vorgelagert und so den Quirlbach gezwungen hat, einen Umweg nach Nordwesten zu machen, anstatt auf kürzestem Wege dem Zacken zuzufließen. Die Sohle im oberen Teil des Kessels ist flach, während die Ränder und der Eingang am Bach entlang verhältnismäßig stark ansteigen.

Mancherlei Umstände haben zusammengewirkt, einen geheimnisvollen Schleier um das stille Waldtal und seine Vergangenheit zu wehen. Sagen von allerlei Gespenstern, dem Mann ohne Kopf, dem geheimnisvollen nächtlichen Leichenzug, regten die Einbildungskraft des Volkes an. Ein „Postweg“ führte am unteren Ende vorbei, an einem anderen Weg hätte aus Urzeiten eine Kapelle gestanden. Schließlich soll eine verschwundene Ansiedlung im Quirl gewissermaßen die Keimzelle von Petersdorf gebildet haben. So schreibt der schlesische Pastor Buquoi in seinen Reisebeschreibungen³ vom Jahre 1785: „Es standen Häuser im Quirl, einer Schlüchze zwischen den beiden Bergen auf der Mittagsseite. nicht weit von der Schölzerei mit

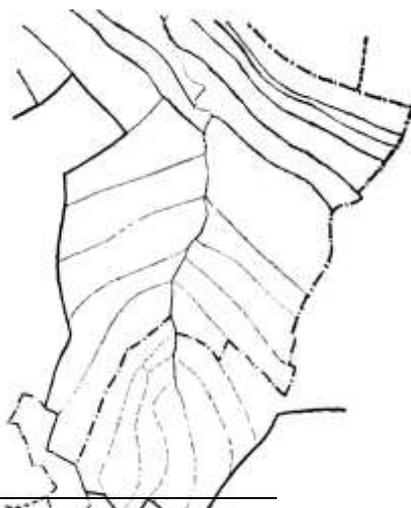
1 Auszug aus dem Buche des Verfassers: Werden und Wachsen von Petersdorf im Riesengebirge. Holzner-Verlag Würzburg 1961 (vgl. Bergwacht 1962. Seite 488).

2 Cogho: Neue Beiträge zu den Volkssagen im Riesen- und Isergebirge. In: Der Wanderer im Riesengebirge 1894. S. 5, 19, und 1896. S. 153.

3 Buquoi. E. F.: Reise nach dem Zackelfall im Jahre 1785. Fortsetzung der Briefe über einen Theil des schlesischen Gebirges als Beilage zur neuen Bunzlauer Monatsschrift.

einer Schänke, die man Zobtenschänke hieß.⁴ Diese sollen beim Einfall der Tataren in Schlesien gebaut worden seyn. Da dieser Ort nur schwer zu finden und sehr unzugänglich ist, so waren sie ziemlich von allen Überfällen sicher, und nach dem hergestellten Frieden zogen sie sich aus ihrer Wüstenei herunter zu Peters Mühle am Zacken. Von diesen haben noch ohnlängst zwei Häuser in Petersdorf gestanden, und das eine hat neuerlich erst der Handelsmann Rudeck eingerissen und neu gebaut.“ Buquois Freund, Pastor Heermann in Petersdorf, der geistige Vater dieser Erzählung, will sogar vier Häuser gekannt haben, die von den Quirlbewohnern nach Aufgabe des Dörfchens mit ins Tal hinabgebracht und dort nicht weit vom Zacken neu errichtet worden seien. Da Heermann, was Buquois nicht tut, für den Müller Peter die Jahreszahl 1402 angibt, so müßten diese Häuser ungefähr vierhundert Jahre gestanden haben. Als das Rudeck'sche Haus, durch das die Angaben nachgeprüft werden können, kommt aufgrund des Häuserbuches nur Haus-Nr. 207 kurz unterhalb des Zusammenflusses der beiden Zacken in Frage. Es gehört zwar zu den Häusern, die schon um 1600 bestanden, doch beweist diese Tatsache nicht viel für das Bestehen der Quirlsiedlung, Eine brauchbare Überlieferung ist indessen an versteckter Stelle niedergelegt und bis jetzt noch nicht beachtet worden. Auf Blatt 3 des Urbars von 1602 steht nämlich bei Bauerngut 3 in Hermsdorf der kurze Vermerk: „Quirle ist für Zeiten ein Dorf gewesen. so kegen Hermsdorf gehörig zur Kirchen, wie Dalcke berichtet. Es sollen aber dieselben Hayne oder der ganze Quirle dem Herren Seiner Gnaden gehörig und zu keinem Gutte erblich sein, sondern nur um den Zinß solange es der Herrschaft gefällig.“ Wenn hier der sonst unbekannte Gewährsmann des Schreibers, vielleicht ein Hermsdorfer Pfarrer, schon sagt: „Für = vor Zeiten“, so kann schon um 1600 keine Spur mehr von dem Dorfe vorhanden gewesen sein. Der gleiche Zustand des Flurteiles bestand noch 1644, als die Gemeinden Hermsdorf und Petersdorf um Nachlaß der Abgabe des sogenannten „Quirl- Hahere“ nachsuchten, wobei gesagt wird: „Die Quirlen, so hienther Petersdorf der Herrschaft zuständig .. und für den Fall eines abschlägigen Bescheides: „.. oder nimmet die Herrschaft die Quirlen zurücke, seet und brauchet sie selber.“ Dann hat sich das Rechtsverhältnis anscheinend vorschoben. Auf der Forstkarte von 1754/56 findet sich der Vermerk: „Die Quirl-Erbe, denen Hermsdorffer und Petersdorffer Unterthanen gehörig.“ Dazu ist zu erwähnen, daß bei den Zinszahlungen im Urbar und in den Kaufverträgen der Quirlhaber aufgeführt wird bei der Schölzerei, den Bauerngütern 3, 4, 5, 6 und 17 sowie bei den Gärten 2, 3, 4 und 16, also bei fast allen Besitzungen, die im Niederdorf in der Nähe des Quirls gelegen sind. Die Beträge; schwanken zwischen einem und neun Scheffeln. sechsmal werden drei Scheffel und zwei Viertel gegeben, was eine Art Richtsatz gewesen sein mag.

Dieses Zins- oder Pachtverhältnis schließt natürlich nicht aus. daß in früherer Zeit dort eine dörfliche Ansiedlung gewesen sein kann, die schon sehr zeitig, wahrscheinlich noch vor 1500, zur Wüstung wurde.



4 Nach einer 1894 aufgezeichneten Aussage des Nachtwächters Hermann Liebzig in Hermsdorf bezeichnete ein beraster Hügel am Krebsbüschel die Stelle, wo Trümmer und Kellergewölbe von „Zoappes - Koarles“ Gasthaus etwa bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts noch sichtbar waren.

Aufteilung des Quirlgebietes im Jahre 1862

Die heute vorhandenen Eigentumsgrenzen, wie sie auf dem Plan (s. Abb.) eingezeichnet sind, könnten diese Auffassung stützen. Die Berücksichtigung der Geländegestaltung belehrt aber eine« besseren: Es kann sich nur um die ehemaligen Pachtlandsgrenzen handeln, denn sie verlaufen fast alle rechtwinklig zu den Höhengichtlinien, während die Besitzgrenzen aus dem alten Dorfe Quirl her bestimmt ihnen nahezu parallel gelaufen wären, wenn man eine landwirtschaftliche Nutzung beabsichtigt hätte.

Über den Untergang des legendären Dorfes sind mehrfach Vermutungen geäußert worden.⁵ Zunächst deuten der Pestweg und die Sage vom Leichenzug auf eine bestimmte Ursache hin. Daß die in Frage kommende Seuche, wie Cogho annimmt, erst um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges gewütet hat, ist unter Berücksichtigung der Bemerkung im Urbar allerdings nicht möglich. Neuere Forscher greifen eine andere Überlieferung auf, ein Unwetter sei die Ursache der Zerstörung gewesen, und verbinden sie mit dem Untergang von Bronsdorf. Dort ist ein Wolkenbruch noch besser belegt, und die Zeit seines Auftretens um 1412 könnte mit der Aufgabe des Quirldörfchens auch ungefähr passen. Die an der gleichen Stelle und früher ausgesprochene Vermutung einer Zerstörung durch die Hussiten dürfte wohl eine allzu bequeme Übertragung des Schicksals der weiteren Umgehung sein. Ähnlich ist es mit der Vermutung von Buquoi vom Einfall der Tataren (1241) als Antrieb für die Entstehung des Quirldörfchens. Abgesehen davon, daß zu dieser Zeit das Gebirge wenig gangbar gewesen ist und die Besiedlung erst vierzig Jahre später einsetzte, erfolgte das Andringen und Zurückspringen der Mongolenflut so rasch, daß die Flüchtlinge kaum Zeit gehabt haben dürften, ausgerechnet diesen Winkel so schnell zu erreichen und zu besiedeln.

Wahrscheinlich weist eine Feststellung in der Natur den Weg zur richtigen Lösung. Nach Berichten von Breuer und Seydel⁶ wurde im Frühjahr 1895 die 20 ha große Waldwiese im Quirl — die Größe dürfte zu hoch gegriffen sein — für die Aufforstung mit kleinen flachen Gräben von zwei Schritt Abstand durchzogen. Auf eine Fläche von 25 bis 30 ar dicht gedrängt fanden sich „Reste einer alten Glashütte — Bruchstücke von Tonhäfen und Glasbrocken verschiedenster Art in sehr großer Menge, darunter solche von zittrinfarbigem feurigem Glas, stark opalisierendem Beingläsern größeres Stück mit Kobaltoxyd gefärbtes dunkelblaues Glas und kleinere Bruchstücke eines Kristallglases von hohem Lichtbrechungsvermögen“. von denen Proben nach Hirschberg in das Sudetenmuseum gebracht wurden. Seydel nimmt das Bestehen der Glashütte für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts an und glaubt, daß italienische Walen hierher die venezianische Kunst in der Herstellung farbiger Gläser gebracht und im Mittelalter die bekannten prächtigen Stücke für Deutschland geliefert haben. Die Schreiberhauer Glashütte hat nach dem Landbuch im ehem. Staatsarchiv Breslau A. Bl. 7 B im Cod. Bd. 20, S. 53, schon 1366 „von oltersher“ bestanden, und¹ eine unsichere Überlieferung sagt, daß sie vom Kratzbusch an der Nordgrenze von Petersdorf dorthin verlegt sei.⁷ Wer will behaupten, daß es sich nicht auch um die Quirlhütte gehandelt haben kann?

Aus den verschiedenen Überlieferungen und Tatsachen über den Quirl ergibt sich mit großer Wahrscheinlichkeit folgende Annahme: Zuerst wird wegen des ringsum anstehenden Waldes, der Wasser- und vielleicht auch der Untergrundverhältnisse eine Glashütte im Quirl errichtet worden sein. Nach der Ausbeutung der Wälder zogen die Glashüttenleute weiter, vielleicht erst in den oberen Teil des entstehenden Petersdorfes am Zackenknie, oder zur Stelle des späteren Vitriolwerkes, vielleicht auch schon nach Schreiberhau. In der verlassenen Rodung bildete sich eine unbedeutende Ansiedlung, die wegen ihrer Kleinheit nur allzu leicht durch ein Naturereignis oder eine Seuche veröden konnte. Das Land kam an die Herrschaft zurück, wurde zunächst auf Zeit, dann dauernd verpachtet, bis es endgültig in den Besitz von Bauern und Gärtnern aus Petersdorf und Hermsdorf überging. Die behaltene Stämme der verlassenen Holzhäuser haben einzelne Bewohner der benachbarten Dörfer, wahrscheinlich auch Pächter der Waldstreifen, der bequemen

5 Cogho: Neue Beiträge zu den Volkssagen im Riesen- und Isergebirge. In: Der Wanderer im Riesengebirge 1894. S. 5, 19, und 1896. S. 153.

6 Seydel, Hugo: Die deutschen Glashütten im Riesen- und Isergebirge. In: Müller-Rüdersdorf, Wilhelm: Schlesien, ein Heimatbuch. 2. Aufl. Leipzig. 1923.

7 Rohkam, Heinrich: Vom Glasmacherdorf zum heilklimatischen Kurort (= Schreiberhauer Heimatblätter.

Gewinnung wegen ausgebaut und ins Tal geschleppt, um sie zum Aufbau neuer Häuser zu benutzen. Die so entstandenen Häuser werden die Spitznamen „Quirl-Häuser“ bekommen und behalten haben, und so ist es erklärlich, daß noch gegen 1800 ein solches Hains abgerissen werden konnte, obwohl das, was in ihm wirklich von den Häusern im Quirl vorhanden gewesen war, schon längst der Zerstörung oder einem Umbau anheimgefallen war. Nach den Besitzverhältnissen von 1862 wurde endlich die von da ab geltende Teilungsgrenze durch die Quirlländereien gelegt, die 1754 noch nicht bestanden hat und gemäß der ein knappes Drittel (52 ha“) nach Hermsdorf, zwei Drittel (124 ha) nach Petersdorf kamen. Daß das gesamte Quirltal von jeher als Dorfteil oder gar als Urgründung zu Petersdorf gehört hat, ist nach all den gemachten Ausführungen recht unwahrscheinlich. Vermutlich war es bis zur Ablösung der Reallasten im Jahre 1850 immer im Besitz des Grundherrn, was nicht ausschließt daß zunächst zur Ausnutzung des Waldbestandes vorübergehend eine industrielle Siedlung in ihm bestanden hat.

Quirle ist für Zeiten ein Dorf gewesen. so kegen
Hermsdorffff gehörig zur Kirchen, wie Dalcke
berichtet. Es sollen aber dieselben Hayne oder
der ganze Quirle dem Herren S[einer] Gn[aden] gehörig vndt
zu keinem Gutte Erblich sein, sondern nur um
den Zinß. solange es der Herrschafft gefällig.

Wanderer im Riesengebirge 1896 – 4 **Zwei wiedergefundene Glashütten.** **Von Oberförster Bormann in Petersdorf i./R.**

Die wenig gekannte L e o p o l d s b a u d e liegt halbenwegs zwischen Hartenberg und die Ludwigsbaude auf dem linksseitigen Höhenzuge des kleinen Zackens. Von hier zieht sich r e c h t w i n k l i g zum kleinen Zackenthal das Kemnitzbachthal nach Ludwigsdorf zu, rechtsseitig begrenzt durch den Geiernberg Hüttenbusch-Zug; vorgelagert ist der Sandbergsattel und der Kemnitzbergabfall linksseitig Schmiedelsberg. In halber Höhe des rechtsseitigen Bergzuges finden sich am Baudenwege zwei zirka 1000 Meter auseinanderliegende Waldwiesen: die Rindelwiese und die Aust'sche Wiese auf welchen im vorigen Sommer die Spuren einstmaliger Glashütten aufgefunden wurden.

A. die Aust'sche Wiese liegt am roten Floß (das ganze Jahr Wasser führend). Fundstücke: Hafenschuttstücke, Tongefäße, einige Glastropfen und drei kleine Stücke fertigen weißen Glases. Vor 5 Jahren wurden dort vom Rost stark angegriffene Eisenteile beim Pflügen gefunden. Kurze Eisenrundstäbe, 1 Messer für den Hausgebrauch, Feuersteingewehrhahn.

B. Die Rindelwiese Hier konnten nur verschiedenartig gefärbte Glastropfen gefunden werden zirka 25 Zentimeter unter der Rasendecke liegend mit Spuren von Holzkohle, unterhalb des Weges. Dicht an der Oberseite des Weges steht dort ein sehr alter morscher Wassertrog, welcher das spärlich vom Geierberg herabfließende Wasser ansammelt. Dieser Wassertrog, dessen Zweck niemand sich erklären konnte, hat jedenfalls der einstmaligen Glashütte gedient und mag vielleicht später erneuert worden sein. Vom jetzigen Hüttenbusch liegen diese beiden Glashütten zirka 1200 – 2000 Meter aufwärts, es läßt sich daher annehmen, daß auch im Hüttenbusch selbst eine Glashütte gestanden hat, und diese beiden gefundenen die am meisten vorgeschobenen waren, deren Entfernung von Ludwigsdorf ca. 1 Stunde betragen hat. Auch scheint der Baudenweg damals schon vorhanden gewesen zu sein, sicher ist derselbe auf einer Karte vor 100 Jahren schon vorhanden, währen der Talweg an der Kemnitzbach herauf viel jüngeren Datums ist. Es wäre sonst unerklärlich, weshalb die Hütten nicht im Thale an der Kemnitzbach entlang angelegt waren, wo eine viel günstigere Verbindung mit Ludwigsdorf ermöglicht wäre. Übrigens sind in den allermeisten Fällen im ganzen Riesen- und Isergebirge die wichtigen Talwege erst in neuerer Zeit angelegt worden wie z.B. der Talweg Hartenberg – Flinsberg. Merkwürdigerweise finden sich im Tal des kleinen Zackens am Hochsteinhange ebenfalls in der Mitte des Hangs an einem ebenfalls über 100 Jahre alten Wege an zwei

Stellen genau solche Wassertrögel wie der der Rindelwiese, und liegt die Vermutung nahe, daß hier ebenfalls noch zwei alte Glashütten gestanden haben; der eine Wassertrog liegt am Rand einer Wiese, der andere mitten im Altholz. Meine etwas eiligen Nachforschungen ergaben leider noch nichts, obgleich in der Nähe des ersten Troges ebenfalls unter der Rasendecke ein Stück blaues Glas gefunden wurde, welches leider wieder abhanden gekommen ist. Von dort führt ein recht alter Fußsteig nach Schreiberhau. Diese alten Wassertröge, welche sonst hier nirgends vorkommen, haben sicher mit alten Ansiedlungen Zusammenhang. Um Pferde bei der Holzabfuhr zu tränken, legte man nirgends Wassertrögel an, da bei event. Holzeinschlag diese stelle auch nur für kürzere Dauer benutzt werden konnte. Jedenfalls scheinen diese alten kleinen Glashütten, welche vom Fuß der Berge allmählich bis zur Landesgrenze (Hoffnungsthal) vorgeschoben wurden, zahlreicher als man bis jetzt glaubt, gewesen zu sein. Zu allen Aufschlüssen über die Vorzeit unsres Gebirges bilden die aufgefundenen Glashütten gewiß ein schätzenswertes Glied, dessen Einreihung dem Forscher unschwer gelingen wird. Herr Bräuer hat uns meisterhaft in Nr. 155 des „Wanderer“ (1895) diese Glashütten und ihren Betrieb geschildert.

Will-Erich Peuckert Gross-Iser Waldland

Doch wie schön war der Dämmert! Was hat mehr verlockt, als jene beinahe verdunkelten Schriften der Walen wieder auszu-graben, als ihnen nachzugehen. Man hielt sie damals für Betrug. Warum soll aber Betrug sein, was man nicht versteht? Ich habe in ihren Texten keinen Betrug entdecken können. Sie sprachen oft von der Iser, wo wir sieben Jahre wohnten, und daß sie Edel-steine mit sich führe, kleine Splitter Gold. Man hätte dies Gold durch Seiffen aus dem Sand gewonnen. Wir machten uns Sicher-tröge und dann haben wir versucht, und es kam Gold zum Vor-schein. Unsere Freunde staunten; ich aber staunte nicht, ich wußte, daß man es so finden müßte. Nun hatten wir auch ein Recht, den alten Wegen nachzugehen, auf denen die Walen sich durch das Gebirge gewunden haben. Es fing so an, daß wir das »Hermsdorfer Büchel« ausprobierten, und daß die längst nicht mehr gegangenen Steige uns verlockten, der durch das Isermoor und über das Strittstück zu der Grünen Lehne, zum Schwarzen Teiche und in den toten Wald am Flusse, wo es auch im Sommer noch unheimlich in der Erde gurgelt, und wo die Hirsche halten; Erde und Teiche dunsten säuerlich, der Moorgeruch hängt wie ein dicker Brodem überm Land, steigt in die Kronen und ver-fängt sich in den Knieholzsträuchern, — das ganze Isermoor war ja ein einziger Knieholzrasen, die Iser, wie wir sie nannten, oder Groß-Iser auf der Iserwiese, war nur ein in die Knieholzmoore eingestreutes Baudendorf. Und Wollgras wehte sommers und die Trunkelbeere blühte, Zwergbirken und Zwergwacholder krochen in den Nässen — dazwischen wand immer wieder sich das Band der Iser, die in der Abendsonne braun vom Grunde widerschien. Und kleine verwetternete Baudenhäuser, ganz aus Holz gezimmert, der Sturm hatte es zu einem silbrigen Grau gebleicht! Hoch über dem Hochtal hing der Himmel des Sep-tember. Zwei Kämme schlossen die Iser ein, der Hohe Iserkamm, von dem die waldigen Häupter sich um wenig erheben: die Tafelfichte im Westen, und die Blauen Steine, die Grüne Koppe mit dem langhinwallenden Fichtenmantel überm Dorfe, — im Süden und halb nach Westen war's der Mittlere Iserkamm, von dem die Zimmerlehne ihren Steilsturz zeigte, und über dem Dorfe standen Wolfsnest, Henrichsteine; ganz drüben im Westen strich im Abendrot ein dritter Kamm, — nicht wie sie heißen, war so wichtig, als ihr stilles Wogen. Sie wuchsen wie eine grüne Mauer um das Dorf; das Atemholen des Windes in den Kronen war der Odem, in dem das Dorf sich regte und wir selber Atem fanden; der Ruf der Hirsche im Herbst stand unter unseren Fenstern, und er erregte die Menschen, daß sie sich kaum halten konnten — der Nebel vom Moor quoll in die niederen, dicht verhängten Stuben. Und doch, wie ganz unwirklich zogen die Kämme um das Dorf! Wie menschenfern — wie außer allem Gram und Leid! Wie ein Stück Ewiges, in das das Menschentum sich schließt. Ich könnte sie heute noch mit jeder ihrer Senken malen! Ich seh sie heut noch, bläulichgrün, im Lichte vor mir liegen —

Das war das Land! Ein Land von Gnade seiner tiefen Wälder.

Und ihre Stege hüllten jene Geheimnisse ein, von denen ich sagte, und die noch viel mehr betreffen, als

nur die Walen, und die alte Heimat Rübezahls. Es gibt nichts Böseres als die Wälder! Es war Winter 1918, und ich kam auf den Schneeschuhen heim von Schreiberhau. Der Schnee ward mürbe, alles Wachsen half nichts mehr; am Pferdellochwege packte es mich für fünf Minuten; ich stand, — das Stehen tat so wohl, man ruht so gut aus — nach fünfzehn Kilometern Schneeschuh ruht man gerne aus. Ich dachte: nur einmal sitzen dürfen! Nur für drei Minuten! — Ich hab' mich aufgerissen, und ich hab' dann noch versucht, den kürzesten Weg quer über den Michelsbaudenplan zu nehmen. Da hinten verriet der Wald mich! Wo die Spuren liefen, kam eine Blöße — auf der Blöße hatte es geweht, die Spur war fort — ich fand sie nicht mehr wieder — ich bin zuletzt nur auf das Wolfsnest zu gefahren, und traf am hintersten letzten Hause der Iser in das Dorf. Als ich zu Hause ankam, brach ich in der Tür zusammen; an meinen Füßen war kein heiler Fetzen Haut geblieben; sie waren nur rohes Fleisch. Am andern Morgen aber wachte ich auf, da heulte ein eisiger Schneesturm schon seit Stunden übers Dorf; er hätte den Müden ohne Erbarmen meterhoch verweht. So ist der Wald.

Und er ist dennoch gut! Wenn man die letzten gebahnten Wege hinter sich gelassen hat, und nichts ist mehr als die unendliche Weite über einem, ein Gipfelmeer vom Kemnitz- bis zum Wel-schen Kamme, — die letzten Bäume unter der sturmumtosten Höhe ducken sich, sie Weichen zurück, der Rücken des Berges dehnt sich hoch, liegt tief im wilden Schwingel. Und dann kommt der Wind, ein sachter Wälderwind, und er streicht hin durchs Gras; die dürren Halme singen eine klippende Melodie, und nichts ist da als die unendliche süße Einsamkeit. Weit über das Land her fahren die Wolken: weiße Segelschiffe. Ihr Schatten eilt an den blauenden Wälderrücken hin. An einem Hange quillt der Rauch von einem Feuer.

Wie gut es ist, dies alles einmal sehen zu dürfen! Wie gut es ist zu wissen, daß die Wälder sind und sirrender Schwingel und die weißen weiten Wege, und die Zygänen spielen um ihre Rasenborde! Fern — zwischen den Bäumen — leuchtet unten eine kleine Wiese. Ich weiß sie längst. Ich suchte sie ja seit vielen Jahren, sie scheint von hier in einem freundlichen smaragdnen Grün, und mitten auf dieser Wiese ist es wie ein Gärtchen. Ein wilder Garten — wie ihn manchmal die Gebirgler treffen, ihn einmal treffen und in ihrem Leben nicht mehr wiederfinden; verhutzelte Äpfel stehen da, die zu Weihnachten erst reifen. So sehe ich diesen Garten, drüben in den Bäumen, hundertmal. Wer aber hinabgeht, dem verwirren sich alle Wege. Er geht und geht — und kommt doch niemals zu dem Garten. Und wird von diesem Baume niemals einen Apfel pflücken.

Der Wald will seine letzten Märchen ganz für sich behalten.

Wie er die Menschen hält. Wer einmal seine Wasser trank, die eisigkühl und süß sind und nach Wälderrauschen schmecken, der kommt sein Leben lang aus seinem Zwange nicht los. Und er vergeht vor Heimweh, wenn er ausgetrieben wurde.

Und trotzdem ist er der strenge Zwingherr dieser Menschen. Er nährte sie wohl, denn er gab ihnen Arbeit: Holzfällen und Holzrücken [das ist das Abfahren des gefällten auf den großen Hörnerschlitten. Im Walde sichelten die Iserweiber auch das harte Gras, mit dem sie die Kühe sommers fütterten, denn das bisschen »Wiesewachs«, das ist das auf den Planen unterm Hause gedeihende Gras, blieb für den Winter, wurde im Juli und August zu Heu gemacht; erst wenn das eingebracht war, wagten die Leute auszutreiben; da läuteten die Herden, — jede Kuh trug ihre Schelle, und das »Weedooh« der Hirten füllte das dunkelgrüne Tal, — bis sie hinaus und in den hohen Schwingel treiben durften. Der Wald war nicht nur Arbeitsort und Futterstelle; er regelte auch ihre Zeit: das Frühjahr ging dann an, wenn sich zu Anfang Mai die Wälderwege öffnen wollten — er schloß sie mit Schnee und Kälte, wenn Martini kam. Der Wald ging in ihr Blut; er rüttelte sie erregend auf, wenn aus den Dickichten in der Dämmerung die Hirsche treten — Und sie waren grausam, hart und böse wie der wilde Wald. Im Harrachsdorfer Wildzaun hielten sie einen weißen Hirschen. Da sind drei von der Iser ausgegangen, ihn zu holen. Die Jäger sind aber stets auf ihrer Hut gewesen; wie die drei Wilderer kamen, schossen sie den einen an. Wie die Ertappten nun nach Hause fliehen wollten, da konnte der Schwerverwundete schließlich nicht mehr mit. Drauf spricht der eine von den beiden, die ihn schleppen, zum zweiten: »Hör, du, Gustav! Geh du ein bisschen vor!« Und wie sie sich dann nach einem Weilchen wieder finden und dieser fragt: »Wo ist denn unser Kamerad?« — kriegt er zur Antwort: »Der verrät uns weiter nicht.« Da hat er den Ange-schossenen doch schnell totgemacht und hat den Kopf beiseite — unter einen großen Wurf — begraben. Ein Wurf, das ist der Wurzelboden einer ausgebrochenen Fichte, wenn sie den mit-nimmt und wie einen Teller in die Höhe hält. Der mir das Stück

erzählte, war der eine von den beiden; ich weiß noch heut nicht, ob der Mörder oder nur der andere.

Rübezahl - Sage und Wirklichkeit von Ullrich Junker, Bodnegg

Wer das Museum in Hirschberg besucht, findet vor dem Gebäude eine seltsame Figur. Diese Figur stellt die älteste Darstellung von Rübezahl dar. Rübezahl schreitet mit züngelndem Adlerkopf, mit Hirschgeweih auf Bocksbeinen nach Westen der Schneekoppe zu. Der Korpus gleich dem eines Löwen, außerdem hat er einen zweiteiligen Löwenschweif. In der schlesischen Mundart wird ein Schweif "Zagel" genannt.

Mit dem Leiter des Muzeum Okręgowego w Jelenia Górze (bis 1945 Riesengebirgsmuseum), Herrn Direktor Stanisław Firszt, und Frau Stefania Zelasko konnte ich im Mai 1999 eine Diskussion über diese älteste Darstellung Rübezahls führen. Wir waren bald einer Meinung, daß diese Darstellung wenig mit der uns bekannten Sagengestalt zu tun hat.

Riesen- und Isergebirge waren noch im 18. Jahrhundert. undurchdringlicher Urwald. Wer das Gebirge durchstreifen wollte bediente sich ortskundiger Führer. Das Vordringen der Glashütten in diesen Urwald hatte zur Folge, daß auf den gerodeten Waldflächen sich nach und nach Familien ansiedelten. Ebenso verhielt es sich mit dem Bergbau. Der Bergbau im böhmischen Kuttenberg verschlang Unmengen an Holz für den Stollenbau und die Verhüttung der Erze. Das Holz wurde im Riesengebirge geschlagen und auf den Bächen und schließlich auf der Elbe bis Kuttenberg geflößt. Um die Bäche und die Elbe zum Flößen kurzzeitig anschwellen zu lassen, wurden die Wässer in Klausen gestaut.

Aus Tirol wurden hierzu Holzknechte, die sogenannten Schwazer geholt. Die Familien Adolph, Bradler, Buchberger, Endler, Hofer, Hollmann, Krause, Zinecker, Sagasser usw. führen ihre Herkunft auf diese Einwanderer zurück.

Der Chronist Simon Hüttel berichtet in seiner Trautenaür Chronik: "A . d. 1591 am pfingstdinstag sind 3 hundert schwazer holzknechte gen Trautnaw auf den schlozshof kommen, woselbst sie der Rath bewirtete"

Infolge dieser Holzwirtschaft durch die Glashütten und den Bergbau wurde das Iser- und besonders das Riesengebirge den Bewohnern vertrauter. Bis in die größten Höhen des Gebirges entstanden die Bauden. Die älteste Darstellung von Rübezahl finden wir auf der Karte von Martin Helwig von 1561.

Das älteste Landschaftsgemälde des Riesengebirges von dem Chronisten Simon Hüttel, deren Entstehung man zwischen 1576 und 1585 ansetzen kann, zeigt eine Rübezahl -Darstellung ähnlich, wie auf der Karte von Martin Helwig. Wir finden Rübezahl am Mittagsstein dargestellt. Die Örtlichkeit auf dieser Karte wird als "Rubenzagel Nest" angegeben.

Eine sehr alte Beschreibung von Rübezahl finden wir in der Tiroler Chronik des Tiroler Vizkanzlers Matthias Burplechner aus dem Jahre 1619, vorhanden im Tiroler Landesarchiv, Hieher kann auch gezogen werden die Histori von dem Geist Rübzagl genant, so sich vor Jahren bey dem Goßleberischen Bergwerch an Harz in dem Hürzogthumb Praunschweig aufgehalten hat. Diser hat sich in villen orthten, sonderlich bey der Statt Goßlär alle Sambstäg in Gestalt aines Minichs sechen lassen, und mit den Leithen geredt, doch Niemandt nichts gethan, hat auch seine eigene Gruben, Bergwerch und Berg Leith gehabt die Jhme gar gut und reiches Ärzt gewonnen, und erobert haben an einem Berg der Rambsberg genant, so erfunden worden ist bey Regierung des grossen Kayßers Ottonis. Dißer Geist hat alle Sambstäg seine Arbeitheer fleissig außge Zahl, und Jhnen mehrern Lohn geben, alß die andere Gewerckhen Jhren Knappen gegeben haben. Der vrsachen haben sie auch vill Spoth und seltsame abentheyr von denen anderen Knappen ausstehen miessen. Darauf hat sich der Rübzagl Jhrer angenommen, und Zu denen Bergknappen gesagt, Sie solten seine arbeitheer mit Ruhe lassen, oder Er wolte Sie dermassen wider tröffen, daß Sie eß empfinden solten, alß Sie aber nit nachlassen wollen;

sonder Jederzeit mit allerlay Spoth worten forth gefahren seynd, ist der Brauch deren orthen, wan die Knappen in der Gruben sollen Schicht haben, so klopft der Hütman auf einen Schacht, und fahren die Knappen auß. Nun hat der Rübzagl einbmahls zimlich fruhe vor der gewohnlichen Zeit seinen Knappen außgeklopffet, da hat sich ainer zu Lang aufgehalten; ist aber schon mit dem ainen füß herauß, mit dem anderen aber noch auf der Fahrt gewest, der Rübzagl Spricht Jhm zü Eille, ich kann nit länger warthen und hat gleich darauf denselben berg, darinnen noch bey 350 Knappen in der arbeith gewessen seynd, die deß Rübzagls arbeiter also geplagt haben, mit grossen Ungestieme eingeworffen, dermassen, daß Sie alle erschlagen worden, und das Blüth daruon zum Stollen herauß gerunnen ist. Obbemelten Knappen, so sich was wenig verhindert, hat der Berg den ainen Füß abgeschlagen, und haben die Bergleüth daselbsten noch Heutig Tags das Sprichworth, wann Sie ainen Knappen sehen, der da hinckht, so Sprechen Sie: siehe, das ist auch deß Rübzagls seiner arbeiter einer gewesen. Das Ärtzt so Jhme seine Knappen gewohnen, hat er unter 7. Büchene Pämbe, die mächtig alt, und dickh gewesen, vergraben, und v. dem Tag an, da Er das Bergwerch eingeworffen, hat an derselben Gruben kainer arbeiten können, und das Ärtzt, so er vergraben ist auch nit mehr gefunden worden inbmahls ist des Herzog v. Praunschweig Berg Hauptmann einer zimlich bezocht bey Nacht in die Gruben gefahren, zu besichtigen, ob die Arbeiter fleissig Ihre Schichten verrichten. Alß er nun auf ainen schmalen schacht khommen, ist Jhm obgemelter Rübzagl in gestalt eines Mönichß so schnell und geschwind nachgefahren, daß er Jhm nit mehr ausweichen können. Er hat ein Paar augen gehabt, wie ein grosses Paar Glaß Scheiben, vnd sein Gruben Liecht, war wie eine grosse Schissl, und hat über, und über das Inbleth darab geflossen. Der Berghauptmann war in grosser gefahr, und Sorg, der Rübzagl wurde Jhme das haisse Jnsleth über den Kopf schitten, und verbrennen oder Jhn von der fahrt stossen, daß Er zü Stuckhen erfalle, er ist aber wie ein Kalter wind neben Jhn hinweckh gefahren, nichts Zü gesprochen, auch nichts versöhrt. Bemelter Berghauptmann hat Jhm ain Weil nachgesehen und wahrgenommen, wie der Rübzagl in die Thüeffe khommen, daß er daselbsten verschwunden ist, darauf ist er widerumb mit Zittern auß der Gruben gefahren, und verlobt nunmehr bey Nacht in Khain Bergwerch zu khommen. Dißer Rübzagl hat sich hernach in die Schlesi begeben auf ringhältiges Kupfer Bergwerch haist das Reißen Gebürg, so denen Goztschen gehörig, da findet mann vill Knappen, auch welsche, und andere Leuth, so dißen Ärtzt nachgehen, zu denen Kombt der Rübzagl zu vnseren Zeiten auf die arbeit in leiblicher gestalt eines Mönichs, redet mit Jhnen, und sagt, Sie sollen von der arbeit abstehen, Sie richten nichts auß, das Bergwerch seye sein, und der Mensch, dem eß beschert, seye noch nit gebohren, thüt aber Niemandt kein ybl, allein hat Er bißweillen sein Kurzweil mit denen arbeiteren, dann wan die Leith in daß Gebürg gehen, vnd etlich Tag darauf miessen verbleiben nehmen Sie dessthalber allerlay Proviant, vnd Feyrzeig mit Jhnen, Bratten daselbst, und sieden allerley Speissen, so khombt bißweillen offt gedachter Geist und legt ein Spiß voll Kroten, Eydexen und anderes Vngeziffer an die Stelle, lachet Jhrer, und gehet daruon. Item wann die Pauren, vnd Ihre Weiber, die daselbst wohnen, über daß Risen Gebürg gehen, und Schmalz, Äyr, oder ande sachen zum Marckht tragen, so khombt dißer Geist, und redet mit Jhnen, Spottet Jhrer auch, und nimbt Jhnen auß denen Körben, was Sie tragen, legt Entgegen Stain darein, daß Sie schwer zutragen haben, und wann Sie nur khain Böses wort außgeben, und achtens nit, so gibt Er Jhnen alle sachen wider, und ist derselben orthen dißer Rübzagl so bekhant, daß Jedermann von Jhme zusagen weiß, wie dann sollches auch bezeigt die Böheimische Mäppen, darinnen Schlesien, Mähren, und andere dem Königreich Böheimb in Corporierte Landt abgemahlt seynd, da stehet oben auf dem Rißenberg zu vorder ist auf ainem Völßen ain kleines Mönichl, so dißen Rübzagl bedeithet. Wer noch mehr von diesen, und dergleichen Berg Männlen zu wissen begehret, den will ich gewißen haben zu den Abbt v. Spanheim Herrn Johann Trithemium, so in dißen sachen vill schönere fragen in Druckh hat außgehen lassen, bey Lebzeiten des Kayßers Maximiliani des Ersten, wie auch zu des Herrn Martini de Rio Societatis Jesu Prosbÿteri Disquisitiones Magicas, so ao: 1603 getruckht seynd worden in der Statt Menz.

Liber 3tius Cap. 1

Johann Trithemius, wurde als Johann Zeller im Jahre 1462 in Trittenheim bei Trier geboren. 1482 Eintritt in den Benediktinerorden OSB. Später wurde er Abt vom Kloster in Sponheim bei Koblenz. Er starb am 13.12.1516 in Würzburg. Tilman Riemenschneider hat sein Grabmal geschaffen.

Liber 3tius Cap. 1

Johann Trithemius, wurde als Johann Zeller im Jahre 1462 in Trittenheim bei Trier geboren. 1482 Eintritt in den Benediktinerorden OSB Später wurde er Abt vom Kloster in Sponheim bei Koblenz. Er starb am 13.12.1516 in Würzburg. Tilman Riemenschneider hat sein Grabmal geschaffen.

Der Jesuit Martin Delrio (auch del Rio) hat ein 3 bzw. 6 bändiges lateinisches Werk über Zauberei unter dem Titel "Disquisitionum Magicarum libri sex" veröffentlicht, erstmals 1599 erschienen.

Dr. Matthias Burglechner, beschreibt in seiner Tiroler Chronik im Jahre 1619 die Lokalitäten im Harz um den Rammelsberg und im Riesengebirge erstaunlich präzise. Matthias Burglechner, geb. 1573 in Innsbruck, studierte Jura und schloß 1597 sein Rechtsstudium mit der Erlangung des Doktorgrades ab. 1614 erhielt Burglechner die reiche Pflege zu Freundsberg und Schwaz, und im Jahre 1620 wurde er Vizekanzler von Tirol.

Der Bergbau und die Holzwirtschaft haben den Harz, das Riesengebirge und die Gegend um Schwaz in Tirol geprägt. Schwaz gilt als die Wiege des Bergbaus in Europa. Es ist verblüffend, welche guten lokalen und geschichtlichen Kenntnisse Burglechner über den Harz und das Riesengebirge hatte. Der Harz gehörte zum Herzogtum Braunschweig und somit unterstand der Bergbau am Rammelsberg dem Herzog von Braunschweig. Seit den Zeiten der Regierung von Kaiser Otto (936 – 973) wurden am Rammelsberg Bergbau betrieben. In der Überlieferung wird von einem großen Unglück mündlich berichtet; es wird auch von 350 Verunglückten berichtet. Mathesius/Sarepta (1562) und Happel (1683) berichtet über ein Unglück, bei dem an einem Tag –ztlich hundert Häuer verfallen sind. Diese Darstellung ist leider nicht durch Urkunden belegt. Hernach hat sich Rübezahl in die Schlesj gegeben, Das Kupferbergwerk gehören den Gözsch, Schlesj ist eindeutig Schlesien. Bei den Gözsch handelt es sich um die späteren Reichsgrafen Schaffgotsch, denen große Teile des Iser- und Riesengebirges bis Kriegsende 1945 gehörten. Der Name Schaffgotsch ist aus "Shap" und "Gotsch (Götz, Gotthard)" entstanden. Bis ins 15. Jahrhundert nannte sich die Familie Gotsche Schöff.

Bei den genannten Walen handelt es sich um die Venediger, die im Iser- und Riesengebirge nach Edelsteinen und Erzen suchten. In den Walenbüchern haben die Venediger die Fundstellen und die Wege dorthin mit Angaben von Orten und Felsen beschrieben. Zeichen an Felsen, die sogenannten Walenzeichen sind bis in unsere Zeit erhalten geblieben. Cogho berichtet in seinem Buch "Sagen aus dem Iser- und Riesengebirge" darüber. Ebenso berichtet die Zeitschrift "der Wanderer im Riesengebirge" über die Walen.

Weitere Gemeinsamkeiten:

Am 25.8.1548 wurde Herzog Heinrich von Braunschweig erlaubt, 40 Knappen von Schwaz und ebenso viele von Kitzbühel und Sterzing für den Bergbau seines Landes anzuwerben. Die Zisterzienser hatten einen großen Einfluß auf den Bergbau im Harz. Bei der Besiedelung in Niederschlesien haben ebenfalls die Zisterzienser eine Rolle gespielt. Das Kloster Grüssau wurde 1242 von Benediktinermönchen aus Opatowitz in Böhmen gegründet. Im Jahre 1292 übernahmen die Zisterzienser aus Heinrichsau das Kloster. Der in der Stiftungsurkunde erwähnte Name "Grissobor" (Grüssau) bedeutet dunkler Wald. Dieser dunkle Wald war der Urwald, der Böhmen und Schlesien trennte. Es ist auffällig, daß Rübezahl im Harz und auch im Riesengebirge in einer Mönchskutte auftritt. Hier ist ein Bezug zu den Zisterziensern denkbar. Daß sich die Zisterzienser auch mit dem Bergbau beschäftigten, geht aus einer Urkunde hervor. Am 15. Aug. 1570 erteilt der Abt von Grüssau dem Richter Jakob Rabe aus Oppau bei Schatzlar die Erlaubnis "Kohle zu hacken".

Älteste Vorkommen des Namen "Rübezahl":

Im Görlitzer Achtbuch findet sich im Jahre 1426 ein Eintrag, daß ein Nickol Rubenzahl von Warnsdorf Urfehde geschworen habe.

1430 erwerben ein Nicol Rubezail in der Freien Reichstadt Mühlhausen in Thüringen und sein Bruder

(oder Sohn ?) das Bürgerrecht.

Weitere Namensvorkommen:

1228 April 13. Ruobzagel Burgmann auf Hildenburg oder Lichtenberg (Lkr. Mellrichstadt)

1230 Hermannus Rubczagil, genannt im Würzburger Copialbuch

1262 Heinricus Ruobezagil, Zinsmann zu Weildorf bei Aöberlingen (Bodensee)

1326 Rübzagal, in Nürnberger Rechtsquellen

1402 36 Valtin Rubeczale zu Seilitz (Meißen) Es spricht vieles dafür, daß es die Person "Rübezahl" wirklich gegeben hat. Rübezahl hatte ausgezeichnete Bergbaukenntnisse. Seine Kunst, die Erze zu heben, brachte ihm sicherlich viele Neider. Wer im frühen Mittelalter bedeutend erfolgreicher war als andere, mußte der damaligen Zeit entsprechend mit der Macht der Finsternis in Verbindung stehen. Dies erklärt auch die Bocksfüße in der ältesten Rübezahldarstellung.

Möge dieser Artikel dazu anregen die Rübezahlforschung zu aktivieren.

Literaturhinweise und Quellen:

Tiroler Chronik des Tiroler Vizekanzlers Matthias Burglechner aus dem Jahre 1619

Tiroler Landesarchiv, Handschrift: Sign. LR HS Nr. 6000/1

„Erste Land-Charte vom Herzogtum Schlesien“ aus dem Jahre 1561 des Breslauer Rektors Martin Helwig

Miloslav Bartoš und Zdena Nováková

Das älteste Landschaftsgemälde des Riesengebirges von dem Chronisten Simon Hüttel

Krkonošské muzeum Vrchlabí, 1997

Robert Cogho u. Will-Erich Peuckert

Volkssagen aus dem Riesen- und Iser-Gebirge

Verlag Otto Schwartz & Co Göttingen, 1967

Gerhard Heilfurth

Bergbau und Bergmann in der deutschsprachigen Sagenüberlieferung Mitteleuropas

N.G. Elwert Verlag Marburg, 1967

Zeitschrift: Der Wanderer im Riesengebirge:

Josef Honsalek u. Robert Cogho „Venediger in Agnetendorf“, 1893

Robert Cogho „Die Walen im Riesen- und Isergebirge“, 1893

Dr. Herbert Gruhn „Die älteste Bildkarte des Riesengebirges“, 1937

Dr. Hellmut Rosenfeld „Rübezahl und sein ältestes Bild“, 1939

Zeitschrift „Veselý výlet“

Antonín Tichý „In Žaclěb wird wieder eingefahren“ Sommer 1999

Zeitschrift Genealogie

Ernst Wechmar „Rübezahl – Sage und Wirklichkeit“ Heft 1, Jan. 1970

TEXTE / TEXTS

**RIESENGBIRGE / KARKONOSZE
ISERGBIRGE / GÓRY IZERSKIE**

